Deutsches Lesebuch

für die

unteren und mittleren Klassen

der

höheren Schulen Belgiens

Bearbeitet und herausgegeben

von

Fel. August Braun

Lehrer am königlichen Athenäum in Gent

L'EMPLOI DE CET OUVRAGE EST AUTORISÉ DANS LES ÉTABLISSEMENTS DE L'ÉTAT

LIÉGE
H. DESSAIN, IMPRIMEUR-ÉDITEUR
RUE TRAPPÉ

Deutsches Lesebuch

für die

unteren und mittleren Klassen

der

höheren Schulen Belgiens

Bearbeitet und herausgegeben

von

Fel. August Braun

Lehrer am königlichen Athenäum in Gent

4e Auflage

L'EMPLOI DE CET OUVRAGE EST AUTORISÉ DANS LES ÉTABLISSEMENTS DE L'ÉTAT

LIÉGE
H. DESSAIN, IMPRIMEUR-ÉDITEUR
RUE TRAPPÉ

1881

Vorwort.

Durch die Herausgabe des vorliegenden Lesebuchs wünsche ich zuerst zur Beförderung und Hebung eines gründlichen deutschen Unterrichtes in den belgischen Lehr-Anstalten mitzuwirken. Es ist allerdings nicht zu verkennen, daß wir eine bedeutende Anzahl von Lehrbüchern dieser Art schon besitzen; allein nach den vollgültigen Urtheilen praktisch erfahrener Schulmänner sind dieselben wenig geeignet, den Bedürfnissen unserer Zöglinge vollends zu genügen. Der gegenwärtige bescheidene Versuch wird deßhalb bei Lehrern und Erziehern keine ungeneigte Aufnahme und Beurtheilung finden. Es ist dabei zunächst meine Absicht gewesen, eine hinreichende Menge passender Lesestücke zusammenzustellen und dieselben den Anforderungen unserer verschiedenen Klassen der Mittelschulen (écoles moyennes, colléges et Athénées) gemäß zu ordnen. Dabei glaubte ich, die Bestimmung dieser Lehr-Anstalten, so wie die Bildungsstufe der Schüler nicht aus dem Auge verlieren zu dürfen. In ersterer Hinsicht schloß ich sorgsam alle Producte aus, von denen ein nachtheiliger Einfluß auf die zarten noch nicht zur vollen Selbständigkeit gereiften Jünglinge zu befürchten sein möchte.

Damit auch der Allseitigkeit, eine unerläßliche Forderung der ächten Erziehung und Bildung, so viel als möglich genügt würde, nahm ich bei der Auswahl auf Mannigfaltigkeit und stufenweisen Fortgang vom Leichten zum Schweren, sorgfältig Rücksicht.

Ich habe, aus wohlerwogenen Gründen, keine Sprach- oder Sacherklärungen beifügen wollen; einmal weil dies Sache des Lehrers ist, und anderntheils, damit die Selbstthätigkeit der Schüler sich freier und unbeschränkter bewegen und ausdehnen könne.

Daß meine geringfügige Arbeit, der ich mich mit großer Liebe unterzog, eine freundliche Aufnahme finden und zur Bildung der studirenden Jugend ein Scherflein beitragen möge, das ist mein aufrichtigster nnd herzlichster Wunsch.

Gent, im Januar 1860.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichniss.

I. Theil a.

Kleine Erzählungen.

I. Theil b.

Fabeln und Anekdoten.

II. Theil a.

Größere Erzählungen.

II. Theil b.

Beschreibungen und Schilderungen.

II. Theil c.

Märchen und Sagen.

II. Theil d.

Dialoge.

III. Theil a.

Geschichtliche Darstellungen.

III. Theil b.

Gemeinnützliches.

Poetischer Theil.

I. Fabeln und Parabeln.

II. Lyrische Gedichte.

III. Erzählungen.

VI. Balladen und Legenden.

Gute Anwendung der Zeit.

Nichts vergeht geschwinder, als die Zeit; und dennoch ist für den Menschen nichts wichtiger, als sie. Jeder Augenblick, der nicht wohl angewandt wird, kann für verloren geachtet werden. Nur von der guten Anwendung unserer Lebenszeit, nicht aber von der Menge unserer Tage hängt unser Glück ab. Nur thätig, nützlich sein; Gutes denken und Gutes thun, heißt wahrhaft leben. — Darum suche immer verständiger, weiser und besser zu werden, recht viel Gutes zu schaffen und auf alle dir mögliche Weise zu nützen. Mit jedem Augenblick kommen wir dem Grabe näher, und nur dann läßt sich's gut sterben wenn man gut gelebt hat.

Joachim Heinrich Campe.

I. Theil a.

Kleine Erzählungen.

1. Der Knabe und der Alte.

Ein Knabe war einst so nahe an einem Brunnen eingeschlafen, daß er sich nur ein wenig zu bewegen brauchte, um hinein zu stürzen. Indem ging ein Greis vorüber. Er sah ihn, erschrak, trat leise hinzu, faßte ihn beim Rocke und weckte ihn auf. Kaum war der Knabe erwacht, so schimpfte er den alten Mann, daß er ihn in seinem süßen Schlummer gestört habe. „Unverständiger Bube!" versetzte der Alte, „also ist dir ein süßer Schlaf lieber, als dein Leben? Sieh vor dir hin, welcher großen Gefahr du entronnen bist!" Der Knabe ward es gewahr, schämte sich und bat den ehrlichen Alten um Verzeihung.

Weiße.

2. Die Perlen.

Ein Araber hatte sich in einer heißen Sandwüste verirrt und wurde von heftigem Hunger und brennendem Durste gequält. Nach langem Umherirren kam er in die Spur einer Caravane, und fand bald darauf eine lederne Tasche, die im Sande lag. Er hob sie auf und fühlte schon von außen nach dem Inhalte derselben. „O, das sind Datteln oder Nüsse!" rief er mit freudiger Ueberraschung, und konnte nicht schnell genug der süßen Labung beikommen. Kaum aber hatte er die wohlverschlossene Tasche geöffnet, so warf er sie unwillig wieder in den Sand und seufzte traurig: „Ach, es sind nur Perlen!"

Schubart.

3. Der Kaufmann und der Matrose.

Ein Kaufmann fragte einen Matrosen, was für eines Todes sein

Vater gestorben sei? Der Matrose antwortete, sein Vater, Großvater und Urgroßvater seien alle ertrunken. — „Fürchtest du dich denn nicht,", fuhr der Kaufmann fort, gleichfalls auf der See zu sterben?" — „Aber sage mir doch", versetzte der Matrose, „wie ist denn dein Vater, Großvater und Urgroßvater gestorben?" — „Sie sind alle", erwiderte der Kaufmann, „in ihrem Bette gestorben!" — „Siehst du nun", sagte hierauf der Matrose, „warum sollte ich also mehr fürchten zur See zu gehen, als du dich fürchtest zu Bette zu gehen?

Meißner.

---

4. Der Bauernknabe und der Fluß.

Ein Bauernknabe wurde von seiner Mutter mit Käse und Butter auf den Markt geschickt. Auf seinem Wege sah er sich von einem Flusse aufgehalten und legte sich daher am Ufer desselben nieder: denn er bildete sich ein, daß derselbe bald ablaufen werde. Gegen Mitternacht endlich kam er mit seinem ganzen Kram*) zu seiner Mutter wieder heim. „Nun, Sohn", sprach diese, „wie soll ich das verstehen?" — „Ja, Mutter", antwortete der Knabe, „dort ist ein gewaltiger Fluß, der den ganzen Tag nicht aufgehört hat zu fließen. Ich habe lange genug gewartet, und dachte, er würde endlich ablaufen, aber er läuft noch immer."

Aug. Gottl. Meißner.

---

5. Der Kaiser von China.

Ein Kaiser von China fand auf der Reise durch seine Staaten die Gebeine eines Menschen, der noch keine Ruhestätte von dem Mitleid seiner Bürger erhalten hatte. Der gerührte Fürst befahl sie zu begraben. Ein Höfling, der neben ihm stand, sagte: „Wozu diese Mühe? Man kennt ja die Gebeine nicht; die Anverwandten des Gestorbenen mögen sie mit Erde bedecken." — „Bin ich nicht", erwiderte der edle Monarch schnell und eifrig, „der Herr und Vater dieses Reiches? Bin ich nicht auch Vater dieses Unglücklichen? Hat er keine Verwandten, so bin ich der nächste, der ihm diesen Liebesdienst erweisen muß." — Hiermit zog er sein kaiserliches Oberkleid aus, ließ die Gebeine hineinlegen und nach Landessitte begraben. Da rief der beschämte Höfling: „Wenn die Liebe

*) Kram, marchandises.

unseres Kaisers gegen die Todten so groß ist, wie groß wird sie nicht gegen die Lebendigen sein?"

Schubart.

6. Der kleine Wohlthäter.

Es war ein kalter strenger Winter. Da sammelte der kleine Wilhelm, der einzige Sohn wohlthätiger Eltern, die Krümchen und Brodsamen, die übrig blieben und bewahrte sie. Dann ging er hinaus, zweimal am Tage, auf den Hof und streuete die Krümchen hin; und die Vöglein flogen herbei und pickten sie auf. Dem Knaben aber zitterten die Hände vor Frost in der bittern Kälte. Da belauschten ihn die Eltern, und freuten sich des lieblichen Anblicks und sprachen: „Warum thust du das Wilhelm?" „Alles ist ja mit Schnee und Eis bedeckt", antwortete er, „daß die armen Thierchen nichts finden können; nun sind sie arm. Darum füttere ich sie, so wie die reichen Menschen die armen unterstützen und ernähren." Da sagte der Vater: „Aber du kannst sie ja doch nicht alle versorgen!" Der Knabe antwortete: „Thun denn nicht alle Kinder in der ganzen Welt, wie ich, so wie ja auch alle reichen Leute die armen verpflegen?" —

Die Eltern blickten sich verwundert an, und Thränen standen ihnen in den Augen.

Nach Krummacher.

7. Der blinde Kroat.*)

Ein Kroat, der im Kriegsdienste der Kaiserin Maria Theresia sein Gesicht verloren hatte, wankte am leitenden Stabe daher, als er hörte, daß der Kaiser Joseph II.**) komme, und seufzte unter dem frohen Getümmel des Volkes: „Fühlen, fühlen möchte ich meinen Vater: denn leider, sehen kann ich ihn nicht!" — Einer der Edlen, die den Kaiser umgaben, hörte den heißen Wunsch des Blinden und erzählte es dem Kaiser. Dieser läßt ihn sogleich aus dem Getümmel hervorrufen, ergreift ihn bei den Händen und sagt: „Jetzt mein Freund, fühle mich." — Fest und vor Freude zitternd, drückt der Glückliche seines Kaisers Hände und ruft: „O Vater Joseph, jetzt möchte ich sehen! Dann wollte ich gerne zu deinen Füßen hinsinken und sterben."

Schubart.

*) Croate.
**) Empereur d'Allemagne, né 1741, mort 1790.

8. Der Marschall von Türenne.

Der berühmte Marschall von Türenne wurde der Vater der Armen genannt. Kann wohl ein Name edler sein? Nur eine Handlung aus seinem Leben, die ihm diesen Namen erwarb oder beweiset, wie würdig er desselben war. — Das französische Heer war auf einem sehr mühsamen Rückzuge begriffen. Türenne mußte Tag und Nacht wachen, um dasselbe vor den Oesterreichern zu schützen. Auf diesem beschwerlichen Wege kehrte er einst um, zu sehen, ob sich auch noch Alles in der gehörigen Ordnung befände. Da nahm er einen Soldaten wahr, der sich, weil er ganz entkräftet, nicht weiter konnte, unter einem Baume gelagert hatte, um das Ende seiner körperlichen Leiden zu erwarten. Sogleich steigt der Marschall vom Pferde, hilft dem entkräfteten Soldaten aufstehen, setzt ihn auf sein eigenes Pferd und begleitet ihn, selbst zu Fuße, bis ihre Wagen nachkamen.

Schubart.

---

9. Curius Dentatus.*)

Curius Dentatus, ein sehr kluger Mann und einer der besten Feldherrn, die je die Römer gehabt haben, brachte die Sabiner**), der damaligen Römer furchtbare Feinde, so weit, daß sie demüthig um Frieden bitten mußten. In diesem, so wie in andern Kriegen, hatte er als Consul und Machtsprecher Gelegenheit genug, sich zu bereichern; allein, weit entfernt, sich Schätze zu sammeln und seine Mitbürger darben zu sehen, begnügte er sich mit einem kleinen Landgute, das er selbst bearbeitete, und von dessen Ertrag er nur mäßig lebte. — Als er die Sabiner zu Paaren getrieben hatte, schickten sie Gesandten mit Geld zu ihm, damit sie ihn bewegen möchten, ihnen bei den Römern einen nicht zu harten Frieden auszuwirken. Die Gesandten trafen ihn stehend beim Herde an, wie er Rüben vom Schmutze reinigte, um sie am Feuer zu kochen. Sie boten ihm die Geschenke an. Ganz gelassen gab er ihnen zur Antwort: „Ich verlange euer Geld nicht; ich will gerne arm sein, wenn nur die reich sind, denen ich zu befehlen habe. — Geht nach Rom vor den Senat. Auf euch wird es ankommen, ob ihr von ihm Krieg oder Frieden haben wollt.“

Heinrich Campe.

---

*) Illustre Romain.

**) Sabins, ancien peuple de l'Italie.

10. Nächstenliebe.

Im Jahre 1797 erhielt Prinz Wilhelm von Oranien, später König von Holland, einen Besuch vom Herzoge von Mecklenburg-Strelitz. Er begab sich mit seinem verehrten Gaste nach Scheveningen, um der Abfahrt der zum Fischfange auslaufenden Schiffe zuzusehen. Wilhelm stand dicht an der Meeresküste, als eines der Fahrzeuge die Segel aufspannte. Ein junger Bursche, der sich hierbei besonders thätig zeigen wollte, glitt aus und stürzte über Bord ins Meer. Kaum wurde der Prinz dieses gewahr, als er sogleich ihm nach in die Wogen sprang, um ihn zu retten. Aber alle Anstrengungen waren vergeblich, und Wilhelm selbst gerieth in die größte Gefahr, von den Wellen verschlungen zu werden. Als er endlich mit vieler Mühe noch gerettet worden war, riefen einige von seinem Gefolge: „Wie konnte aber Eure Hoheit ein so theures Leben um jenes Burschen willen so auf's Spiel setzen?" — „In dem Augenblicke, als der Unglückliche ins Wasser stürzte, war es mir, als sei es mein Bruder", erwiderte der hochherzige Prinz.

Da der Verunglückte nicht wieder ins Leben zurückgerufen werden konnte, suchte Wilhelm die alten Eltern desselben durch ein ansehnliches Jahrgehalt zu trösten.

Fr. A. W. Diesterweg.

---

11. Die Erbsen.

Ein Taschenspieler bat um die Erlaubniß, vor dem Fürsten ein noch nie gesehenes Kunststück zu machen. Der Fürst erlaubte es, und der Künstler trat mit einer Schaale voll eingeweichter Erbsen in das Gemach, ließ sich eine Nadel vorhalten und warf mit den Erbsen so sicher, daß die Erbse allemal an der Nadelspitze stecken blieb.

Der Fürst sprach: „Lieber Mann, Ihr habt Euch in der That sehr große Mühe gegeben und sehr viel Zeit darauf verwandt, es so weit zu bringen. Ich will Euch dafür belohnen." Er sagte nun einem Diener etwas heimlich, und dieser ging hinaus und kam bald darauf mit einem schweren Sacke wieder herein. Der Künstler freute sich sehr, denn er glaubte, der Sack werde voll Goldstücke sein.

Als man nun auf Befehl des Fürsten den Sack öffnete, erblickte man nichts als — Erbsen. Und der Fürst sprach: „Da Euer Kunststück den Menschen nichts nützt, und sie es also auch wohl schlecht belohnen wer-

den, so dürfte es Euch bald an den dazu nöthigen Erbsen mangeln. Deßhalb ließ ich Euch damit versehen."

Befaß dich nicht mit solchen Dingen,
Die keinem Menschen Nutzen bringen.

Christ. Schmid.

12. Die Kornähren.

Ein Landmann ging mit seinem kleinen Sohne auf den Acker hinaus, um zu sehen, ob das Korn bald reif sei. „Sieh, Vater", sagte der unerfahrene Knabe, „wie aufrecht einige Halme den Kopf tragen! Diese müssen wohl recht vornehm sein; die andern, die sich so tief vor ihnen bücken, sind gewiß viel schlechter."

Der Vater pflückte ein paar Aehren ab und sprach: „Thörichtes Kind, da sieh einmal! Diese Aehre hier, die sich so stolz in die Höhe streckte, ist ganz taub und leer; diese aber, die sich so bescheiden neigte, ist voll der schönsten Körner."

Trägt Einer gar zu hoch den Kopf,
So ist er wohl ein eitler Tropf.

Schmid.

13. Mitgefühl.

Ein armer Knabe in Paris, dem seine Eltern die Sorge überließen, sich durch Betteln zu ernähren, hatte schon zwei Tage bei jedem Vorübergehenden um eine kleine Gabe, seinen Hunger zu stillen, gefleht, ohne ein einziges Herz zum Mitleid zu erweichen. Trostlos über so viele abschlägige, oft auch harte Antworten und ohne Hoffnung, eine mitleidige Seele zu finden, wankte er endlich traurig durch die Gassen dieser reichen, großen Stadt und klagte seinen Jammer nur noch seinem Vater im Himmel mit einem Strom von Thränen. Indem begegnete ihm ein anderer Bettelknabe und fragte ihn, ohne ihn zu kennen, warum er weine? „Ach," antwortete Jener, „mich hungert so sehr: ich habe seit vorgestern nichts gegessen." — „Ich bin zwar auch hungrig", versetzte dieser, „und habe nur dieses wenige Brod; aber weil dich so sehr hungert, will ich dir die Hälfte von meinem Brode geben." Und so ward der arme Junge, den sonst der Hunger noch getödtet haben würde, gerettet.

Schubart.

14. Eine gute Lehre.

Peter von Livorno, ein im 16. Jahrhundert wegen seiner Kenntnisse geachteter Gelehrter, hatte mit vielen gelehrten Männern vor und nach ihm das Schicksal gemein, daß er in großer Dürftigkeit lebte. Er war jedoch immer bei guter Laune. Einst wünschte er in Toscana sich über einen Fluß setzen zu lassen; es gebrach ihm aber dazu an Geld. Er bat einen Schiffer um diesen Dienst, setzte aber gleich hinzu: „Lieber Freund, Geld kann ich Euch nicht geben, aber dafür nehmt eine sehr heilsame Lehre.“ — „Was kümmert mich Eure Lehre? Ich will Geld!“ fuhr der Schiffer heraus. Nach einigem Wortwechsel ließ er sich endlich bereden, die Bitte zu erfüllen, besonders da ihm Peter von Livorno versicherte, seine Lehre sei für ihn Geldes werth. Als Peter am jenseitigen Ufer war, verlangte der Schiffer, er möchte ihm seine heilsame Lehre kund thun. „Freund“, sagte Peter und klopfte dem Schiffer traulich auf die Schulter, „wenn Ihr's mit Andern eben so macht, wie mit mir, so werdet ihr mit Eurer Ueberfahrt Nichts verdienen. Darum seid vorsichtig.“

Hirschfeld.

---

15. Xenokrates*) und der Sperling.

Xenokrates saß einst im Freien, als sich ein Sperling, der von einem Sperber heftig verfolgt wurde, in seinen Schooß stürzte. Mit innigem Vergnügen nahm er den Geflüchteten auf und ließ ihn nicht eher von sich, als bis der Raubvogel sich weit genug entfernt hatte. Da nun keine Gefahr für ihn mehr zu fürchten war, öffnete er den Schooß und der Vogel flog davon. Wie sehr freute sich Xenokrates, daß er den armen Sperling gerettet hatte!

A. G. Meißner.

---

16. Der Bauer und der Fürst.

Ein König reis'te einmal durch sein Land, weil er sowohl die Beschaffenheit desselben, als auch seine Unterthanen kennen lernen wollte. Er sah sich überall um, sprach mit Leuten aus allen Ständen und fragte sie wie es ihnen gehe, wovon sie sich ernährten u. s. w. Besonders freute er sich, wenn er verständige und gute Menschen antraf, redete viel mit

*) Philosophe grec. 406 avant J.-C.

ihnen und schrieb sich ihre Namen auf. Als er einmal in ein Wirthshaus einkehrte, traf er dort einen Bauer, der sich zu trinken geben ließ. Mit diesem sprach der Fürst von der Feldwirthschaft, von der Viehzucht, von den Abgaben, von den Getreidepreisen, vom Gesinde und dergleichen Dingen. Von dem allem sprach der Bauer mit Verstand, so daß der Fürst über eine Stunde sich mit ihm unterhielt.

Endlich bot er ihm an, für ihn zu sorgen und ihn mit nach der Stadt zu nehmen, wo er ihn ganz glücklich machen wolle. Der Bauer schlug jedoch dieses Anerbieten aus, indem er hinzufügte, daß er in seinem Stande und auf seinem Bauerngute schon glücklich genug sei. Der König fuhr fort, in ihn zu dringen, und bewies ihm, daß der Bauernstand doch immer der niedrigste sei: „O Herr" versetzte der Bauer, „dafür ist er auch der nothwendigste; und wenn es nach Verdienst ginge: so würden oft die Letzten die Ersten und die Ersten die Letzten sein."

K. T. Thieme.

17. Der Schmetterling.

Der kleine Rudolph kam in wilder Freude aus dem Garten gesprungen und rief: „Welch ein schönes Vöglein habe ich gefangen! Es saß auf einer Blume, und seine Flügel glänzten wie lauter Gold und Silber und noch viel schöner! Da trat ich leise heran und griff darnach; da hatt' ich es sogleich. Nun will ich es aber auch recht gut bewahren, und es soll mir nicht entkommen, und ich will ihm Milch und Brod zu essen geben." Also sprach der kleine Rudolph.

Da sagte der Vater: „Nun, Rudeli, so laß uns doch auch deinen schönen Fang bewundern." Darauf griff der Knabe hastig in seine Tasche und zog einen schönen Schmetterling hervor. Aber siehe, die Fittiche des Vögleins hatten ihren Glanz verloren, und der bunte Flügelstaub klebte an den Fingern des Knaben, und die zarten Schwingen waren ganz zersauset.

Da seufzte der Knabe bitterlich und sprach: „O, wie ist das Ding so jämmerlich entstellt worden! Sieht es doch dem Vöglein nicht mehr ähnlich, daß auf der Lilie saß. Pfui, daß sie auch so zerbrechlich sind!" So sprach der Knabe und warf den Schmetterling zürnend zur Erde. Der Vater aber sprach: „Wem zürnest du? Ist es denn des Vögleins Schuld, daß es so zart gebildet wurde? Du hast es mit rauhen Händen angefaßt; daher verwelkte sein Flügelglanz und sein Blumenleben."

Krummacher.

18. Kleanthes.

Kleanthes, ein junger Athener, hatte von Jugend auf nur sehr langsam fassen können und war dabei sehr arm. Dennoch hatte er dabei eine unermüdliche Begierde, etwas zu lernen, möchte es ihm auch noch so sauer werden. Gern hätte er daher den Unterricht des Zeno genossen, der damals in Athen junge Leute zur Weisheit und Tugend führte. Aber wovon sollte er leben, wenn er nicht durch Arbeit seinen Unterhalt erwarb? Und wenn er anstrengende Arbeiten verrichten mußte, wie konnte er dann den Unterricht des Weisen genießen? Doch sein Eifer wußte alle Hindernisse zu besiegen. Er trug zur Nachtzeit für einen Gärtner Wasser, oder mahlte für eine Frau Getreide auf einer Handmühle. Dadurch erwarb er sich jede Nacht so viel, als er am folgenden Tage zu seinem Unterhalte gebrauchte. Bei Tage besuchte er dann den Unterricht des Zeno, und war gesund und stark dabei.

Darüber wunderten sich die Menschen sehr, die seine Armuth kannten, und sprachen unter einander: „Wodurch mag sich der junge Mensch doch ernähren, da er gar nicht arbeitet?" Sie faßten zuletzt den Verdacht gegen ihn, daß er auf eine unerlaubte Weise sich seinen Unterhalt verschaffe, und forderten ihn deßwegen vor Gericht.

Kleanthes erschien. Die Richter theilten ihm den Verdacht seiner Ankläger mit und legten ihm auf, sich davon zu reinigen. Da holte er den Gärtner und die Frau, für welche er bisher gearbeitet hatte, herbei, und diese bezeugten, daß er seinen Unterhalt zur Nachtzeit sich durch Arbeiten erwerbe.

Von diesem seltenen Eifer des Jünglings wurden die Richter nicht wenig gerührt und beschlossen einmüthig, ihn durch ein Geschenk zu belohnen. Sein Lehrer Zeno verbot ihm aber, dies Geschenk anzunehmen.

J. H. Campe.

---

19. Die Eiche und die Weide.

Eine große starke Eiche und eine Weide standen neben einander, und oft warf jene dieser spöttisch vor, daß sie nach jedem Windhauche sich demüthig neige, indeß sie selbst auch den stärksten Sturm mit unbewegtem Gipfel aushalte. Einst, indem sie darüber stritten, entstand ein fürchterliches Ungewitter. Der Wind tobte von Abend her; die Weide krümmte sich, so oft er sie traf; aber die Eiche bot, nach ihrer Gewohnheit, ihm Trotz. Auf einmal aber faßte die ganze Gewalt des Sturmes dieselbe;

aus ihren Wurzeln gerissen, sank sie zu Boden, indeß die biegsame Weide sich glücklich erhielt.

Meißner.

---

20. Die drei Gläser.

In einem offenen Zimmer des weisen, mit siebenzig Jahren beladenen Salomon, standen auf einem Gestelle drei Gläser neben einander. Auf dem ersten war der Name „Zufriedenheit" gemalt; es war dick und trübe und glänzte nur matt. Das zweite, mit schon hellern und lieblicheren Farben, hatte zur Aufschrift „Fröhlichkeit". Das dritte aber, „Wonne" mit Namen, war glänzend hell, wie Thau und Diamant, und sein Farbenspiel funkelte wie Saphir und Rubin. — Ein plötzlich sich erhebender Sturmwind aber warf alle drei zu Boden. Da war das Glas der Wonne in tausend Splitter zersprungen, das der Fröhlichkeit hatte einen starken Sprung mitten durch seine schönsten Farben, einzig unversehrt lag das Glas der Zufriedenheit da.

Zollikofer.

---

21. Die Belohnung.

Der Chalife Harun Alraschid traf, als er einst auf der Jagd war, einen alten Mann an, der einen Nußbaum pflanzte. „Welch ein Thor ist dieser Alte", sagte der Chalife zu seinen Begleitern, „er thut, als wenn er noch ein Jüngling wäre und die Früchte von diesem Baume genießen würde." Da seine Gefährten gleichfalls über den Alten lachten, so ging der Chalife auf ihn zu und fragte, wie alt er sei. — „Ueber die achtzig Jahre, Herr", war die Antwort; „aber, Gottlob, noch gesund wie einer von dreißig." — „Wie lange denkst du denn noch zu leben," sprach der Chalife weiter, „daß du in einem solchen Alter noch junge Bäume pflanzest, die so späte Früchte tragen? Warum machst du dir so vergebliche Arbeit?" — „Herr", gab der Alte zur Antwort, „ich bin zufrieden, wenn ich die Bäume gepflanzt habe, ohne mich darum zu bekümmern, ob ich oder ein Anderer die Früchte derselben genießen werde. Es ist billig, daß wir thun, wie unsere Väter thaten. Sie pflanzten Bäume, deren Früchte wir essen. Da wir nun der Väter Arbeit genossen haben, warum sollten wir gegen unsere Nachkommen liebloser sein, als man gegen uns war.? Ich denke, was der Vater nicht genießt, das ärntet der Sohn."

Der freigebige Harun, dem diese Antwort gefiel, schenkte dem Alten eine Handvoll Goldstücke. „Wer kann nun sagen," fuhr der Alte fort, „daß ich heute vergeblich gearbeitet habe, da der junge Baum, den ich pflanze, gleich am ersten Tage mir so reiche Früchte trägt?"

Liebeskind.

22. Bedachtsamkeit.

Die meisten Fehler und Vergehungen kommen von der Unbedachtsamkeit her. Man fehlt selten aus Vorsatz, am meisten aber aus Mangel an Ueberlegung oder aus Uebereilung. Sokrates hatte eine Gewohnheit, die man sich zur Lehre nehmen kann. Wenn er, nach dem Gebrauche der Griechen, sich durch Laufen oder eine andere Leibesübung erhitzt hatte, so trank er nicht gleich, wenn er an einen Brunnen kam, sondern er füllte ganz langsam einen Eimer mit Wasser und goß ihn wieder aus. Dies that er nicht blos deßwegen, weil es gefährlich ist, in der Hitze zu trinken, sondern hauptsächlich, um sich daran zu gewöhnen, keine Begierde eher zu befriedigen, als bis er sich Zeit genommen habe, die Sache zu überlegen.

Johann Georg Sulzer.

23. Die Rose und der Schmetterling.

Eine Rose, die in einem etwas versteckten Winkel des Gartens blühte, beneidete ihre Schwestern, die sie in der Mitte desselben von ferne erblickte. „Sie zieh'n Aller Augen auf sich", sprach sie, „werden bewundert und gelobt; ich aber lebe und sterbe unbemerkt."

„So stirbst du wenigstens um ein gutes Theil später", versetzte ein Schmetterling, der ihrer Klage zugehört hatte, „denn jene trifft die Hitze des Tages, der vollste Strahl der Sonne, ja, oft reißt sie ein Vorübergehender ganz ab, indeß du hier im Kühlen stehst und im Schatten, und in Entfernung dein Leben zwiefach genießest."

Beneide diejenigen nicht, die vornehmer sind als du; gewöhnlich ist das Leben, das von ferne glänzt, in der Nähe betrachtet, kurz und drückend.

Meißner.

24. Laß Jedem das Seine!

Ein junger Prinz sollte einst in der Schule Richter zwischen einem großen und einem kleinen Knaben sein. Der kleine Knabe verklagte den größern, er habe ihm seinen langen Rock genommen und einen kürzeren dafür zurückgelassen. „Und warum das?" fragte der Prinz den größern Knaben. „Wir wechselten unsere Röcke", antwortete dieser, „zum Scherz. Sein langer Rock paßte mir, und mein kurzer ihm ganz vortrefflich. So ist uns ja beiden geholfen, dachte ich und ließ ihn mit mir tauschen." Der junge Richter fand das ganz vernünftig und redete dem Jüngern zu, es sich gefallen zu lassen.

Darüber kam der Lehrer und hörte das Urtheil. „Sehr gut," sprach er, wenn Sie, mein lieber Prinz, die Kleidung der Knaben nach Geschicklichkeit hätten vertheilen sollen; allein davon ist nicht die Rede. Es ist die Frage: Ist's Recht? Und die erste Regel der Gerechtigkeit heißt: „ „Laß Jedem das Seine!" "

Meißner.

---

25. Das Hufeisen.

Ein Bauer ging mit seinem Sohne Thomas über Land. „Sieh", sprach er einmal unterwegs, „da liegt ein Stück von einem Hufeisen; heb' es auf und steck' es ein." — „Ei," sagte Thomas, „es ist ja nicht einmal der Mühe werth, daß man sich darum bücke." Der Vater hob das Eisen schweigend auf und steckte es in die Tasche. Im nächsten Dorfe verkaufte er es dem Schmied für drei Pfennige und kaufte für das Geld Kirschen. Sie gingen weiter. Die Sonne schien sehr heiß; weit und breit war kein Haus, kein Baum und keine Quelle zu sehen. Thomas verschmachtete beinahe vor Durst und konnte dem Vater nicht mehr nachkommen. Da ließ der Vater, wie von ungefähr, eine Kirsche fallen. Thomas hob sie begierig auf, als wäre es Gold, und fuhr damit sogleich zum Munde. Nach einigen Schritten ließ der Vater wieder eine fallen; Thomas bückte sich eben so schnell darnach. So ließ der Vater ihn nach und nach alle die Kirschen aufheben.

Als nun die Kirschen zu Ende waren, und Thomas die letzte verzehrt hatte, wandte sich der Vater und sprach: „Sieh, wenn du dich um das Hufeisen einmal hättest bücken mögen, so hättest du dich um die Kirschen nicht hundertmal bücken müssen."

Ch. Schmid.

I. Theil b.

Fabeln und Anekdoten.

1. Die junge Schwalbe.

„Was macht ihr da?" fragte eine junge Schwalbe die geschäftigen Ameisen. — „Wir sammeln Vorrath für den Winter", war die geschwinde Antwort. — „Das ist klug", sagte die Schwalbe, „das will ich auch thun." Und sogleich fing sie an, eine Menge todter Spinnen und Fliegen in ihr Nest zu tragen. „Aber wozu soll das?" fragte endlich die Mutter. — „Das ist Vorrath für den bösen Winter, liebe Mutter! Sammle doch auch! Die Ameisen haben mich diese Vorsicht gelehrt." — „Laß nur die Ameisen!" versetzte die Alte. „Uns Schwalben hat die Natur ein holderes Schicksal bestimmt; wann der reiche Sommer sich endet, ziehen wir fort von hier."

Lessing.

2. Der Specht und die Taube.

Ein Specht und eine Taube hatten einen Pfau besucht. „Wie gefiel Dir unser Wirth?" fragte der Specht auf dem Rückwege, „ist er nicht ein widriges Geschöpf? Sein Stolz, seine unförmlichen Füße, seine häßliche Stimme, sind sie nicht unerträglich?" — „Auf alles dieses", antwortete die gute Taube, „hatte ich keine Zeit zu sehen, denn ich hatte genug an der Schönheit seines Kopfes, an den herrlichen Farben seiner Federn und an seinem majestätischen Schweife zu bewundern."

Meißner.

3. Der Igel und der Maulwurf.

Der Igel, als er spürte, daß der Winter sich nahe, bat den Maulwurf ihm ein Plätzchen in seiner Höhle einzuräumen, damit er hier gegen die Kälte geschützt sei. — Der Maulwurf war es zufrieden; doch kaum hatte der Igel den Einlaß erhalten, so machte er es sich bequem, spreitete sich aus, und sein Wirth stach sich alle Augenblicke, bald hier, bald da, in des neuen Gastes Stacheln.

Jetzt erst erkannte der arme Maulwurf seine Uebereilung, schwur hoch und theuer, daß ihm dies unerträglich sei, und bat den Igel wieder hinaus zu gehen, weil seine kleine Wohnung unmöglich sie beide fassen könne. Aber der Igel lachte und sprach: Wem es hier nicht gefällt, der weiche! Ich für meine Person bin wohl zufrieden und bleibe. Ueberlege ja erst mit Bedacht, wen du in deine genauere Gesellschaft aufnehmen willst; du könntest, wenn es ein Unverträglicher wäre, sonst bald zu deinem Schaden ihm Platz machen müssen.

Meißner.

---

4. Die Gans.

Die Federn einer Gans beschämten den neugebornen Schnee. Stolz auf dieses blendende Geschenk der Natur, glaubte sie eher zu einem Schwane, als zu dem, was sie war, geboren zu sein. Sie sonderte sich von ihres Gleichen ab und schwamm einsam und majestätisch auf dem Teiche herum. Bald dehnte sie ihren Hals, dessen verrätherischer Kürze sie mit aller Gewalt abhelfen wollte; bald suchte sie ihm die prächtige Biegung zu geben, in welcher der Schwan das würdigste Ansehen eines Vogels des Apollo hat. Doch vergebens; er war zu steif, und mit aller ihr Mühe brachte sie es nicht weiter, als daß sie eine lächerliche Gans ward, ohne ein Schwan zu werden.

Lessing.

---

5. Der alte Löwe.

Ein Löwe, der von jeher grausam gewesen war, lag kraftlos vor seiner Höhle und erwartete den Tod. Die Thiere, welche sonst in Schrecken geriethen, bedauerten ihn nicht denn wer betrübt sich wohl über den Tod eines Friedensstörers, vor dem man nie ruhig und sicher sein kann? Sie freueten sich vielmehr, daß sie nun bald seiner los sein würden.

Einige von ihnen, die noch immer das Unrecht schmerzte, welches er ihnen ehedem angethan hatte, wollten nun ihren Haß an ihm auslassen. Der arglistige Fuchs kränkte ihn mit beißenden Witzen; der Wolf sagte ihm die ärgsten Schimpfreden; der Ochs stieß ihn mit den Hörnern; das wilde Schwein verwundete ihn mit seinen Hauern, und selbst der träge Esel gab ihm einen Schlag mit seinem Hufe. Das edle Pferd stand allein dabei und that ihm nichts, obgleich der Löwe seine Mutter zerrissen hatte. „Willst du nicht," fragte der Esel, „dem Löwen auch Eins hinter die Ohren geben?" Das Pferd antwortete ernsthaft: „Ich halte es für niederträchtig, mich an einem Feinde zu rächen, der mir nicht mehr schaden kann."

Lessing

6. Die beiden Sperlinge.

In einem trocknen Mißjahre wurden zwei Sperlinge hart vom Hunger gequält. — „Fliege noch einmal umher, Bruder, sprach der Schwächste von ihnen, und sieh dich um, ob du nirgendwo Nahrung entdeckest. Gern flöge ich mit, aber ich kann nicht mehr. Findest du Speise, so bringe auch mir Etwas mit; aber nur bald, denn sonst hat mich der Hunger getödtet."

Der Stärkere versprach es und flog aus. Das Glück war ihm günstig denn er fand einen Kirschbaum voll reifer Früchte. „O", rief er aus, „geborgen ist nun mein Freund und ich!" flog hinzu, kostete, fand die Kirschen vortrefflich und stillte seinen Hunger bis zum Uebermaße. — Eine Stunde verfließt und die Sonne senkt sich zum Niedergange. Jetzt will er, mit einigen Kirschen beladen, zu seinem Freunde zurückkehren. Aber immer ladet ihn noch eine schönere Kirsche ein; er kann sich vom Baume nicht trennen und bleibt, bis er einschläft. — Erst am Morgen erwacht er wieder, eilt zu seinem verlassenen Freunde und findet ihn auf dem Rücken liegend und todt.

Meißner.

7. Der Maulwurf und das Eichhörnchen.

„Du armer Schelm da unten in deiner finstern Kluft!" raunte ein Eichhörnchen einem Maulwurf in sein Loch hinein, „du dauerst mich. Denk nur, wie gut ich es habe! Ich habe ein hübsches Häuschen hoch auf einem Baume, beschattet von seinen grünen Zweigen und köstlicher

Früchte die Fülle. Kurz, ich habe es so gut: du solltest es nur einmal sehen."

„Kann wohl sein", versetzte der Maulwurf; „aber eben weil ich's nicht sehe, kümmert mich das nicht, und ich befinde mich, Gott lob, ganz wohl in meiner finstern Kluft bei meinen Erdwürmern."

„Aber komm doch einmal heraus aus deinem schmutzigen Loche, finsterer Murrkopf, und nimm wenigstens mein Glück in Augenschein", fuhr das Eichhörnchen fort.

Der Maulwurf ließ sich bereden und ging mit. Jetzt stand er unten am Baume, spähete mit seinen blöden Augen hinauf, sah die hohe Burg, fing an zu bewundern, und allmählig gelüstete ihn nach dem Zustande des Eichhörnchens. „Nun", hub er an, „Freund, dein Glück reizt mich. Sag' an, wie kann ich meine Lage verbessern?" — „Ja, das weiß ich nicht," war die Antwort. — „Du weiß es nicht? Kannst du denn nichts für mich thun?"

„Nichts, guter Maulwurf, gar nichts," gab das Eichhörnchen zum Bescheide. „Deine ganze Natur ist gar nicht für meine Lebensart beschaffen, du kannst ja nicht einmal einen Baum erklimmen. Kurz, ich kann dir nicht helfen, armer Erdbewohner."

Traurig schlich sich der Maulwurf fort, und aus war's nun mit seinem Wohlbefinden in seiner finstern Kluft bei seinen Erdwürmern.

Nach den Gebrüdern Grimm.

---

8. Die Grille und die Nachtigall.

„Ich versichere dir", sagte die Grille zu der Nachtigall, „daß es meinem Gesange nicht an Bewunderern fehlt." — „Nenne sie mir doch", sprach die Nachtigall. — „Die arbeitsamen Schnitter," versetzte die Grille, „hören mich mit vielem Vergnügen, und daß dieses die nützlichsten Leute in der menschlichen Gesellschaft sind, wirst du auch nicht läugnen wollen?" — „Das will ich nicht läugnen," sagte die Nachtigall; „aber deßhalb darfst du auf ihren Beifall nicht stolz sein. Ehrlichen Leuten, die alle ihre Gedanken bei der Arbeit haben, müssen ja wohl die feineren Empfindungen fehlen. Bilde dir also ja nichts eher auf dein Lied ein, als bis ihm der sorglose Schäfer, der selbst auf seiner Flöte sehr lieblich spielt, mit stillem Entzücken lauschet.

Lessing.

---

9. Die beiden Ziegen.

Zwei Ziegen begegneten sich auf einem schmalen Stege, der über einen reißenden Waldstrom führte; die eine wollte herüber, die andere hinüber. — „Geh' mir aus dem Wege", sagte die eine. — „Das wäre mir schön", rief die andere; „geh' du zurück und laß mich hinüber, ich war zuerst auf der Brücke!" — „Was fällt dir ein," versetzte die erste; „ich bin so viel älter als du, und soll dir weichen? Nimmermehr!" Beide bestanden immer hartnäckiger darauf, daß sie einander nicht nachgeben wollten; jede wollte zuerst hinüber, und so kam es vom Zank zu Streit und endlich zu Thätlichkeiten. Sie hielten ihre Hörner vorwärts und rannten zornig gegen einander. Von dem heftigen Stoße verloren aber beide das Gleichgewicht; sie stürzten und fielen mit einander über den schmalen Steg hinab in den reißenden Strom, aus welchem sie sich nur mit großer Anstrengung an's Ufer retteten.

Grimm.

---

10. Die Esel.

Die Esel beklagten sich bei dem Zeus*), daß die Menschen mit ihnen so grausam umgingen. „Unser starker Rücken", sagten sie, „trägt ihre Lasten, unter welchen sie und jedes schwächere Thier erliegen müßten. Und doch wollen sie uns durch unbarmherzige Schläge zu einer Geschwindigkeit nöthigen, die uns durch die Last unmöglich gemacht würde, wenn sie uns auch die Natur nicht versagt hätte. Verbiete ihnen, Zeus, so unbillig zu sein, wenn sich die Menschen anders etwas Böses verbieten lassen. Wir wollen ihnen dienen, weil es scheint, daß Du uns dazu erschaffen hast; allein geschlagen wollen wir ohne Ursache nicht sein." „Mein Geschöpf," antwortete Zeus ihrem Sprecher, „die Bitte ist nicht ungerecht, aber ich sehe keine Möglichkeit, die Menschen zu überzeugen, daß eure natürliche Langsamkeit keine Faulheit sei. Und so lange sie dieses nicht glauben, werdet ihr geschlagen werden. Doch ich sinne euer Schicksal zu erleichtern. Die Unempfindlichkeit soll von nun an euer Theil sein: eure Haut soll sich gegen die Schläge verhärten, und den Arm der Treibers ermüden."

„Zeus", schrien die Esel, „Du bist allzeit weise und gnädig!"

Sie gingen erfreut von seinem Throne, als dem Throne der allgemeinen Liebe.

Lessing.

---

*) Jupiter.

11. Die Spinne und die Fliege.

Eben hatte eine Spinne einen guten Fang gethan. Das Mahl war geendet und behaglich schaukelte sie sich nun in ihrem Netze, das von der allbelebenden Sonne durchstrahlt wurde. Nicht weit davon saß auf einem Blatte eine Fliege. Groß, glatt und wohlgenährt, drehte sie ihre Tausend Augen nach allen Seiten, putzte sich mit behenden Füßen Kopf, Rücken und Flügel und konnte mit diesem kleinen Geschäfte nicht zu Ende kommen.

„Ein herrlicher Leckerbissen" *), dachte die Spinne. „Zwar bin ich jetzt satt, aber ein kleiner Vorrath könnte nicht schaden."

„Wie geht's, Freundin?" war die Anrede. „Hast du nicht Lust, mich in meiner luftigen Wohnung zu besuchen? Zwar muß es sehr angenehm sein, so wie ihr, frei in der Luft umherzuschwärmen; aber es ist auch gewiß kein geringes Vergnügen, wenn man sich, so wie ich, schaukeln kann. Versuche es nur! Man darf sich dabei gar nicht anstrengen, sondern wird von jedem sanften Winde bald hierhin, bald dorthin getrieben."

„Ei!" sagte die Fliege, deine Schaukel muß doch sehr unsicher und gefährlich sein. Ich sehe dort unten schon sechs von meinen Gefährten liegen, die wahrscheinlich durch einen unglücklichen Fall ums Leben gekommen sind. Nimm es mir also nicht übel, daß ich deiner Aufforderung nicht Gehör gebe."

Ein Thor, den das Unglück Anderer nicht klüger macht.

Meißner.

---

12. Die Wasserschlange.

Zeus hatte endlich die Bitte der Frösche erhört und ihnen einen andern König gegeben; anstatt eines friedlichen Klotzes, eine gefräßige Wasserschlange. „Willst du unser König sein," schrieen die Frösche, „warum verschlingest du uns?" — „Darum", antwortete die Schlange, „weil ihr um mich gebeten habt."

„Ich habe nicht um dich gebeten," rief einer von den Fröschen, den sie mit den Augen schon verschlang. — „Nicht?" sagte die Wasserschlange. „Desto schlimmer. So muß ich dich verschlingen, weil du nicht um mich gebeten hast."

Lessing.

---

*) Morceau friand.

13. Das Schaf.

Als Jupiter das Fest seiner Vermählung feierte, und alle Thiere ihm Geschenke brachten, vermißte Juno das Schaf. „Wo bleibt das Schaf?" fragte die Göttin. „Warum versäumt das fromme Schaf uns sein wohlmeinendes Geschenk zu bringen?" Und der Hund nahm das Wort und sprach: „Zürne nicht, Göttin! Ich habe das Schaf noch heute gesehen; es war sehr betrübt und jammerte laut."

„Und warum jammerte das Schaf?" sprach die schon gerührte Göttin.

„Ich ärmste!" so sprach es. „Ich habe jetzt weder Wolle noch Milch: was werde ich dem Jupiter schenken? Soll ich allein leer vor ihm erscheinen? Lieber will ich hingehen und den Hirten bitten, daß er mich ihm opfere."

Indem drang mit des Hirten Gebete der Rauch des geopferten Schafes, dem Jupiter ein süßer Geruch, durch die Wolken. Und jetzt hätte Juno die erste Thräne geweinet, wenn Thränen ein unsterbliches Auge benetzen könnten.

Lessing.

---

14. Der Rabe und der Fuchs.

Ein Rabe trug ein Stück vergiftetes Fleisch, das der erzürnte Gärtner für die Katzen seines Nachbars hingeworfen hatte, in seinen Klauen fort. Eben wollte er es auf einer alten Eiche verzehren, als ein Fuchs, sich herbeischlich und ihm zurief: „Sei mir gegrüßet, Vogel des Jupiter! Wie sehr freue ich mich, dich zu sehen, denn an die Schönheit deiner Federn, an die Stärke deines Schnabels reicht keiner deiner Mitbrüder. Billig dienen dir daher alle übrigen Vögel. Sieh! Tage lang könnte ich hier stehen, dich anschauen, dich bewundern und doch dessen nicht satt werden." Der Rabe erstaunte und freute sich innig, für einen Adler gehalten zu werden. Ich muß, dachte er, den Fuchs für diese Lobrede belohnen. Großmüthig dumm ließ er ihm seinen Raub fallen und flog davon. Der Fuchs fing das Fleisch lachend auf und verzehrte es mit boshafter Freude. Doch bald verwandelte sich die Freude in Schmerz das Gift fing an zu wirken und der Fuchs verendete.

Möchtet ihr euch nie etwas Anderes als Gift erloben, ehrlose Schmeichler.

Lessing.

---

15. Die Edelsteine.

Ein reicher Chinese war stolz darauf, ein Kleid zu tragen, welches überall mit den kostbarsten Edelsteinen besetzt war. Ein alter, schlecht gekleideter Bonze*) begegnete ihm auf der Straße, blieb vor ihm stehen, besah ihn vom Kopfe bis zu den Füßen, neigte sich dann bis zur Erde vor ihm nieder und dankte ihm in den herzlichsten Ausdrücken für seine Edelsteine. „Mein Freund", sagte der Reiche, „ich habe Dir nie Edelsteine gegeben." — „Gewiß nicht", versetzte der Bonze; „aber — Ihr gabet mir die Gelegenheit, sie zu sehen, und einen andern Genuß habet ihr doch auch nicht davon. Es ist also zwischen uns beiden kein weiterer Unterschied, als daß Ihr die Mühe habt, sie zu tragen und zu verwahren, während ich dieser Last überhoben bin."

D. Schubart.

16. Der Geist des Salomo.

Ein ehrlicher Greis trug des Tages Last und Hitze, sein Feld mit eigner Hand zu pflügen, und mit eigner Hand den Samen in den lockern Schooß der willigen Erde zu streuen.

Auf einmal stand unter dem breiten Schatten einer Linde eine göttliche Erscheinung vor ihm da. Der Greis stutzte.

„Ich bin Salomo", sagte mit vertraulicher Stimme das Phantom; „was machst du hier, Alter?"

„Wenn du Salomo bist", versetzte der Alte, „wie kannst du fragen? Du schicktest mich in meiner Jugend zu der Ameise; ich sah ihren Wandel und lernte von ihr fleißig sein und sammeln. Was ich da lernte, das thue ich noch." — „Du hast deine Lection nur halb gelernt," versetzte der Geist. „Geh noch einmal hin zur Ameise und lerne nun auch von ihr in dem Winter deiner Jahre ruhen und des Gesammelten genießen."

Lessing.

17. Der Geizige.

„Ich Unglücklicher!" klagte ein Geizhals seinem Nachbarn. „Man hat mir den Schatz, den ich in meinem Garten vergraben hatte, diese Nacht entwendet, und einen Stein an dessen Stelle gelegt."

*) Prêtre chinois.

„Du würdest", antwortete der Nachbar, „deinen Schatz doch nicht benutzt haben. Bilde dir also ein, der Stein sei dein Schatz und du bist um nichts ärmer."

„Wäre ich auch schon nicht ärmer", erwiderte der Geizhalz, „ist ein anderer nicht um so viel reicher? Ein anderer um so viel reicher? Ich möchte rasend werden!"

Lessing.

18. Die eherne Bildsäule.

Die eherne Bildsäule eines vortrefflichen Künstlers schmolz durch die Hitze einer wüthenden Feuersbrunst in einen Klumpen. Dieser Klumpen kam einem andern Künstler in die Hände, und durch seine Geschicklichkeit verfertigte er eine neue Bildsäule daraus, von der ersten in dem, was sie vorstellte, unterschieden, an Geschmack und Schönheit ihr aber gleich. Der Neid sah es und knirschte. Endlich besann er sich auf einen armseligen Trost: „Der gute Mann würde dieses noch ganz erträgliche Stück auch noch nicht hervorgebracht haben, wenn ihm nicht der Stoff der alten Bildsäule dabei zu Statten gekommen wäre."

Lessing.

19. Die zwei Frösche.

Zwei Frösche wohnten in einem Sumpfe. Als dieser einst in einem warmen Sommer austrocknete, wanderten die beiden von dannen, um sich einen andern Wohnsitz zu suchen. Sie kamen an einen tiefen Brunnen, und der eine von ihnen rief sogleich aus: „Hier wollen wir bleiben; einen bessern Ort finden wir in der ganzen Welt nicht; sieh nur, die Sonnenstrahlen können das Wasser nicht einmal erreichen!" Der andere aber antwortete: „Auch mir gefällt wohl dieser Aufenthalt; aber ich denke doch, ehe wir hinabspringen, müssen wir zuvor überlegen, wie wir wieder herauskommen wollen, wenn es durch einen unglücklichen Zufall einmal geschehen sollte, daß sich auch dort das Wasser verlöre."

20. Die Wanderer und der Bär.

Zwei Freunde wanderten desselben Weges. Da sahen sie aus der Ferne einen Bären kommen. Der eine stieg voller Schrecken auf den

Baum, der einsam am Wege stand. Der andere, zu schwach, um allein der Thieres Herr zu werden, warf sich auf die Erde und stellte sich todt. Der Bär kam heran, hielt seine Schnauze ihm an Ohr und Mund und beroch ihn von allen Seiten. Er aber hielt den Athem fest an, so daß, der Bär ihn wirklich für todt hielt und davon ging. Als er fort war stieg der andere vom Baume herab und fragte den Freund, was ihm doch wohl der Bär so vertraulich in's Ohr gesagt habe. Er aber antwortete: „Der Bär hat mir gesagt, daß ich mich vor Freunden hüten solle, die in der Gefahr nicht ausharren.“

Den Freund erkennt man in der Noth.

21. Der Marder und die Tauben.

Ein Marder hatte sich in einem Falleisen gefangen, litt die entsetzlichsten Schmerzen, und litt noch mehr durch die Furcht eines nahen gewissen Todes. Eine junge Taube sah dies, flog zu ihrer Mutter, und rief: „Freude! Freude! Unser Todtfeind ist seinem Untergange nahe. Komm, laß uns seine Qual noch durch unsern Spott vermehren.“ — „Schäme dich!“ strafte sie die Alte; „Spott über einen Unglücklichen, selbst wenn es unser Todfeind sein sollte, verräth ein Herz, das eines gleichen Unfalls würdig wäre.“

Meißner.

22. Das Schaf und die Schwalbe.

Eine Schwalbe flog auf ein Schaf, ihm ein wenig Wolle für ihr Nest auszurupfen. Das Schaf sprang unwillig hin und wieder. „Wie bist du denn nur gegen mich so karg?“ sagte die Schwalbe. „Dem Hirten erlaubst du, daß er dich deiner Wolle über und über entblößen darf und mir verweigerst du eine kleine Flocke. Woher kommt das?“ — „Das kommt daher,“ antwortete das Schaf, „weil du mir meine Wolle nicht mit eben so guter Art zu nehmen weißt, wie der Hirt.“

Lessing.

23. Der eitle Hirsch.

Ein Hirsch stand an einem Bache, aus welchem er so eben getrunken hatte; und als er in dem Wasserspiegel seine Gestalt erblickte, so pries

er sein stolzes und zackiges Geweih und schalt auf seine dünnen und schwachen Füße. Wie er noch so stand, da erscholl plötzlich hinter ihm die Jagd. Eilig machte er sich auf die Flucht; seine dünnen Füße brachten ihn glücklich in das dichte Gehölz; da aber verstrickte ihn sein stolzes Geweih und hemmte seinen Lauf; er wurde von den Jägern erlegt und sprach sterbend: „O, ich Thor, der ich das verachtete, was mich allein retten konnte, und mich dessen rühmen konnte, was nun die Ursache meines Todes ist!"

Nach Aesopus.

---

24. Zeus und das Schaf.

Das Schaf mußte von allen Thieren vieles leiden. Da trat es vor den Zeus, und bat, sein Elend zu mildern. Zeus schien willig, und sprach zu dem Schafe:

„Ich sehe wohl, mein frommes Geschöpf, ich habe dich allzu wehrlos erschaffen. Nun wähle, wie ich diesem Fehler abhelfen soll. Soll ich deinen Mund mit schrecklichen Zähnen, und deine Füße mit Krallen rüsten?"

„O nein," sagte das Schaf, „ich will nichts mit reißenden Thieren gemein haben."

„Oder," fuhr Zeus fort, „soll ich Gift in deinen Speichel legen?"

„Ach," versetzte das Schaf, „die giftigen Schlangen werden ja so sehr gehaßt."

„Nun, was soll ich denn? Ich will Hörner auf deine Stirne pflanzen, und Stärke deinem Nacken geben."

„Auch nicht, gütiger Vater; ich könnte leicht so stößig werden, wie der Bock."

„Und gleichwohl," sprach Zeus, „mußt du selbst schaden können, wenn sich Andere dir zu schaden hüten sollen!"

„Müßt' ich das," seufzte das Schaf. „O, so laß mich, gütiger Vater, wie ich bin. Denn das Vermögen, schaden zu können, erweckt, fürchte ich, die Lust, schaden zu wollen; und es ist besser Unrecht leiden, als Unrecht thun." Zeus segnete das fromme Schaf, und es vergaß von der Stunde an zu klagen.

Lessing.

---

25. Der Wolf und der Schäfer.

Ein Schäfer hatte durch eine grausame Seuche seine ganze Heerde

verloren. Das erfuhr der Wolf und kam, ihm sein Beileid abzustatten. „Schäfer", sprach er, „ist es wahr, daß dich ein so grausames Unglück betroffen? Du bist um deine ganze Heerde gekommen? Die liebe, fromme, fette Heerde! Du dauerst mich, und ich möchte blutige Thränen weinen." — „Habe Dank, Meister Isegrimm*)", versetzte der Schäfer. „Ich sehe, du hast ein sehr mitleidiges Herz." „Das hat er auch wirklich", setzte des Schäfers Phylax hinzu, „so oft er unter dem Unglücke seines Nächsten mit leidet."

Lessing.

---

26. Zeus und das Pferd.

„Vater der Thiere und Menschen", so sprach das Pferd, und nahete sich dem Throne des Zeus: „man will, ich sei eines der schönsten Geschöpfe, womit du die Welt gezieret, und meine Eigenliebe heißt mich es glauben. Aber sollte nicht noch Manches an mir zu bessern sein?"

„Und was meinest du denn, daß an dir zu bessern sei? Rede, ich nehme Lehre an," sprach der gute Gott und lächelte. „Vielleicht," sprach das Pferd weiter, „würde ich flüchtiger sein, wenn meine Beine höher und schmächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht entstellen; eine breitere Brust würde meine Stärke vermehren, und da du mich doch einmal bestimmt hast, deinen Liebling, den Menschen zu tragen, so könnte mir ja wohl der Sattel anerschaffen sein, den mir der wohlthätige Reiter auflegt."

„Gut", versetzte Zeus; „gedulde dich einen Augenblick." Zeus, mit ernstem Gesichte, sprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub, da verband sich organisirter Stoff, und plötzlich stand vor dem Throne das häßliche Kameel.

Das Pferd sah, schauderte und zitterte vor entsetzendem Abscheu.

„Hier sind höhere und schmächtigere Beine", sprach Zeus, „hier ist ein langer Schwanenhals; hier ist eine breitere Brust; hier ist der anerschaffene Sattel! Willst du Pferd, daß ich dich so umbilden soll?"

Das Pferd zitterte noch.

„Geh", fuhr Zeus fort; „diesmal sei belehrt, ohne bestraft zu werden. Dich deiner Vermessenheit aber dann und wann zu erinnern, so dauere du fort, neues Geschöpf — Zeus warf einen erhaltenden Blick auf das Kameel —, und das Pferd erblicke dich nie ohne zu schaudern."

Lessing.

*) Grondeur ou grogneur, nom que les anciens poètes ont donné au loup.

27. Der Rangstreit der Thiere.

Es entstand ein hitziger Rangstreit unter den Thieren. „Ihn zu schlichten," sprach das Pferd, „lasset uns den Menschen zu Rathe ziehen; er ist keiner von den streitenden Theilen, und kann desto unpartheiischer sein." — „Aber hat er auch den Verstand dazu?" ließ sich ein Maulwurf hören; „es braucht wirklich den allerfeinsten, unsere oft tief versteckten Vollkommenheiten zu erkennen." — „Das war sehr weislich erinnert," sprach der Hamster. — „Jawohl!" rief der Igel, „ich glaube es nimmermehr, daß der Mensch Scharfsinnigkeit genug besitzt." — „Schweigt!" befahl das Pferd. „Wir wissen es schon, wer sich auf die Güte seiner Sache am wenigsten zu verlassen hat, ist immer am fertigsten, die Einsicht seines Richters in Zweifel zu ziehen." Der Mensch ward Richter. „Noch ein Wort!" rief ihm der majestätische Löwe zu, „bevor du den Ausspruch thust! Nach welcher Regel, Mensch, willst du unsern Werth bestimmen?" — „Nach welcher Regel? Nach dem Grade, ohne Zweifel," antwortete der Mensch, „in welchem ihr mir mehr oder weniger nützlich seid." — „Vortrefflich!" versetzte der beleidigte Löwe „Wie weit würde ich alsdann unter den Esel zu stehen kommen? Du kannst unser Richter nicht sein, Mensch! verlaß die Versammlung!" Der Mensch entfernte sich. „Nun," sprach der höhnische Maulwurf, und ihm stimmten der Hamster und der Igel wieder bei, „siehst du Pferd? Der Löwe meint es auch, daß der Mensch unser Richter nicht sein kann. Der Löwe denkt wie wir." — „Aber aus bessern Gründen als ihr," sagte der Löwe, und warf ihnen einen verächtlichen Blick zu. Der Löwe fuhr weiter fort: „Der Rangstreit, wenn ich es wohl überlege, ist ein nichtswürdiger Streit! Haltet mich für den Vornehmsten oder für den Geringsten; es gilt mir gleich viel. Genug, ich kenne mich!" — Und so ging er aus der Versammlung. Ihm folgten der weise Elephant, der kühne Tiger, der ernsthafte Bär, der kluge Fuchs, das edle Pferd, kurz alle, die ihren Werth fühlten oder zu fühlen glaubten. Die sich am letzten wegbegaben und über die zerrissene Versammlung am meisten murrten, waren der Affe und der Esel.

Lessing.

---

28. Der Wolf und der Mensch.

Der Fuchs erzählte einmal dem Wolfe von der Stärke des Menschen; kein Thier, sagte er, könnte ihm widerstehen, und sie müßten List gebrauchen, um sich vor ihm zu retten. Da antwortete der Wolf: „Wenn

ich nur einmal einen Menschen zu sehen bekäme, ich wollte doch auf ihn losgehen." „Dazu kann ich dir verhelfen," sprach der Fuchs, „komm nur morgen früh zu mir, so will ich dir einen zeigen." Der Wolf stellte sich frühzeitig ein, und der Fuchs brachte ihn auf den Weg, den der Jäger alle Tage ging. Zuerst kam ein alter abgedankter Soldat. „Ist das ein Mensch?" fragte der Wolf. „Nein," antwortete der Fuchs, „das ist einer gewesen." Darnach kam ein kleiner Knabe, der zur Schule wollte. „Ist das ein Mensch?" „Nein, das will erst einer werden." Endlich kam der Jäger, die Doppelflinte auf dem Rücken und den Hirschfänger*) an der Seite. Da sprach der Fuchs zum Wolfe: „Siehst du, dort kommt ein Mensch, auf den mußt du losgehen; ich aber will mich fort in meine Höhle machen." Der Wolf ging nun auf den Menschen los; der Jäger, als er ihn erblickte, sprach: „Es ist Schade, das ich keine Kugel geladen habe," legte an und schoß dem Wolfe das Schrot**) ins Gesicht. Der Wolf verzog das Gesicht gewaltig; doch ließ er sich nicht schrecken und ging vorwärts; da gab ihm der Jäger die zweite Ladung. Der Wolf verbiß den Schmerz und rückte dem Jäger zu Leibe; da zog dieser seinen Hirschfänger und gab ihm links und rechts ein Paar Hiebe, daß er, über und über blutend, mit Geheul zu dem Fuchse zurücklief. „Nun, Bruder Wolf," sprach der Fuchs, „wie bist du mit dem Menschen fertig geworden?" „Ach," antwortete der Wolf, „so hab' ich mir die Stärke des Menschen nicht vorgestellt; erst nahm er seinen Stock von der Schulter und blies hinein, da flog mir etwas ins Gesicht, das hat mich ganz entsetzlich gekitzelt, darnach blies er noch einmal in den Stock, da flog mir's um die Nase, wie Blitz und Hagelwetter, und wie ich ganz nahe war, da zog er eine blanke Rippe aus dem Leibe, damit hat er so auf mich losgeschlagen, daß ich beinahe todt wäre liegen geblieben." „Siehst du," sprach der Fuchs, „was du für ein Prahlhans bist! Du wirfst das Beil so weit, daß du's nicht wieder holen kannst."

Grimm.

---

29. Das Wasserhuhn.

Eine Taube hatte ihr Nest auf einem hohen Baume und brütete daselbst ihre Eier aus. Sobald aber die Jungen flügge waren, kam immer ein Fuchs und drohte ihr, er werde hinaufkommen und sie mit den Jungen verzehren, wenn sie ihm dieselben nicht gutwillig gäbe. So

*) Couteau de chasse.

**) Dragée.

brachte er sie immer dahin, daß sie ihm ihre Jungen selbst herabwarf, damit nur sie selbst sicher sein könnte. Einst saß sie wieder auf ihrem Neste und brütete traurig auf ihren Eiern. Da kam ein Wasserhuhn, welches im nahen Schilfe sein Nest hatte und sich von dem Samen der Wasserpflanzen und allerlei Gewürm nährte. Dieses fragte die Taube, warum sie traurig sei, da sie doch ihre Jungen bei sich habe. „Ach," antwortete die Taube, wie können mich meine Jungen freuen? So bald ich sie ausgebrütet habe, kommt ja immer der Fuchs und drohet mir, bis ich sie ihm hinabwerfe." — Da sprach das Wasserhuhn: „Kennst du den betrügerischen Fuchs noch nicht? Laß ihn nur drohen, so viel er will und behalte deine Jungen, denn er kann ja doch nicht auf deinen hohen Baum zu deinem Neste gelangen. Laß dich nur nicht von ihm schrecken." Das merkte sich die Taube, und als der Fuchs kam und ihr wieder ihre Jungen abdrohen wollte, sagte sie ihm gelassen: „Ja, ja, wenn du Lust hast, mich mit meinen Jungen zu fressen, so komm nur herauf!" Und so höhnte sie den Fuchs lange. Endlich fragte er sie, wer ihr gerathen habe, es so zu machen. Die Taube sagte es ihm und zeigte ihm auch die Wohnung der Wasserhuhns, welches er gleich aufsuchte und folgendermaßen anredete: „Ei, du bist ja hier dem Winde und Wetter ausgesetzt; wie machst du es denn, wann der Wind geht?" — „Wann der Wind geht?" erwiderte das Wasserhuhn. „Ei, kommt er von der rechten Seite, so wende ich mein Haupt gegen die linke; kommt er von der linken, so wende ich es gegen die rechte Seite." — „Das ist wohl gut," sagte der Fuchs, „aber wie machst du's, wann er von allen Seiten herstürmt?" — „O, auch dann hat's keine Noth," antwortete das Wasserhuhn, „dann stecke ich meinen Kopf unter den Flügel." — Da hub der Fuchs an: „Selig seid ihr Vögel vor allen anderen Geschöpfen! Ihr flieget zwischen Himmel und Erde, und das so schnell, wie andere Geschöpfe unmöglich laufen können. Und dazu habt ihr noch die Gabe, daß ihr eure Häupter zur Zeit des Sturmes unter den Fittigen verbergen könnt. Das dünkt mir aber beinahe unmöglich. Wie kannst du denn deinen Hals so herumbiegen? Wie machst du das wohl? Zeige es mir doch einmal."

Das Wasserhuhn wollte es jetzt dem Fuchse zeigen und steckte seinen Kopf unter den Flügel. Diesen Augenblick hatte der Fuchs erwartet. Er erhaschte jetzt den unvorsichtigen Vogel und verzehrte ihn, indem er sagte: „Andern hast du rathen können, dir selbst aber nicht."

Grimm.

30. Der Knabe und die Schlange.

Ein Knabe spielte mit einer zahmen Schlange. „Mein liebes Thierchen,“ sagte der Knabe, „ich würde mich mit dir so gemein nicht machen, wenn dir das Gift nicht benommen wäre. Ihr Schlangen seid die boshaftesten, undankbarsten Geschöpfe! Ich habe es wohl gelesen, wie es einem armen Landmanne ging, der eine, vielleicht von deinen Ureltern, die er halb erfroren unter einer Hecke fand, mitleidig aufhob, und sie in seinen erwärmenden Busen steckte. Kaum fühlte sich die Böse wieder, als sie ihren Wohlthäter biß, und der gute freundliche Mann mußte sterben.“ „Ich erstaune,“ sagte die Schlange, „wie partheiisch eure Geschichtschreiber sein müssen. Die unsrigen erzählen diese Geschichte ganz anders. Dein freundlicher Mann glaubte, die Schlange sei wirklich erfroren, und weil es eine von den bunten Schlangen war, so steckte er sie zu sich, ihr zu Hause die schöne Haut abzustreifen. War das recht?“

„Ach schweig nur,“ erwiderte der Knabe. „Welcher Undankbare hätte sich nicht zu entschuldigen gewußt.“

„Recht mein Sohn!“ fiel der Vater, der dieser Unterredung zugehört hatte, dem Knaben ins Wort. „Aber gleichwohl, wenn du einmal von einem außerordentlichen Undanke hören solltest, so untersuche ja alle Umstände genau, bevor du einen Menschen mit einem so abscheulichen Schandflecken brandmarken lässest. Wahre Wohlthäter haben selten Undankbare verpflichtet; ja, ich will zur Ehre der Menschheit hoffen, — niemals. Aber die Wohlthäter mit kleinen eigennützigen Absichten, die sind es werth, mein Sohn daß sie Undank anstatt Erkenntlichkeit einärnten.“

Lessing.

---

31. Der Besitzer des Bogens.

Ein Mann hatte einen trefflichen Bogen von Ebenholz, mit dem er sehr weit und sehr sicher schoß, und den er ungemein werth hielt. Einst aber, als er ihn aufmerksam betrachtete, sprach er: Ein wenig zu plump bist du doch! Alle deine Zierde ist die Glätte. Schade! — Doch dem ist abzuhelfen, fiel ihm ein. Ich will hingehen, und den besten Künstler Bilder auf den Bogen schnitzen lassen. — Er ging hin, und der Künstler schnitzte eine ganze Jagd auf den Bogen; und was hätte sich wohl besser auf einem Bogen geschickt, als eine Jagd?

Der Mann war voller Freuden. „Du verdienest diese Zierrathen, mein lieber Bogen!“ — Indem will er ihn versuchen; er spannt, und der Bogen — zerbricht.

II. Theil a.

Gröszere Erzählungen.

---

1. Des Bergmanns Leiche zu Falun.*)

In der schwedischen Eisengrube zu Falun fand man, als zwischen zwei Schachten ein Durchschlag versucht wurde, einen Leichnam, der, ganz mit Eisenvitriol durchdrungen, anfangs weich war, sobald man ihn aber an die Luft gebracht, hart wie Stein wurde. Fünfzig Jahre datte derselbe in einer Tiefe von dreihundert Ellen in jenem Vitriolwasser gelegen, und noch Niemand hätte die unveränderten Gesichtszüge des verunglückten Jünglings erkannt, Niemand die Zeit, seit welcher er in dem Schachte gelegen, gewußt, daß die Bergchroniken wie die Volkssagen bei der Menge der Unglücksfälle in Ungewißheit waren, hätte nicht das Andenken der ehemals geliebten Züge eine alte treue Liebe bewahrt. Denn als um den kaum hervorgezogenen Leichnam das Volk, die unbekannten jugendlichen Gesichtszüge betrachtend, steht, da kömmt an Krücken und mit grauem Haar ein altes Mütterchen, mit Thränen über den geliebten Todten, der ihr verlobter Bräutigam gewesen, hinsinkend, die Stunde segnend, wo ihr noch an den Pforten des Grabes ein solches Wiedersehen gegönnt war. Das Volk sah mit Verwunderung die Wiedervereinigung dieses seltenen Paares, wovon das Eine im Tode und in tiefer Gruft das jugendliche Aussehen, das Andere bei dem Verwelken und Veraltern des Leibes die jugendliche Liebe treu und unverändert erhalten hatte.

G. H. Schubert.

---

2. Die goldene Dose.

Ein Oberst zeigte den Officieren, die bei ihm speis'ten, bei Tische eine neue goldene Dose. Einige Zeit nachher wollte er eine Prise nehmen, suchte in allen Taschen und sagte bestürzt: „Wo ist meine Dose? Sehen

*) Ville de Suède.

Sie doch einmal nach, meine Herren, ob nicht etwa einer sie in Gedanken zu sich gesteckt habe.“ Alle standen sogleich auf und wendeten ihre Taschen um, aber die Dose kam nirgends zum Vorschein. Nur der Fähnrich blieb in sichtbarer Verlegenheit sitzen und sagte: „Ich wende meine Taschen nicht um, mein Ehrenwort, daß ich die Dose nicht habe, sei genug.“ Die Officiere gingen kopfschüttelnd aus einander, und jeder hielt ihn für den Dieb. Am andern Morgen ließ ihn der Oberst rufen und sprach:

„Die Dose hat sich wieder gefunden; es war in meiner Tasche eine Naht aufgegangen, und da fiel sie zwischen dem Futter hinab. Nun sagen Sie mir aber, warum Sie Ihre Taschen nicht zeigen wollten, es haben es doch alle Uebrigen gethan.“ Der Fähnrich erwiderte: Ihnen allein, Herr Oberst, will ich es gern bekennen. Meine Eltern sind sehr arm; ich gebe ihnen daher meinen Sold und esse des Mittags nichts Warmes. Als ich zu Ihnen eingeladen wurde, hatte ich mein Mittagessen bereits in der Tasche, und da hätte ich mich ja schämen müssen, wenn beim Umwenden meiner Tasche ein Stück schwarzes Brod und eine Wurst herausgefallen wäre.“ — Der Oberst sagte gerührt: „Sie sind ein sehr guter Sohn. Damit Sie Ihre Eltern desto leichter unterstützen können, sollen Sie von nun an täglich bei mir essen.“ Er führte ihn in den Speisesaal und überreichte ihm vor allen Officieren, als einen Beweis seiner Hochachtung, die goldene Dose.

C. Schmid.

---

3. Der Pilger.

In einem schönen Schlosse, von dem schon längst kein Stein auf dem anderen geblieben ist, lebte einst ein sehr reicher Ritter. Er verwandte sehr viel Geld darauf, sein Schloß recht prächtig auszuzieren, den Armen that er aber wenig Gutes.

Da kam nun einmal ein armer Pilger in das Schloß und bat um Nachtherberge. Der Ritter wies ihn trotzig ab und sprach: „Dieses Schloß ist kein Gasthaus.“ Der Pilger sagte: „Erlaubt mir nur drei Fragen, so will ich wieder gehen.“ Der Ritter sprach: „Auf diese Bedingung hin mögt Ihr immer fragen. Ich will Euch gern antworten.“

Der Pilger fragte ihn nun: „Wer wohnte doch wohl vor Euch in diesem Schlosse?“ „Mein Vater,“ sprach der Ritter. Der Pilgrim fragte weiter: „Wer wohnte vor Eurem Vater da?“ „Mein Großvater.“ antwortete der Ritter. „Und wer wird wohl nach Euch darin wohnen,“ fragte der Pilger weiter. Der Ritter sagte, „So Gott will, mein Sohn.“

„Nun,“ sprach der Pilger, „wenn Jeder nur eine Zeit in diesem

Schlosse wohnet, und immer Einer dem Andern Platz macht, was seid Ihr denn anders hier, als Gäste? Dieses Schloß ist also wirklich ein Gasthaus. Verwendet daher nicht so viel, dieses Haus so prächtig auszuschmücken, das Euch nur kurze Zeit beherberget. Thut lieber den Armen Gutes, so bauet Ihr Euch eine bleibende Wohnung im Himmel."

Der Ritter nahm diese Worte zu Herzen, behielt den Pilger über Nacht und wurde von dieser Zeit an wohlthätiger gegen die Armen.

Die Herrlichkeit der Welt vergeht.
Nur was wir Gutes thun, besteht.

Christoph Schmid.

---

4. Der kluge Richter.

Daß nicht Alles so uneben sei, was im Morgenlande geschieht, davon haben wir längst schon gute Beweise. Auch folgende Begebenheit soll sich daselbst zugetragen haben. Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldsumme, welche in ein Tuch eingenäht war, aus Unvorsichtigkeit verloren. Er machte daher seinen Verlust bekannt und bot, wie man zu thun pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung, und zwar von hundert Piastern*) an. Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann dahergegangen. „Dein Geld habe ich gefunden. Dies wird's wohl sein; so nimm Dein Eigenthum. So sprach er mit dem heitern Blick eines ehrlichen Mannes und eines guten Gewissens, und das war schön. Der Andere machte auch ein fröhliches Gesicht, aber nur, weil er sein verloren geglaubtes Geld wieder hatte, denn, wie es um seine Ehrlichkeit aussah, das wird sich bald zeigen. Er zählte das Geld und dachte unterdessen geschwinde nach, wie er den treuen Finder um die versprochene Belohnung bringen könnte. „Guter Freund," sprach er hierauf, „es waren eigentlich achthundert Piaster in das Tuch eingenäht; ich finde aber nur siebenhundert darin. Ihr werdet also wohl eine Naht aufgetrennt und Eure hundert Piaster Belohnung schon herausgenommen haben. Da habt Ihr wohl daran gethan; ich danke Euch." — Das war nicht schön; aber wir sind auch noch nicht zu Ende. — Ehrlich währt am längsten, und Unrecht schlägt seinen eigenen Herrn. Der ehrliche Finder, dem es weniger um die hundert Piaster, als um seine unbescholtene Rechtschaffenheit zu thun war, versicherte, daß er das Päcklein so gefunden habe. Am Ende kamen sie vor den Richter. Beide bestanden auch hier noch auf ihrer Behauptung; der Eine, daß achthundert Piaster seien eingenäht gewesen; der Andere, daß er von dem Gefundenen Nichts genommen,

*) Monnaie orientale et espagnole.

und das Päcklein nicht versehrt habe. Da war guter Rath theuer; aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des Einen, und die schlechte Gesinnung des Andern schon voraus zu kennen schien, griff die Sache so an. Er ließ sich von Beiden über das, was sie aussagten, eine feste und feierliche Versicherung geben und that hierauf folgenden Ausspruch: „Demnach und wenn der Eine von Euch achthundert Piaster verloren, der andere aber nur ein Päcklein von siebenhundert Piastern gefunden hat, so kann auch das Geld des Letzteren nicht das nämliche sein, auf welches der Erstere das Recht hat. Du, ehrlicher Finder, nimmst also das Geld, welches du gefunden hast, wieder zurück und behältst es in guter Verwahrung, bis Der kommt, welcher nur siebenhundert Piaster verloren hat; und dir, da weiß ich keinen Rath, als du geduldest dich, bis Derjenige sich meldet, der deine achthundert Piaster findet.“ So sprach der Richter, und dabei blieb es.

Joh. Peter Hebel.

---

5. Der treue Hund.

Vor ungefähr vierhundert Jahren lebte in Burgund ein Edelmann, dem seine Gattin starb und ein einziges noch sehr zartes Kind hinterließ. Der Vater, der dieses Kind sehr liebte, übergab es einer Amme und zwei Wärterinnen zur Pflege. Einst, als der Edelmann auf die Jagd geritten war, verließen Amme und Wärterinnen das schlafende Kind, verschloßen die Thür und gingen ihren Vergnügungen nach. Auf einmal erschreckte sie ein gräßliches Geheul des Hundes, der bei dem Kinde zurückgeblieben war. Sie eilten nach dem Zimmer, konnten in der Angst den Schlüssel nicht finden, stießen die Thür ein und fanden das Kind unbeschädigt, aber den Hund neben der Wiege todt in seinem Blute und nicht weit davon eine große Schlange, ebenfalls todt. Vermuthlich war diese durch ein Loch in der Mauer des alten Schlosses hereingekommen und hatte das Kind angefallen. Alle Merkmale bewiesen, daß der Hund um das Leben des Kindes mit der Schlange einen heftigen Kampf bestanden und sie endlich überwunden hatte; doch waren seine Verletzungen so groß, daß er die Rettung des Kindes mit seinem eigenen Leben bezahlen mußte. Der Hund hatte also getreuer über das Kind gewacht, als die Menschen, denen die Wartung desselben vertraut war. Bald darauf kam der Edelmann nach Hause. Man erzählte ihm die Gefahr und die wunderbare Rettung des Kindes; aus Dankbarkeit errichtete er dem treuen Hunde ein Denkmal.

A. Erhard.

---

6. Die Hirtenflöte.

Ein König hatte einen Schatzmeister, der sich vom Hirtenstabe zu diesem wichtigen Amte emporgeschwungen hatte. Der Schatzmeister aber wurde bei dem Könige verklagt, daß er die königlichen Schätze veruntreue und die geraubten Gelder und Kostbarkeiten in einem eigenen Gewölbe mit einer eisernen Thüre aufbewahre. Der König besuchte den Schatzmeister, besah dessen Pallast, kam an die eiserne Thür und befahl sie zu öffnen. Als der König nun hineintrat, war er nicht wenig erstaunt. Er sah nichts, als vier leere Wände, einen ländlichen Tisch und einen Strohsessel. Auf dem Tische lag eine Hirtenflöte nebst einem Hirtenstabe und einer Hirtentasche. Durch das Fenster sah man auf grüne Wiesen und waldige Berge.

Der Schatzmeister aber sprach: „In meiner Jugend hütete ich die Schafe. Du, o König, zogst mich an deinen Hof. Hier in diesem Gewölbe brachte ich nun täglich eine Stunde zu, erinnerte mich mit Freuden meines vorigen Standes und wiederholte die Lieder, die ich ehemals bei meinen Schafen zum Lobe des Schöpfers gesungen hatte. Ach, laß mich wieder zurückkehren auf meine väterlichen Fluren, wo ich glücklicher war als an deinem Hofe!"

Der König ward über die Verleumder sehr unwillig, umarmte den edlen Mann und bat ihn, ferner in seinen Diensten zu bleiben.

Ein ruhiges Herz, nicht Gold und Pracht
Ist's, was den Menschen glücklich macht.

Christ. Schmid.

---

7. Der gerettete Handwerksbursche.

Ein Handwerksbursche ging unweit Preßburg, in der grimmigsten Kälte, mit seinem Bündel auf dem Rücken, über die Heide. Seine Kleider waren dünn und seine Strümpfe zerrissen. Ach, da fror es ihn sehr. Er weinte, und die hellen Thränen froren ihm an den Augenwimpern. „Lieber Gott!" seufzte er, „weit und breit kein Dorf und keine Stadt, nicht einmal eine Kohlhütte! Ich werde erfrieren; ach was wird meine arme Mutter sagen! — Mein Vater ist gestorben, und nun hat sie Niemanden, der für ihren Unterhalt sorgt!" — Er wollte laufen, um sich zu erwärmen; aber seine Glieder waren starr. Er wurde schläfrig, legte sich in den Schnee auf sein Bündel und schlief ein. — Ein Postknecht ritt vorbei und sah ihn starr da liegen; als er jedoch einige Lebenszeichen an ihm bemerkte, ritt er schneller und zeigte es unter dem Thore der nächsten Stadt an. — „Was hilft's? Bis wir hinauskommen, ist

er längst todt," sagten die Gefühllosen. Ein armer Taglöhner, welcher gerade in der Wachtstube war, sich zu wärmen, hörte es, und ihm brach das Herz vor Mitleid. Ohne ein Wort zu sagen, eilte er auf die Landstraße, trug den erstarrten Handwerksburschen in das nächste Dorf, rieb ihn mit Schnee, brachte ihn der Wärme immer näher und erweckte ihn endlich wieder. Darauf nahm er ihn mit sich in die Stadt und theilte sein Holz und seinen Tisch, ob er gleich selb st nicht viel hatte, mit ihm, so lange, bis letzterer im Stande war, weiter zu reisen. Kaiser Joseph II. erfuhr die schöne Handlung, rief den Taglöhner nach Wien und belohnte ihn, wie er alle guten Handlungen, die ihm bekannt wurden, zu belohnen pflegte.

D. Schubart.

---

8. Der arme Wandersmann und der Räuber.

Ein armer Wandersmann ging nach einer Stadt, um dort Verschiedenes einzukaufen und einiges Geld zu holen, welches man ihm daselbst schuldig war. Auf seiner Reise kam er auch durch einen großen, finstern Wald. Kein einziger Vogel ließ sich hören; es war Alles still, und der Wanderer ging ruhig vor sich hin. Plötzlich sprang aus dem dichten Gebüsche ein großer, starker Mann hervor. Sein Haar war pechschwarz, sein Anzug schmutzig, sein Auge finster. An seiner linken Seite hing ein Säbel, und in der rechten Hand hielt er eine Pistole.

Der Wandersmann erschrak nicht wenig, als er diesen furchtbaren Mann erblickte. „Das ist ein Räuber," dachte er bei sich selbst, und er hatte sich nicht geirrt.

„Heda!" rief der Räuber mit schrecklicher Stimme, „steh still!" Der Wandersmann stand still.

„Das Geld her!" rief der Räuber und er setzte dem armen Wandersmanne die Pistole auf die Brust. „Geld?" sagte der Wandersmann, „ach! ich habe nur diese wenigen Groschen; hier sind sie, nehmet sie hin." — Damit ist mir nicht gedient," schrie der Räuber, „du hast noch mehr Geld bei dir; nur her damit, sonst drücke ich los!"

„So wahr ich ehrlich bin," versetzte der zitternde Wandersmann, „ich habe weiter Nichts bei mir. Aber ich gehe eben in die nächste Stadt, um eine Summe Geldes zu holen; laßt mich ruhig weiter reisen, ich verspreche Euch, in ein Paar Tagen wieder zurückzukehren und Euch dann jene Summe Geldes zu bringen; schonet nur, ich bitte Euch, meines Lebens!"

Der Räuber dachte einige Augenblicke nach, sah dann dem Wan-

dersmanne scharf ins Gesicht und sagte: „Wirst du aber auch Wort halten und mir das Geld, das du holst, wirklich bringen?“

„Ich will es Euch bringen, so wahr ich ehrlich bin!“ antwortete der Mann.

„Nun, so ziehe fort,“ rief der Räuber; „du wirst mich hier wieder finden, wann du zurückkehrst.“

Der arme Mann setzte nun seine Reise fort.

„Geh nur, armer Schelm,“ murmelte der Räuber, „ich weiß wohl, daß du nicht wiederkommst.“

Aber der Räuber irrte sich. In einigen Minuten kam der Wandersmann zurückgelaufen und rief: „He, Landsmann, nicht fortgegangen! Ich bringe Etwas.“ — „Und was bringst du?“ fragte der Mann mit der Pistole und dem Säbel.

„Ei, seht nur her! Hier habe ich einen Beutel mit vielen Goldstücken gefunden; wahrscheinlich habt Ihr ihn verloren; da, nehmt ihn hin!“ Der Räuber wurde durch diese Ehrlichkeit so gerührt, daß er den Mann bei der Hand faßte und zu ihm sagte: „Du bist ein braver Kerl; behalte den Beutel mit den Goldstücken; auch will ich das Geld nicht haben, das du mir versprochen hast.“ Der Wandersmann ging nun immer der Stadt zu; der Räuber aber trat in den finstern Wald zurück und wurde gleich darauf unsichtbar.

Schubart.

---

9. Der Hund als Dieb.

In England gibt es böse Menschen, welche die Kunst zu stehlen so weit treiben, daß sie sogar Hunde dazu abrichten. Einst erhielt ein Kaufmann einen solchen Hund, ohne von dessen Geschicklichkeit etwas zu ahnen. Als der Hund eine Zeit lang in dem Hause seines neuen Herrn gewesen war und sich an ihn gewöhnt hatte, kam er eines Tages eilfertig in die Schreibstube gelaufen, wo der Kaufmann saß und legte ihm die Vorderpfoten auf den Schoos. Der Kaufmann bemerkte, daß er ein Packet in der Schnauze hielt, nahm es ihm ab und fand, daß es eine Rolle Geld war. Er konnte nicht begreifen, wie der Hund dazu gekommen sei; indeß behielt er die Rolle, schrieb den Tag, an welchem der Hund sie gebracht hatte, auf dieselbe und legte sie bei Seite.

In der Folge machte es der Hund noch verschiedene Male so und sein Herr hob das Geld mit eben der Vorsicht auf. Endlich fiel diesem ein, der Hund müsse das Geld bei einem seiner Freunde stehlen, der ebenfalls ein Kaufmann war, und den er oft besuchte, wobei er gewöhnlich den

Hund mitnahm. Ehe er aber wieder zu seinem Freunde gehen und ihm seinen Argwohn mittheilen konnte, kam dieser zu ihm und erzählte, er würde seit einiger Zeit oft bestohlen und wisse nicht, wie es zuginge, da sein Geldkasten unbeschädigt bleibe, und außer ihm Niemand in das Zimmer komme. Der Einzige, den er im Verdacht haben könnte, wäre der Hund, der dann und wann in seinem Hause sich aufhalte, aber es scheine ihm unglaublich, daß ein Hund Geld wegnehmen sollte.

„Nun, nun," sagte der Andere, „man kann nicht wissen; mancher Hund ist sehr geschickt. Geben Sie doch einmal genauer Acht, wenn mein Hund wieder bei Ihnen ist!" Weiter sagte er zu seinem Freunde jetzt nichts.

Der Hund fand sich bald wieder bei dem Kaufmanne ein, wartete vor der Thüre der Schreibstube, bis diese aufging, und legte sich dann wie er immer zu thun pflegte an den Kamin. Der Kaufmann, öffnete bald nachher seinen Geldkasten, nahm einige Rollen Geld heraus und legte sie auf einen Tisch; dann setzte er sich wieder an seinen Schreibtisch und arbeitete, doch so, daß er in einem vor ihm hängenden Spiegel genau bemerkte, was der Hund vornahm. — Dieser lag noch eine Weile ruhig am Kamine; dann aber schlich er sich ganz leise nach dem Tische hin, nahm eine Rolle weg und legte sich ganz still wieder an seinen vorigen Platz. Der Mann stellte sich, als hätte er es nicht bemerkt; er packte die übrigen Rollen wieder in die Kiste und verschloß sie. — Nicht lange nachher kam der Hund von dem Kamine hervor, ging an die Stubenthüre und gab durch Bellen und Kratzen zu verstehen, daß er hinaus wolle. So wie nun die Thüre aufgemacht war, lief er nach Hause und brachte die Rolle seinem Herren.

Als die beiden Freunde nun wieder mit einander sprachen, bekam der Bestohlene natürlich sein Geld zurück.

Campe.

---

10. Kindliche Liebe eines Negers.

Ein Neger, der am Flusse Volta in Senegambien*) wohnte, war durch Unglücksfälle in Schulden gerathen. Zu ihrer Bezahlung blieb ihm nur der Verkauf seiner Kinder oder seiner selbst noch übrig. Aus Vaterliebe wählte er das Letzte und übergab sich willig dem Gläubiger, der ihn auf das Schiff eines Sclavenhändlers führte. Hier wartete er schon auf die gefürchtete Reise nach Westindien, als sein Sohn, tief gerührt

*) Contrée de l'Afrique occidentale, 12 millions d'habitants. Ce pays doit son nom au Sénégal, et à la Gambie dont il est arrosé.

von dem Schicksale seines Vaters, den Entschluß faßte, ihn aus kindlicher Dankbarkeit zu befreien. Er kam nebst mehreren Mitgliedern seiner Familie zu dem Schiffe und verlangte, einen bejahrten Sclaven gegen einen jüngern zu vertauschen. Der Anblick eines schönen, starkgebauten Jünglings machte, daß der Sclavenhändler schnell in den Tausch einwilligte. Als nun aber dieser Sohn seinen Vater in Ketten vorführen sah; stürzte er ihm in die Arme, weinte Freudenthränen, daß er ihn retten konnte, ließ sich für ihn die Ketten anlegen und blickte dann mit edler Selbstzufriedenheit und himmlischer Heiterkeit auf die Seinigen hin. Wer würde bei diesem erhabenen Schauspiele nicht auf das innigste gerührt worden sein? Nur der rohe, hartherzige Menschenhändler blieb ohne weitere Theilnahme an dem wuchervollen Tausche. Aber der brave Isert, der Erzähler und Augenzeuge dieser Begebenheit, sah sie nicht unthätig an. Er berichtete sogleich diese erhabene Handlung dem Gouverneur der dortigen dänischen Besitzungen (warum hat er uns nicht seinen Namen genannt?). Dieser würdige Mann, durchdrungen von Menschenliebe, vermittelte sofort gleichfalls die Freilassung des Sohnes, und so ärntete dieser, durch eine glückliche Rückkehr ins Vaterland, in Gesellschaft seines Vaters und der übrigen Mitglieder seiner Familie, den Lohn seiner edlen That.

Christian H. Zimmermann.

---

11. Der persische Knabe und die Räuber.

Als ich noch ein Knabe war, so erzählt der persische Dichter Abdul Kaadir aus Ghilan*), hatte ich einen Traum, der mich bewog, meine Mutter zu bitten, mir eine Reise nach Bagdad**) zu erlauben, wo ich mein Leben Gott widmen wollte. Nachdem ich ihr erzählt hatte, was ich in jenem Traume gesehen, weinte sie, zog achtzig Dinare***) hervor und sagte, nur die Hälfte dieses Geldes wäre mein ganzes Erbtheil, da ich noch einen Bruder hätte. Ich mußte ihr, als sie es mir gab, mit einem Eide versprechen, nie eine Lüge zu sagen. Sie sagte mir darauf Lebewohl und rief aus: „Gehe hin, mein Sohn, ich übergebe dich Gottes Schutze. Wir werden uns nicht wiedersehen, als am Tage des Gerichtes." — Ich ging munter

*) Dit aussi Dilem chef lieu d'une province perse sur la mer Caspienne.
**) Capitale turque dans l'Asie mineure.
***) Denier ou Drachmez en Perse, monnaie d'argent au poids de dix as ou grammes.

voran und kam in die Nähe von Hamadan, wo unser Zug von sechszig Räubern geplündert wurde. Einer derselben fragte mich, was ich bei mir habe? „Vierzig Dinare," sagte ich, „sind in meine Kleider genäht." Der Räuber lachte und meinte ohne Zweifel, ich wollte Scherz mit ihm treiben. „Was hast Du bei dir?" fragte ein Zweiter. Ich gab ihm dieselbe Antwort. Als sie schon die Beute theilten, rief man mich auf eine Anhöhe, wo der Anführer stand. „Was ist dein Eigenthum, kleiner Mensch?" hub er an. — „Es haben schon zwei deiner Leute von mir gehört," sprach ich, „daß vierzig Dinare sorgfältig in meine Kleider genäht sind." — Er ließ meine Kleider auftrennen und fand mein Geld. „Wie kamst du dazu," sprach er befremdet, „so offenherzig anzugeben, was man so sorgfältig verborgen hatte." — „Weil ich meiner Mutter Wort halten will, der ich versprochen habe, nie eine Lüge zu sagen," gab ich zur Antwort. — „Kind" sprach der Räuber, „du fühlest schon in deinem Alter so lebendig die Pflicht gegen deine Mutter, und ich fühle in meinen Jahren noch nicht, welche Pflicht ich gegen meinen Gott habe? Gib mir die Hand, unschuldiger Knabe," fuhr er fort, „ich will auf deine Hand Treue geloben." Er that es. Seine Gefährten waren alle von dem Auftritte betroffen. — „Du bist unser Anführer auf der Bahn des Verbrechens gewesen," sprachen sie zu ihrem Hauptmanne, „sei es nun auch auf dem Pfade der Tugend!" — Auf seinen Befehl erstatteten sie augenblicklich ihren Raub zurück und schwuren Treue auf meine Hand.

H. Campe.

---

12. Gegenseitige Hülfeleistung.

Albert ging einmal mit seinem Vater aus, und sie kamen an einen Bau, der schon bis zum zweiten Stockwerke fertig war. Albert sah, wie die Maurer auf den Sprossen einer Leiter saßen und einander über die Schulter Steine zulangten. Das gefiel ihm. „O, lieber Vater," rief er, „laß uns da näher hinzugehen!" — Der Vater ging näher mit ihm hinzu, und sie sahen ein Weilchen zu, wie der unten stehende die Steine aufnahm, sie dem auf der ersten Stufe zureichte, dieser wieder dem nächsten, und der wieder dem folgenden, und wie das immer so rasch fortging, bis die Steine oben waren und vermauert wurden.

„Was meinst du, Albert," sagte der Vater, „warum sitzen alle diese Leute hier und langen einander zu? Und warum arbeiten so Viele an diesem Hause? Könnte nicht Einer daran arbeiten, und die Andern in-

dessen auch Häuser bauen oder sonst Etwas thun?“ — „Ja wohl, Vater,“ antwortete Albert geschwind, „da würden recht viele Häuser fertig werden.“ — Der Vater erwiderte: „Sollte es wohl so sein, mein Sohn? Hast du auch bedacht, was du so eben sagtest? Wie viele Künste und Handwerke gehören nicht zu einem Bau, wie dieser, die der Eine alle lernen müßte, der ihn unternehmen wollte; so viel, daß er sein ganzes Leben hindurch zu lernen hätte, ehe er dahin käme, ein solches Haus bauen zu können. Aber laß uns einmal glauben, daß Einer das alles in so kurzer Zeit lernen könnte; laß ihn nun allein, ohne Hülfe, anfangen zu bauen; laß ihn alles Holz, alle Steine und alles Uebrige, was zum Bau gehört, zusammenschleppen, dann die Erde tief aufgraben und den Grund legen, dann auf diesem Grunde fortbauen. Wenn er das erste Stockwerk vollendet hat, laß ihn aufsteigen und das zweite anfangen; laß ihn nach jedem Steine die Leiter herunter- und wieder hinaufsteigen, laß ihn so fort arbeiten: wann meinst du wohl daß das Haus unter's Dach kommen werde?“.

„Ach, lieber Vater,“ sagte der Knabe, „ich sehe, wie sehr ich mich geirrt habe. Auf diese Weise würde nie ein Haus, wie dieses, zu Stande kommen.“

„Du hast Recht, mein Sohn,“ fuhr der Vater fort; „und wie es mit diesem Bau ist, so ist es fast mit allen Geschäften des gesitteten menschlichen Lebens. Sollen sie von Statten gehen, so müssen vereinte Kräfte und Geschicklichkeiten angewandt werden. Wenn ihrer Viele einander die Hand bieten, so kommen große und schwere Dinge zu Stande, die Einer in vielen Jahren, ja in Jahrhunderten, wenn er sie durchlebte, nicht ausrichten könnte. So, mein Sohn, ist es auch mit den Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens. Sollten wir sie uns selbst verschaffen, so würden wir nur wenige genießen können; aber da Viele in der Gesellschaft das Ihrige zur Bequemlichkeit der Anderen beitragen, so ist für Alle zum mäßigen Genuße da. Auch du, mein Sohn, mußt einmal das Deinige dazu beitragen, du magst nun wählen, welchen Beruf du willst; und wenn du mit diesem Gedanken in die Welt und an die Geschäfte des Lebens gehst, so wirst du finden, daß tausend Andere wieder für dich arbeiten.“

Von der Zeit an suchte Albert, sich geselliger Tugenden zu befleißigen, und hatte bald ihre Vortrefflichkeit erfahren.

Campe.

---

13. Die Stimme des Gewissens.

Ein reicher Mann, mit Namen Pohl, der mehrere Häuser besaß,

gebot seinen Dienern, eine arme Wittwe sammt ihren Kindern aus einem derselben zu vertreiben, weil sie den jährlichen Miethzins nicht zu zahlen vermochte. Als die Diener nun kamen, sprach die Frau: „Ach, verziehet ein wenig; vielleicht, daß Euer Herr sich unser erbarmet, ich will zu ihm gehen und ihn bitten."

Darauf ging die Wittwe zu dem reichen Mann mit ihren vier Kindern (denn eins lag krank darnieder), und alle flehten inbrünstig, sie nicht zu verstoßen. Pohl aber sprach: „Meine Befehle kann ich nicht ändern, es sei denn, daß Ihr Eure Schuld sogleich bezahlet." — Da weinte die Mutter bitterlich und sagte: „Ach, die Pflege eines kranken Kindes hat all meinen Verdienst verzehrt und meine Arbeit gehindert." Und die Kinder flehten mit der Mutter, sie nicht zu verstoßen. — Aber Pohl wandte sich hinweg von ihnen, und ging in sein Gartenhaus und legte sich auf den Polster, um zu ruhen, wie er zu thun pflegte. Es war aber ein schwüler Tag und dicht am Gartensaale floß ein Strom vorbei, welcher Kühlung verbreitete, und es war eine Stille, daß kein Lüftchen sich regte. — Da hörte Pohl des Gelispel des Schilfs am Ufer; aber es tönte ihm, wie das Gewinsel der Kinder der armen Wittwe, und er ward unruhig auf seinem Polster. Darnach horchte er auf das Rauschen des Stromes, und es däuchte ihm, als ruhte er an dem Gestade eines unendlichen Meeres, und er wälzte sich auf seinem Pfühle. — Als er nun wieder horchte, erscholl aus der Ferne der Donner eines aufsteigendes Gewitters; da war es ihm, als vernähme er die Stimme des Gerichtes. — Nun stand er plötzlich auf, eilte nach Hause und gebot seinen Knechten, der armen Wittwe das Haus zu öffnen; aber sie war sammt ihren Kindern in den Wald gegangen und nirgends zu finden. Unterdeß war das Wetter heraufgezogen; es donnerte heftig, und es fiel ein gewaltiger Regen. Pohl aber war voll Unmuths und wandelte unruhig umher.

Am andern Tage vernahm Pohl, das kranke Kind sei im Walde gestorben, und die Mutter mit den andern hinweggezogen. Da ward ihm sein Garten sammt dem Saale und Polster zuwider, und er genoß nicht mehr der Kühlung des rauschenden Stromes.

Bald darnach fiel Pohl in eine Krankheit, nnd in der Hitze des Fiebers vernahm er des Schilfes Gelispel und den rauschenden Strom und das dumpfe Tosen des aufsteigenden Wetters. Also verschied er.

Krummacher.

14. Die Feierstunden.

Ein Vater gedachte auszugehen und rief seine Kinder zusammen, um einem jeden seine Arbeit zuzutheilen. Einige hatten zu schreiben, die Andern ein frommes Lied zu lernen; Alle aber bekamen ihre Aufgabe und zugleich die Erlaubniß, sobald sie ihre Arbeit beendigt hätten, im Garten zu spielen, bis daß er zurückkehren würde. Als nun der Vater Alles auf das beste geordnet hatte, ermahnte er sie noch einmal zum Fleiße und begab sich hinaus auf die Felder.

Das Zimmer der Kinder aber stieß an den Garten. Die Jüngeren blickten hinaus und sahen den schönen Sonnenschein und die goldenen Schmetterlinge, welche über die Blumenbeete dahin gaukelten; und die bunten Bilder verlockten ihr Herz, und sie sprachen unter einander: „Wäre es nicht gleich, wenn wir lieber zuerst unser Spiel trieben, und dann an die Arbeit gingen? Dort draußen ist es so hell, und hier so eng und so düster!“ „Habt ihr nicht vernommen,“ entgegnete der Aeltere, wie der Vater gesagt hat: „Erst die Arbeit, dann das Spiel“ „Ei,“ versetzten Jene,“ „wird nur Beides gethan, so kommt es wohl nicht darauf an, welches zuerst und zuletzt geschieht!“ Mit diesen Worten warfen sie ihre Bücher zur Seite und hüpften leichten Sinnes hinaus in den Garten. Die Aelteren blickten ihnen nach in die lockende Freiheit; aber sie ließen sich nicht irren und arbeiteten fort, still und schweigsam, so wie es der Vater befohlen hatte. Draußen aber stand die Sonne noch hoch, und die Luft war schwül. Die Kinder aber achteten der Hitze nicht, sprangen in wilder Jagd hinter den Schmetterlingen her, und trieben allerhand unbändige Spiele und gebehrdeten sich, wie eine zügellose Schaar. Als nun die Aelteren ihre Arbeit beendigt hatten und sich zu den Jüngern in den Garten begaben, um sie an ihre Pflicht zu ermahnen, gedachten diese voll Schrecken ihrer Aufgaben. Des Vaters Strenge eingedenk, begaben sie sich ohne Widerrede in das Zimmer zurück; als sie aber die Bücher ergriffen, siehe, da vermochten sie weder zu lesen noch zu schreiben, denn sie waren alle zu erhitzt und erschöpft, und die Buchstaben tanzten vor ihren Augen. Dabei wurde es dunkler und dunkler im Zimmer. Sie traten ans Fenster; aber ach, während sie trauernd hinaussahen, wanderten die glücklichen Geschwister in dem kühlen Schatten umher, die Blumen begießend und sich erquickend an dem linden, herrlichen Abend. Vor Unmuth weinend, daß sie die schöne Feierstunde verscherzt hatten, griffen sie wieder zu den Büchern; aber sie vermochten nicht mehr, ihre Gedanken zu sammeln, und sie irrten, eins wie das andere, voll Furcht und Unruhe im Zimmer umher.

Als nun der Vater zurückkam und die verlegenen Gesichter der Kinder sah und wie sich das eine hinter das andere verbarg, rief er die Aeltesten zu sich und fragte: „Was ist hier geschehen?" Da trat Einer derselben hervor und erzählte, was sich begeben hatte, und wie Jene zuerst gespielt hätten und dann zur Arbeit gegangen wären. „Und wo sind die Arbeiten?" fragte der Vater. Da rief einer der Jüngeren unter Weinen: „Vergib uns, Vater! Wir waren erhitzt und zerstreut und vermochten Nichts zu vollbringen, denn wir sahen die Freuden der Anderen." „Ihr Unfolgsamen!" zürnte der Vater. „Habe ich Euch nicht gesagt, nur nach gethaner Pflicht ziemt dem Menschen Erholung? Warum wollet Ihr diese Ordnung verkehren? Seht, jede Ubertretung straft sich selbst! Die Fleißigen genießen der Erquickung und der innern Zufriedenheit; ihr aber verlangtet den Genuß vorher, und so blieb Euch Nichts, als die Arbeit und die Unlust zurück."

Mit diesen Worten führte er die Kinder zu den Büchern; sie aber gelobten sich feierlich, nie wieder einen Feierabend im Voraus zu begehren.

Agnes Franz.

15. Die ärmliche Hütte.

Der biederherzige Menschenfreund Gellert ging eines Tages aus, um ein Geschenk der Wohlthätigkeit einer armen Frau zu bringen, von der er erfahren hatte, daß sie schon seit Jahren einen siechen und zur Arbeit unfähigen Mann zu ernähren habe.

Nach langem Hin- und Herfragen fand er in einem entlegenen Gäßchen einer Vorstadt, drei Treppen hoch, auf dem Hofe, die Wohnung des Ehepaars, das er suchte. Er trat in eine Stube, die ärmlich mit Möbeln versehen war. Auf einem reinlichen Bette lag die abgemagerte Gestalt eines bejahrten Mannes, der die Spuren langer Leiden auf dem Gesichte trug, der aber, als sich Gellert theilnehmend nach seiner Lage erkundigte, mit Ergebung gegen Gott und mit einer heitern Dankbarkeit sich über die Gnade äußerte, die er ihm erwiesen, ihm eine so treue und rechtschaffene Gattin beigesellt zu haben.

Die Frau war mit Anfertigung einer damals beliebten Art von Stickerei beschäftigt und hörte den Tröstungen, die Gellert an den Kranken richtete, freundlich zu. Als derselbe sich aber ihr näherte und auch ihr Muth zuzusprechen anfing, versicherte sie ihm, daß es ihr daran noch nicht fehle. Gott habe ihr in ihrer langen Ehe gute Tage mit ihrem Gatten gegeben, er würde auch helfen die bösen ertragen. Sie habe ge-

lobt, ihrem Manne in Freud und Leid getreulich zur Seite zu stehen, und sie werde ihr Gelübde nie brechen. Da Gellert nun aber seine milde Gabe anbringen wollte, sprach die Frau: „Gott sei gelobt, der milde Herzen zum Wohlthun erweckt, noch aber bedarf ich der Wohlthaten nicht. Ich bin gesund, arbeite gern und erwerbe, was zur Pflege meines Mannes und zu meinem Unterhalte gehört. Ich habe nichts übrig, aber auch keine Schulden. Wollen Sie Gutes thun, mein Herr, so wenden Sie Ihre Hülfe Personen zu, die ärmer und unglücklicher sind, als wir. Im Nebenhause," fuhr sie lebhaft fort, „liegt eine blinde Wittwe erkrankt, die zwei Kinderchen und kein Brod für sie hat; — o, lieber Herr, der bringen Sie Ihre Gaben! Mit Ihrer Theilnahme erschienen Sie uns als ein Freund, — dort werden Sie mit Ihrer Wohlthat als ein milder Engel erscheinen."

Gellert, innigst gerührt von solchem Edelmuthe in solcher Lage, sah wohl ein, daß er hier mit seinen Paar Thalern nicht am rechten Orte sei und schied von der wackern Frau mit tiefer Achtung. Auf der Treppe begegnet er einem sehr ärmlich, aber reinlich gekleideten Greise, der mühsam hinaufstieg. Gellert trift herzu, sucht ihm behülflich zu sein und fragt ihn dabei, wohin er wolle. Der Greis sagte: „Zu meiner Wohlthäterin dort oben. Ich habe Niemanden auf dieser Welt mehr und lebe von Almosen. Die edle Frau dort läßt mich in einem Kämmerchen wohnen und schlafen, und gibt mir zu essen, Gott segne sie!"

„Ja, Gott segne sie!" rief Gellert innigst bewegt und setzte hinzu: „Wie hohe Tugend verbirgt sich hier in ärmlicher Hütte!" Dann brachte er die Gaben seiner Wohlthätigkeit der armen erblindeten Wittwe, die er ganz in der ihm geschilderten Lage fand.

Petiskus.

---

16. Befehl, Gesetz, Recht.

Prinz Heinrich, der nachmals seinem Vater, dem Könige Heinrich IV.*) auf dem Throne von England folgte, hatte einen Kammerjunker, der ihm trotz mancher verwickelten Streiche sehr lieb war. Der Junker wurde eines Tages, da sein Muthwille das Maß überschritten hatte, von dem beleidigten Theile vor dem höchsten Gerichtshofe angeklagt, und, da er schuldig befunden ward, sogleich ohne alle Umstände verhaftet. Als Prinz Heinrich dieses hörte, wurde er höchlich darüber aufgebracht, daß man dabei so wenig Rücksicht auf seine hohe

*) Petit fils d'Edouard III, mort en 1413.

Person genommen habe, zu deren nächster Bedienung der Gefangene gehörte. Er stürmte sogleich in den Gerichtssaal und sprach zornig zu den Richtern: „Ich befehle, daß mein Diener auf der Stelle in Freiheit gesetzt werde!" Ruhig aber erhob sich der Präsident des Gerichtshofes, Sir William Gascoyne, und antwortete: „Prinz, ich ehre Ihren Befehl, aber ich gehorche dem Gesetze. Ihr Diener ist verurtheilt. Wollen Sie ihn aus dem Kerker retten, so wenden Sie sich an den König, denn das Gesetz gibt dem Könige das Recht der Begnadigung." — Der Prinz wollte den Unterschied zwischen Befehl und Gesetz nicht verstehen und selbst das Recht haben, das Urtheil des Gerichts aufzuheben. Er beharrte auf seinem Verlangen, wurde ungeberdig, schimpfte und drohte. „Halt," rief da der Lord-Präsident, „Sie sind strafbar, Prinz, weil Sie sich vergangen haben. Ich stehe hier im Namen des Gesetzes, und an der Stelle des Königs, Ihres Vaters. In beiden Rücksichten sind Sie mir unbedingten Gehorsam schuldig. Prinz! ich befehle Ihnen demnach, von Ihrem Vorhaben abzustehen und Ihren künftigen Unterthanen ein besseres Beispiel der Ehrfurcht vor Gesetzen zu geben. Jetzt aber werden Sie, wegen Verletzung dieser schuldigen Ehrfurcht, sich sofort in Gefangenschaft begeben und so lange darin verbleiben, bis der König Ihnen seinen höchsten Willen kund thun wird." — Der Prinz stutzte und wurde von der gesetzlichen Hoheit und der Ruhe der Richters so betroffen, daß er freiwillig seinen Degen abgab, eine ehrfurchtsvolle Verbeugung machte und sich, ohne ein Wort zu sagen, in Verhaft führen ließ. — Der Vorfall wurde sogleich dem Könige berichtet. Die Höflinge äußerten einen heiligen Zorn gegen die Anmaßungen des Richters und flüsterten schon von Majestätsverbrechen. König Heinrich aber hob Hände und Augen gegen Himmel und sprach in freudigem Tone: „Gütiger Gott, wie soll ich dir genug danken! Du gabst dem Lande einen Richter, der sich durch keinen Befehl und durch keine Drohung von der Treue gegen Recht und Gesetz abbringen läßt, und du gabst mir einen Sohn, der seinen Befehl dem Rechte und dem Gesetze aufgeopfert hat!"

H. Zschokke.

---

17. Die Pfirsiche.

Ein Landmann brachte aus der Stadt fünf Pfirsiche mit, die schönsten, die man sehen konnte. Seine Kinder aber sahen die Frucht zum ersten Male. Deßhalb wunderten und freuten sie sich über die schönen Aepfel mit den röthlichen Backen ünd zartem Pflaum. Der Vater aber

vertheilte sie unter seine vier Knaben, und eine erhielt die Mutter.

Am Abende, als die Kinder in das Schlafkämmerlein gingen, fragte der Vater: „Nun, wie haben euch die schönen Aepfel geschmeckt?" — „Herrlich, lieber Vater," sagte der Aelteste. „Es ist eine schöne Frucht, so säuerlich und so sanft von Geschmack. Ich habe mir den Stein sorgsam bewahrt, und will mir daraus einen Baum ziehen." — „Brav!" sagte der Vater, „das heißt haushälterisch auch für die Zukunft gesorgt, wie es dem Landmanne geziemt."

„Ich habe die meinige sogleich aufgegessen," sagte der Jüngste, „und den Stein fortgeworfen, und die Mutter hat mir die Hälfte von der ihrigen gegeben. O, das schmeckte so süß, und zerschmilzt einem im Munde." — „Nun," sagte der Vater, „du hast es zwar nicht sehr klug, doch sehr natürlich und nach kindlicher Weise gemacht. Für die Klugheit ist auch noch Raum genug im Leben."

Da begann der zweite Sohn: „Ich habe den Stein, den der kleine Bruder fortwarf, gesammelt und aufgeklopft. Es war ein Kern darin, der schmeckte so süß, wie eine Nuß. Meine Pfirsich habe ich verkauft, und so viel Geld dafür erhalten, daß ich, wenn ich nach der Stadt komme, wohl zwölf dafür kaufen kann."

Der Vater schüttelte den Kopf und sagte: „Klug ist das wohl, aber — kindlich wenigstens, und natürlich ist es nicht. Bewahre dich der Himmel, daß du kein Kaufmann werdest!"

„Und du, Edmund?" fragte der Vater. — Unbefangen und offen antwortete Edmund: „Ich habe meine Pfirsich dem Sohne unseres Nachbars, dem kranken Georg, der das Fieber hat, gebracht. Er wollte sie nicht nehmen, da hab ich sie ihm auf das Bett gelegt und bin hinweggegangen."

„Nun!" sagte der Vater, „wer hat denn wohl den besten Gebrauch von seiner Pfirsiche gemacht?"

Da riefen sie alle drei: „Das hat Bruder Edmund gethan." — Edmund aber schwieg still. Und die Mutter küßte ihn mit einer Trähne im Auge.

Krummacher.

---

18. Der Spürhund.

In einer großen Stadt wurde einst auf öffentlichem Markt eine Feierlichkeit veranstaltet, zu welcher sich viele Zuschauer einfanden. Die Zugänge waren durch Wachen besetzt, um Unordnungen zu verhüten. Unter Vielen, welche die Feier herbeigelockt hatte, war auch ein wohl-

habender Landmann, der mit seinem Hunde an einen der Eingänge kam. Die Schildwache sagte ihm, er müßte den Hund zurücklassen, wenn er auf den Platz gehen wolle. Der Landmann ließ sich das gefallen. Er gab also den Hund dem Soldaten in Verwahrung und versprach ihm dafür ein gutes Trinkgeld. Nachdem er sich nun satt gesehen hatte, ging er zurück, um seinen treuen Hund zu holen. Jetzt bemerkte er aber, daß man ihm in dem Gedränge seine Uhr gestohlen hatte. Dies klagte er der Schildwache und setzte hinzu: „Wenn ich nur meinen Hund hineinschicken dürfte, der würde mir bald zu meiner Uhr verhelfen.“ — Der Soldat erlaubte es gern. Nun gab der Landmann durch Zeichen seinem Hunde zu verstehen, was er thun sollte, rief: „Such', verloren!“ und ließ ihn dann auf den Platz laufen. Es währte gar nicht lange, so kam der Hund zurück, zog seinen Herrn beim Rocke, lief dann vorwärts durch die vielen Menschen und blieb endlich vor einem wohlgekleideten Manne stehen. Von diesem war er nicht wegzubringen, weder durch Lockungen, noch durch Drohungen und Stöße. Man wurde aufmerksam. Viele Umstehenden fragten, was hier vorgehe? Worauf der Landmann sagte: „Mir ist meine Uhr gestohlen, hier muß sie sein: mein Hund führt mich recht.“

Der wohlgekleidete Mann wurde sogleich festgenommen und vor den Richter gebracht, wohin ihm der Landmann, von seinem Hunde begleitet, folgte. — Als man die Taschen des Diebes ausleerte, fand man mehrere Uhren und viele andere kostbare Sachen. Der Landmann sollte nun seine Uhr genau beschreiben. Er that es und sagte darauf, man möchte nur alle Uhren zusammen in ein Zimmer legen; sein Hund werde die rechte schon zu finden wissen. Es geschah, und der Hund brachte die Uhr, welche auch ganz so beschaffen war, wie der Landmann sie beschrieben hatte.

F. L. Wagner.

---

19. Der Greis und der Jüngling.

Gereon, ein achtzigjähriger Greis, saß vor der Thüre seines ländlichen Hauses und freuete sich des heiteren Herbstmorgens. Sein Auge ruhte bald auf den blauen Bergen der Ferne, von deren Spitzen die Nebel, wie Opferwolken emporstiegen; bald auf den blühenden Urenkeln, die vor ihm spielten. Da trat ein Jüngling aus der Stadt zu dem Greise und wunderte sich seines frohen und kräftigen Alters und seines blühenden Aussehens. Und der Fremdling gestand dem Greise seine Verwun-

derung, daß er solche Kraft und Heiterkeit genösse, und fragte ihn darüber. Da erhob sich Gereon und führte den Fremdling in den Obstgarten und zeigte ihm die hohen herrlichen Bäume voll köstlicher Früchte, deren Anblick das Herz erfreute. Darauf sprach der Greis: „Wunderst du dich auch, daß ich jetzt die Früchte dieser Bäume genieße? Siehe, mein Sohn, diese pflanzte ich in meiner Jugend. Hier hast du das Geheimniß meines heiteren, fruchtreichen Alters." Der Jüngling aber winkte dem Greise: denn er verstand seine Worte und nahm sie zu Herzen.

Fr. A. Krummacher.

---

20. Der Gemsjäger.

Ein Gemsjäger stieg auf und kam zu dem Felsgrat, und indem er immer weiter empor klomm, weiter als er je vorher gelangt war, stand plötzlich ein häßlicher Zwerg vor ihm, der sprach zornig: „Warum erlegst du mir lange schon meine Gemsen und lässest mir nicht meine Heerde? Jetzt sollst du es mit deinem Blute theuer bezahlen!" Der Jäger erbleichte und er wäre bald hinabgestürzt, doch faßte er sich noch und bat den Zwerg um Verzeihung, denn er habe nicht gewußt, daß ihm die Gemsen gehörten. Der Zwerg sprach: „Gut, aber laß dich hier nicht wieder blicken, so verheiße ich dir, daß du jeden siebenten Tag, Morgens früh, vor deiner Hütte ein geschlachtetes Gemsthier hängen finden sollst, aber hüte dich und schone mir die andern." Der Zwerg verschwand, und der Jäger ging nachdenklich heim, und die ruhige Lebensart behagte ihm wenig.

Am siebenten Morgen hing eine fette Gemse an den Aesten des Baumes vor seiner Hütte, davon zehrte er ganz vergnügt, und die nächste Woche ging's eben so und dauerte ein paar Monate fort. Allein zuletzt verdroß den Jäger seine Faulheit, und er wollte lieber selber Gemsen jagen, möge folgen, was da wolle, als sich den Braten zutragen lassen. Da stieg er auf, und nicht lange, so erblickte er einen stolzen Beitbock, legte an und zielte, und als ihm nirgends der böse Zwerg erschien, wollte er eben losdrücken. Da war der Zwerg hinten her geschlichen und riß den Jäger am Knöchel des Fußes nieder, daß er zerschmettert in den Abgrund sank.

---

21. Seltsamer Streit.

Struthion, ein wandelnder Zahnarzt, miethete sich einen Esel. Der Eigenthümer begleitete ihn zu Fuß, um das lastbare Thier zu besorgen und wieder nach Hause zu reiten. Der Weg ging über eine große Haide; es war mitten im Sommer und die Hitze diesen Tag sehr groß. Der Zahnarzt, dem sie unerträglich zu werden anfing, sah sich lächzend nach einem Schattenplatze um, wo er einen Augenblick absteigen und etwas frische Luft, schöpfen könnte, aber da war weit und breit weder Baum, noch Staude, noch irgend ein schattengebender Gegenstand zu sehen, Endlich, als er seinem Leibe keinen Rath wußte, machte er Halt, stieg ab und setzte sich in den Schatten des Esels. „Nun, Herr, was macht Ihr da?" fragte der Eseltreiber; und was soll das? — „Ich setze mich ein wenig in den Schatten: denn die Sonne brennt mir ganz unleidlich auf den Schädel," antwortete Struthion. — „Nein, mein guter Herr, erwiderte der andere;" so haben wir nicht gehandelt. Ich vermiethete Euch den Esel, aber des Schattens wurde mit keinem Worte dabei gedacht." — „Ihr spaßt, guter Freund," sagte der Zahnarzt lachend; „der Schatten des Esels geht mit dem Esel, das versteht sich." — „Ei, beim Himmel, das versteht sich nicht," rief der Eselmann ganz trotzig; „ein Anderes ist der Esel, ein Anderes ist des Esels Schatten. Ihr habt mir den Esel um so und so viel abgemiethet; hättet Ihr den Schatten auch dazu miethen wollen, so hättet Ihr es sagen müssen. Mit einem Worte, Herr, steht auf und setzet Eure Reise fort, oder bezahlt mir für des Esels Schatten, was billig ist." — „Was," schrie Struthion, „ich habe für den Esel bezahlt und soll jetzt auch noch für den Schatten bezahlen? Nennt mich selbst einen dreidoppelten Esel, wenn ich das thue! Der Esel ist einmal für den ganzen Tag mein, und ich will mich in seinen Schatten setzen, so oft mir's beliebt und darin sitzen bleiben, so lang mir's beliebt; darauf könnt Ihr Euch verlassen." — „Ist das im Ernste Eure Meinung?" fragte der andere mit der ganzen Kaltblütigkeit eines thrazischen Eseltreibers. — „Im ganzen Ernste," versetzte Sruthion. — „So komm der Herr nur gleich stehendes Fußes nach Abdera vor die Obrigkeit," sagte jener, „da wollen wir schon sehen, wer von uns beiden Recht behalten wird; ich will doch wissen, ob mir einer den Schatten meines Esels wider meinen Willen abtrotzen kann." — Der Zahnarzt hatte große Lust, den Eseltreiber durch die Stärke seines Armes zur Gebühr zu weisen; schon ballte er seine Faust zusammen, schon hob sich sein kurzer Arm; aber als er seinen Mann genauer betrachtete, fand er für besser, ihn allmählig sinken zu lassen und es noch

einmal mit gelinderen Vorstellungen zu versuchen. Allein, er verlor seinen Athem dabei. Der ungeschlachte Mensch bestand darauf, daß er für den Schatten seines Esels bezahlt sein wollte; und da Struthion eben so hartnäckig dabei blieb, nicht bezahlen zu wollen, so war zuletzt kein anderer Weg übrig, als nach Abdera zurückzukehren und die Sache bei dem Stadtrichter anhängig zu machen.

Wieland.

22. Die unvergänglichen Güter.

Ein weiser Mann ermahnte seine Kinder, doch ja etwas Tüchtiges zu lernen. „Denn," sagte er, „auf die Güter dieser Welt, auf Reichthum, Macht und Gewalt, ist nicht zu bauen. Hoheit und Ansehen, welche du in deiner Vaterstadt besitzest, folgen dir außerhalb der Mauern nicht nach; Gold und Silber ist auf Reisen vielen Gefahren ausgesetzt; ein Räuber kann es auf einmal wegnehmen, oder man kann es verzehren oder sonst durchbringen. Geschicklichkeit hingegen ist eine beständige und nie versiegende Quelle. Wenn ein Künstler, der etwas Tüchtiges gelernt hat, auch Hab' und Gut verliert, so braucht er sich deswegen nicht unmäßig zu betrüben, denn seine Kunst, die ihm nicht abhanden kommen kann, ist ihm Reichthum genug. Außerdem wird ein kunsterfahrener Mensch, wo er nur hinkommt, geliebt geehrt, Andern vorgezogen und obenan gesetzt. Ein unwissender und ungeschickter Mensch hingegen, der sich auf nichts ernstlich gelegt hat, wird seinen Fuß nirgends mit Vergnügen hinsetzen können; er wird betteln gehen und Alles Ungemach erdulden müssen. Es ist schwer, erst im Ueberflusse zu leben, und dann Noth und Mangel zu leiden; erst hoch zu sitzen und sich dann in Niedrigkeit verspotten zu lassen. Das schmerzt, das thut weh! — Einst entstand zu Damaskus ein Aufruhr. Die Einwohner der Stadt wurden vertrieben und mußten, in die weite Welt zerstreut, ihre Nahrung suchen. Die Kinder der Bauern und gemeinsten Leute, die etwas gelernt hatten, wurden in andern Gegenden zu königlichen Räthen befördert und über Land und Leute gesetzt; die Kinder der Vornehmen und ehemaligen Räthe hingehen, die sich bloß auf das Ansehen und das Geld ihrer Väter verlassen hatten, mußten in den umherliegenden Dörfern betteln gehen. — Willst du das Erbtheil deines Vaters genießen, so mußt du dich auch nicht weigern, deines Vaters Weißheit und Geschicklichkeit zu erwerben: sonst kannst du dein väterliches Erbe wohl in zehn Tagen durchbringen."

Schubart.

23. Der fromme Schweppermann.

Der deutsche Kaiser Ludwig hatte eine große, entscheidende Schlacht gewonnen. Er selbst hatte als tapferer Ritter mitgefochten und manchen blutigen Streich geführt; aber die Anführung des Heeres hatte er klüglicher Weise nicht selbst übernommen, sondern einem kriegserfahrenen alten Ritter, Namens Schweppermann, überlassen. Die vorsichtigen Anordnungen dieses Anführers waren es denn auch, wodurch die hartnäckige Schlacht zu Gunsten Ludwigs entschieden worden war. Als nun am Abende die Feinde gänzlich das Feld geräumt hatten, und man für die Verwundeten gesorgt und die Gefangenen untergebracht hatte, da begannen die siegreichen Ritter sammt dem Kaiser zu fühlen, daß sie den ganzen Tag gekämpft, aber nichts gegessen und getrunken hatten. Aber da war guter Rath theuer. Alle umliegenden Dörfer waren längst geplündert, wo nicht gar abgebrannt, und die Diener des Kaisers liefen lange vergebens umher, bis endlich einer mit einem Korbe voll Eier zurückkam, welchen er seinem Herrn zu Füßen stellte. „Ist das Alles?" fragte Ludwig. — „Alles, Eure Majestät, was wir auf weit und breit haben finden können." — „Nun," sagte lächelnd der Kaiser, „dann müssen wir gewissenhaft theilen, damit keiner von den braven Rittern hier ganz hungrig schlafen gehen muß. Ihr Herren," fuhr er fort, „tretet in den Kreis, damit Jeder seinen Antheil empfange." Nun zählte er selbst die Eier und fand, daß nur eins mehr war, als Ritter umher standen. „Gott segne uns das Wenige, was er uns beschert hat!" rief er, indem er selbst ein Ei nahm, und zu seinem Diener sich wendend: „Jetzt theile du aus, Jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei." Dem altem Krieger gingen die Augen über, als er sah, wie er von seinem Kaiser geehrt wurde. Zwar bat er und noch viele andere Ritter, der Kaiser möge doch erst besser für sich sorgen, sie würden schon noch Etwas finden. Aber Ludwig beharrte bei seinem Ausspruche. „Ich habe nicht mehr gethan, als ein jeder braver Ritter; aber der Schweppermann hat mehr gethan, als ein Dutzend von uns, ihm gebührt die Ehre!" Noch jetzt, nach 500 Jahren, lies't man des Kaisers Worte: „Jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei!" auf dem Grabsteine des letzteren.

W. J. G. Curtmann.

24. Erzahlung aus dem Morgenlande.

In der Türkei trieb einst ein reicher und vornehmer Mann einen Armen, der ihn um eine Wohlthat anflehte, mit Scheltworten und Schlägen von sich ab; und als er ihn nicht mehr erreichen konnte, warf er ihn noch mit einem Steine. Alle, die es sahen, verdroß es; aber Niemand konnte rathen, warum der arme Mann den Stein aufhob und, ohne ein Wort zu sagen, in die Tasche steckte; und Niemand dachte daran, daß er ihn von nun an so bei sich tragen würde. Aber das that er wirklich.

Nach Jahr und Tag verübte der reiche Mann einen schlechten Streich und wurde deswegen nicht nur seines Vermögens verlustig, sondern er mußte auch, nach dortiger Sitte, zur Schau und Schande, rückwärts auf einen Esel gesetzt, durch die Stadt reiten. An Spott und Schimpf fehlte es nicht. Der Mann mit dem räthselhaften Steine in der Tasche stand unter den Zuschauern eben auch da und erkannte seinen Beleidiger. Jetzt fuhr er schnell mit der Hand in die Tasche, jetzt griff er nach dem Steine, jetzt hob er ihn schon in die Höhe, um ihn wieder nach seinem Beleidiger zu werfen; aber wie von einem guten Geiste gewarnt, ließ er ihn wieder fallen und ging mit bewegtem Gesichte davon.

Daraus kann man lernen, erstens: Man soll im Glücke nicht übermüthig, nicht unfreundlich und beleidigend gegen geringe, arme Menschen sein, denn es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war, und wer dir, als Freund, nicht nützen kann, der kann vielleicht als Feind dir schaden. Zweitens: Man soll seinem Feinde keinen Stein in der Tasche und keine Rache im Herzen nachtragen. Denn als der arme Mann den seinen auf die Erde fallen ließ und davon ging, sprach er zu sich selbst: „Rache an dem Feinde auszuüben, so lange er reich und glücklich war, das war thöricht und gefährlich; jetzt, wo er unglücklich ist, wäre es unmenschlich und schändlich.“

Joh. Peter Hebel.

---

25. Eine Sterbescene.

Ich ward vor einigen Jahren, erzählte mir ein alter, ehrwürdiger Prediger aus einer preußischen Stadt, spät zu einem alten Husaren-Wachtmeister gerufen, der von mir Trost auf dem Todesbette und Darreichung des heiligen Abendmahls begehrte. Es waren Feldprediger im Orte anwesend, und ich wandte ein, daß ich zwar von Herzen bereitwillig sei, dem Kranken zu dienen, aber seinem ihm verordneten Geist-

lichen nicht wohl vorgreifen könne. Er habe aber, hieß es, ein ganz besonderes Vertrauen zu mir, seitdem er mich einige Male predigen gehört; und so machte ich mich denn zu dem mir ganz unbekannten Manne auf den Weg. Im späten Abenddunkel schritt ich durch die Kornfelder der Vorstadt hin, und fragte einen mir begegnenden Chirurgus, ob er vielleicht von dem Wachtmeister komme, zu dem man mich so eben gerufen habe. — „Ja wohl," war die Antwort. „Der Mann wird morgen wieder besser sein; es ist ihm ein Geschwür im Leibe aufgegangen, und hat die Krisis glücklich entschieden." — Ich ging dann meines Weges weiter, und kam in dem kleinen Hause an, trat in die lichtleere Stube hinein wo mir der Kranke aus einem großen Gardinenbette entgegen röchelte, daß ich — mit Sterbelagern vertraut — die Nähe der Auflösung verspürte, auch der Hausfrau, indem sie mir Licht besorgte, frei heraussagte, daß hier nur wenig zu hoffen sei. Das Licht kam und zeigte mir die Züge des langen, ehrwürdigen Mannes im Vorglanze der baldigen Verklärung. „Seien Sie mir willkommen," sagte er im tiefen Baß, und drückte mir die Hand. — „Herr Wachtmeister," sagte ich, „wie alt sind Sie?" — Er nannte eine mir entfallene Zahl von Jahren. — „Da haben Sie ja den ganzen siebenjährigen Krieg*) mitgemacht?" — „Ja wohl." — „Und sind in manchem bedeutenden Gefecht gewesen?" — „Versteht sich." — „Hat Sie auch wohl Friedrich**) selbst einmal angeführt?" — „Ja, Herr Prediger," — „Fürchteten Sie Sich da, wenn es hieß: Marsch!" — „Nein, Herr Prediger." — „Nun, Herr Wachtmeister, jetzt ruft Sie ein größerer Herr. Fürchten Sie Sich?" — „Nein, Gottlob! Herr Prediger, ich fürchte mich nicht." — Ich nahm einen Knaben wahr, der, mit dem Kopf an den Ofen gelehnt, weinte. — „Was weinest du Kind?" fragte ich. — „Um meinen Großvater, der sterben will; mein Vater hat uns verlassen, und Großvater hat immer so treulich für uns gesorgt." — „Mein Sohn, Vater und Mutter haben mich verlassen, aber Gott hat sich meiner erbarmet. Weißt du den Spruch?" — Ich erklärte es ihm weiter und bat den Sterbenden, er möge ihm noch einige heilsame Worte sagen: „Fürchte Gott, und verlasse ihn nimmer, so wird er auch dich nicht verlassen." — „Segnen Sie ihn," bat ich," Herr Wachtmeister," und hieß den Knaben niederknieen. Der alte Mann legte ihm die beiden Hände auf das Haupt, und ich sprach den Segen. Etwa vier, fünf junge Husaren traten in die Stube. Es mochten wohl sonst wilde

*) Guerre de sept ans, depuis 1756 jusqu'à 1763.
**) Frédéric II ou le Grand, roi de Prusse, mort en 1786.

Burschen sein; aber hier an ihres alten Waffenmeisters Todesbette, weinten sie bitterlich. Er gab ihnen allen die Hand, seinen Spruch wiederholend: „Fürchtet Gott und verlasset ihn nimmer, so wird auch er euch nicht verlassen. Ihr seht,“ setzte er hinzu, „daß Er mich in meiner Sterbestunde nicht verläßt.“ — Dann reichte ich ihm das heilige Abendmahl; er empfing es mit herzinniger Rührung und betete kräftig. Das Röcheln nahm zu; während ich über ihn betete, schlief er ruhig ein. Ich übergab ihn den jüngern Kriegsleuten zur Bestattung.

Wer so stirbt, der stirbt wohl.

De la Motte Fouqué.

---

26. Alexander und Diogenes.

Ich lag an einem schönen herrlichen Tage unter einer Cypresse im Kranion*) und genoß des Sonnenscheins, der alten Leuten in dieser Jahreszeit so angenehm ist, als ich unvermerkt in den Träumereien, denen ich mich zu überlassen pflege, wenn ich nichts zu denken habe, von einem Unbekannten gestört wurde, der in Begleitung etlicher Anderer, welche etwas besser als seine Sclaven, aber doch nicht seines Gleichen schienen, auf mich zuging. Ich gab anfangs nicht darauf Acht; aber da er mich anredete, fing ich an zu merken, daß Jemand zwischen mir und der Sonne stand. — „Bist du,“ sagte er, indem er mich mit einer gewissen Dreistigkeit, die bei gemeinen Leuten Unverschämtheit genannt wird, mit den Augen maß — „bist du dieser Diogenes, von dessen Charakter und Launen man in ganz Griechenland zu erzählen hat?“ Ich betrachtete nun meinen Mann auch etwas genauer, als anfangs. Es war ein feiner, junger Mensch, mittelmäßig von Statur, aber wohlgestaltet, außer, daß ihm der Kopf ein wenig auf die linke Schulter hing. Er hatte eine breite Stirn, große, funkelnde Augen, mit denen er auch in die Seele hinein sah, eine glückliche Gesichtsbildung und eine Miene, worin Stolz und Selbstvertrauen, durch eine gewisse Grazie gemildert, dasjenige ausmacht, was man an Königen Majestät zu nennen pflegt. Ich bemerkte, daß er ein Diadem trug, welches ihn zu einer solchen Miene berechtigte; aber ich that nicht, als ob ich es wahrgenommen hätte. „Und wer bist du denn,“ antwortete ich ganz kaltsinnig, „daß du ein Recht zu haben glaubst, mich zu fragen?“ — „Ich bin nur Philipps Sohn von Macedonien,“ versetzte der Jüngling lächelnd. „Ich gestehe, es ist dermalen nicht viel, aber was es ist, steht dem Diogenes zu

*) Forêt près de Corinthe.

Dienste. Da ich wußte, daß du nicht zu mir kommen würdest, so komme ich zu dir, um dir zu sagen, daß ich mir ein Vergnügen daraus machen würde, deine Philosophie auf einen gemächlicheren Fuß zu setzen. Verlange von mir, was du willst, es soll dir unverzüglich gewährt werden, oder es müßte mehr sein, als in meinen Mächten steht." — „Versprichst du mir's bei deinem königlichen Worte?" sagte ich. — „Bei meinem Worte," versetzte er. — „Nun," sagte ich, „so ersuche ich den Alexander, Philipps Sohn von Macedonien, so gut zu sein, und mir aus der Sonne zu gehen." — „Ist das Alles?" sagte Alexander. — „Alles, was ich jetzt bedarf," antwortete ich. — Die Hofschranzen erblaßten vor Entsetzen. — „Ein König muß sein Wort halten," sagte Alexander indem er sich mit einem gezwungenen Lächeln gegen seine Leute wandte. „Er rechtfertigt seinen Zunamen, den ihm die Korinther gaben," sagten die Hofschranzen, „und er verdiente, daß ihm auch nach seinem Namen begegnet würde." — „Das sollt ihr bleiben lassen," erwiderte der junge Mensch; „ich versichere euch, wenn ich nicht Alexander wäre, so wollte ich Diogenes sein." — Und damit zogen sie wieder ab. Des Abenteuer wird Lärm machen. Ich kann nichts dazu. In ganzem Ernste, was hätte ich von ihm begehren sollen! Ich will mit seines Gleichen nichts zu thun haben. In der That, ich bedarf nichts; — und wenn ich was bedürfte, hab' ich nicht einen Freund? Sollte ich von einem Könige Wohlthaten annehmen, da ich keine von einem Freunde annehme, den ich dadurch glücklicher machen könnte? — Aber der junge Mensch gefällt mir. Ich zweifle nicht, daß er mich auf die Probe setzen wollte; und doch schien ihm meine Bitte unerwartet. — Es ist billig, daß er lieber Diogenes als Alexander sein möchte, wenn er nicht Alexander wäre. — Wie viel wird dieser einzige junge Mann den Griechen von sich zu reden geben! Er hat sich von ihnen zu ihrem gemeinschaftlichen Feldherrn gegen den großen König erwählen lassen. — Ein schöner Vorwand für einen jungen Ehrgeizigen, dem Macedonien und Griechenland ein zu kleiner Schauplatz ist! — Ich wollte, daß er über die ganze Welt zu verfügen hätte, wie Diogenes.

C. M. Wieland.

---

27. Die Rache des Redlichen.

Eine Bürde Brennholz auf dem Rücken, fast vor Kälte starr, kam Semnon, der alte Fischer, aus dem entblätterten Haine zurück. Mühsam wankte er den beschneieten Pfad vor dem Hause Ithamars des Jägers

vorbei und wollte über die Brücke des Flusses nach seiner Hütte hinüber. „Halt, Alter!“ rief der Jäger und sprang wild aus seiner Wohnung heraus. „Wo hast du das Holz her? Das ist nicht dein! Du hast es mir entwandt!„ Semnon erschrack. „Jäger, ich habe es nicht entwandt,“ stammelte er.

Ithamar. „Lüge mir nichts vor, Alter. Gestern erst fällte ich Holz, drüben im Walde liegt es; von diesem hast du's! Her damit.“

Semnon. „Nein, Jäger, ich hab' es gesammelt Reis für Reis, redlich und recht.

Ithamar. „Du lügst, alter Graukopf! Her damit!“

Semnon. „Seht nur! Es sind ja lauter kleine, dürre Reiser, die ich zusammentrug, wie ich sie unter den Bäumen im Schnee zerstreut fand.“

Ithamar. „Entwandt hast du's! Was will ich deiner Lügen!(Da riß er dem Greise ungestüm die Bürde vom Rücken und warf sie über die Brücke hinab, dem Strome zum Spiele.) Nun ist der Streit zu Ende!“ sagte er höhnisch und trabte wild in das Haus. Semnon sah ihm wehmüthig nach und wankte nassen Blickes von dannen.

Nach einigen Tagen ward die Luft wärmer. Der Eisstoß ging. Da schwammen die Stücke mächtig heran und bäumten sich krachend an den Jochen empor. Schollen zerborsten zu Schollen, und Trümmer zu Trümmern. Eisballen sammelten sich sträubend zu Haufen, und stemmten sich und schwellten die Wasser des reißenden Stromes. Da kam Chalisson, Ithamars Sohn, aus der Stadt und wollte über die Brücke wandern. Aber er bebte unschlüssig und erschrocken zurück, als er die Schauderscene sah. Semnon selbst, der eben in der Gegend einen Kahn zimmerte, mißrieth ihm, sein Leben in die Todesgefahr zu wagen. Ithamar sah's. „Komm hurtig herüber! rief er trotzig, die Brücke wird eben nicht brechen: weiß Gott, zu was dich sonst der Alte Haderer noch verleiten würde. Komm herüber. Chalisson lief. Stoß auf Stoß an die Brücke; er wankte. — Noch ein Stoß. Jetzt fiel er nieder. Nun wieder einer; da sank die Brücke und stürzte in das Wasser und der Knabe mit. Wie wüthete da der Vater drüben, wie jammerte Semnon der Greis, herüber! Fürchterlich heulte im Flusse der Knabe und schrie um Hülfe. An einem Balken eingeklemmt, halb vom Eise erdrückt, riß ihn der Strom hin. Unströstlich lief der Jäger am Gestade umher, stampfte den Boden und schrie und rang muthlos die Hände. Aber Semnon mit den Silberhaaren sprang beherzt in seinen Kahn und zwang ihn muthig durch die Schollen und durch die Tannenbalken der Brücke; riß den Knaben aus dem Strudel und brachte ihn glücklich zum Vater ans Land. „Hier geb' ich dir deinen Sohn zurück,“ sagte er liebreich, mit einem Tone, der Wölfe

selbst bezähmt hätte, „sich, er ist frisch und gesund, nur ein wenig erschrocken.“ Ithamar getraute sich nicht, die Augen aufzuschlagen, und stand lange beschämt und stumm da. „Vergib mir, redlicher Greis!“ sprach er endlich gerührt mit einem Strome von Zähren, die ihm wider Willen die rauhen Wangen herabstürzten; „vergib mir mein hartes Betragen.“ „Was soll ich dir vergeben!“ erwiederte Semnon mit freundlicher Miene. „Hab ich mich denn nicht eben genug an dir gerächt?“

Ithamar. „Also war Wohlthun deine Rache, beleidigter Mann? — Gott! Rächt sich der Redliche so?“

Fr. Xaver Bronner.

---

20. Ein Hund hilft seinem Herrn das Leben retten.

Amerino, einer der Bewohner des großen Erdtheils, den man Amerika nennt, reis'te einst, nur von seinem treuen Hunde begleitet, in eine unbewohnte Gegend zu einem Freunde, der beinahe zwölf Meilen entfernt von ihm lebte. Kein betretener Fußsteig, kein Fahrweg führte dahin. Als er die kleinere Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, mußte er über einige klippenartige Anhöhen steigen. Behutsam und mühevoll war er fast hinübergekommen, als er plötzlich an einem jähen Felsstücke so hart auf einen scharfen Stein hinabglitschte, daß er sein rechtes Bein brach. Sein Schmerz war groß; aber noch größer sein Schrecken, da er entdeckte, daß die Anstrengung aller seiner Kräfte nicht zureichte, ihn nur einen Schritt weiter zu bringen. Mit Angst überdachte er, daß er sich auf zwei Tage mit Speise versehen hatte, und daß er auf die Hülfe eines Wanderers nicht rechnen dürfe, wenn er es auch möglich fände, einige Wochen lang auf dieser Stelle unter freiem Himmel sein Leben zu erhalten. Mußte da Amerino nicht an seiner Rettung verzweifeln? Nicht dem schrecklichen Hungerstode entgegensehen? Nicht das Ende seines Lebens mit Gewißheit erwarten? Doch er beruhigte sich und faßte Muth, weil er einer von den Menschen war, welche sich durch ihren Fleiß allerlei Kenntnisse erworben, sich zum vernünftigen Nachdenken und Urtheilen gewöhnt und sich zur Uebung in nützlichen Künsten geschickt gemacht haben. Solche Menschen verzweifeln nicht so geschwind, als die unwissenden, gedankenlosen und ungeschickten Leute. Jene sinnen erst nach, was für ein Mittel in irgend einer Verlegenheit wohl am besten anzuwenden sei. Aber auf welche Weise wird Amerino ein Mittel zu seiner Rettung finden? Was würdet ihr, lieben, jungen Freunde ihm vorschlagen, wenn wir als möglich annähmen, daß ihr einem solchen Hülfsbedürftigen euern Rath zuflüstern könntet? Gewiß, ihr thätet dies gern, da es so angenehm, so süß ist, dem Verlegenen und Unglücklichen Beistand zu leisten. Amerino

verstand die herrliche Kunst, zu schreiben, und in dieser suchte er ein Mittel zu seiner Rettung. Er pflegte gewöhnlich Bleistift und Papier bei sich zu führen, um bald dieses, bald jenes aufzuschreiben. Diese gute Gewohnheit und die Schreibekunst, die er verstand, trugen dazu bei, die Dauer seiner Schmerzen zu verkürzen, seine Besorgnisse zu endigen und sein Leben zu retten. Er schrieb an einen seiner Freunde, daß er auf seiner Reise durch einen unglücklichen Fall sich das Bein gebrochen habe und unvermögend sei, von der Stelle zu kommen. Er bemerkte ihm den Ort, wo er ohne Gehkraft in Gefahr zu sterben läge und zu dem großen Geiste aller Welten flehte, doch einen seiner Freunde anzutreiben, daß er mit einem bespannten Fahrzeuge hereile, ihn aufnehme und ihn so vor einem fürchterlichen Hungertode bewahre. Ihr meinet, daß dies Briefschreiben ganz zwecklos und unnütz gewesen sei, weil er keinen Ueberbringer desselben bei sich hatte, keinen Vogel, keinen Geist hervorrufen konnte, ihm Bote zu sein? Ja, denket ihr vielleicht, hätte er eine gehörig abgerichtete Taube bei sich gehabt, der er nur das Briefchen hätte anbinden können, so wäre es wohl möglich gewesen, die Nachricht an Ort und Stelle zu bringen. Man darf aber doch nicht urtheilen, daß ein verständiger Mensch einen Brief schreiben werde, wenn er gar kein Mittel gehabt, ihn fortzusenden. Rathet also, wenn ihr könnt, auf welches Mittel zur Ueberschickung Amerino verfiel? — Seinen treuen Hund gedachte er zum Boten zu machen, wenn dieser dazu gleich gar nicht abgerichtet war. Wir wollen doch sehen, wie er das anfing, und wie es ihm gelang. Er wollte das beschriebene Papier ihm um den Hals binden und ihn damit fortjagen. Dabei stellte sich eine neue Schwierigkeit ein, weil er keinen Bindfaden mitgenommen hatte. Aber Bedürfniß und Noth lehren erfinden. Vielleicht kann Jemand unserer jungen Freunde angeben, was man in einem so dringenden Nothfalle thun könnte. Er riß einen Streifen unten von seinem Hemde ab, wickelte das Papier in die Mitte des Lappens, schlug einen Knoten, der es befestigte, und knüpfte nun die beiden Enden an einander um seinen Hals. Es war Morgen. Am vorigen Tage, da der Beinbruch geschah, hatte der Hund wenig, und jetzt gar nichts zu fressen bekommen, denn sein Herr wollte ihn eben durch den Hunger bewegen, den Weg nach Hause zu nehmen. Aber Wodan legte sich vor ihm hin, und zeigte gar keine Neigung, den Rückweg anzutreten. Was war nun anzufangen? Ungeachtet Amerino das treue Thier liebte, so mußte er es doch hart anreden, hart behandeln, es mit der Faust oder mit dem Stocke schlagen und es auf den Rückweg hinweisen. Betrübt und scheu sah der Hund seinen Herrn an und schien sagen zu wollen: „Guter Herr, was that ich dir zu Leide, daß du auf mich böse bist, mich hungern lässest und

mich prügelst? Soll ich dich verlassen? Du bist hier ja ganz allein, von allen Menschen entfernt. Es könnte ein wildes Thier kommen und dir schaden, wenn ich, dein getreuer, muthiger und kraftvoller Wächter, nicht da wäre, um es wegzubeißen." Amerino nahm seinen Mundvorrath her, um etwas zu genießen. Wodan nahete sich liebkosend, um einen Bissen zu empfangen. Aber anstatt des Brodes und Fleisches, das er gierig erwartete, bekam er einen derben Schlag mit dem Stocke. So abwechselnd mit Anlocken und zurückscheuchenden Schlägen verging der zweite Tag. Als die Nacht eintrat, suchte Amerino wieder eine bequeme Lage auf einigen großen Steinen zu finden. Wodan lagerte sich so weit von ihm, daß er von dem Stocke nicht erreicht werden konnte. Die Sterne funkelten am blauen Gewölbe des Himmels. Einer Nachtigall melodische Stimme ertönte im nahen Gebüsche und sang Amerino in sanften Schlaf. Am frühen Morgen wurde das Anlocken und Prügeln fortgesetzt. Wodan schien seinem Herrn zuzumurren: Wie hart und grausam du bist! Du stillst nicht meinen quälenden Hunger und schlägst mich noch härter, noch schmerzhafter, als zuvor. Ich bin mir keines Verbrechens bewußt. Der Hunger greift mich so stark an, daß ich fürchte, auf der Stelle todt hinzufallen. Soll ich dich denn wirklich verlassen?" Er entfernte sich eine kleine Strecke, sah noch einmal sich nach seinem Herrn um, als wollte er sagen: „Nun, weil du mehr Verstand hast als ich, so geschehe dein Wille! Ich folge deinem Winke und laufe so schnell als möglich, nach Hause." Nun zog er aus, als wenn er einen Hasen verfolgte, kam noch vor der Mittagsmahlzeit in der Wohnung seines Herrn an und lief spornstreichs nach der Küche, um etwas zur Stillung seines Heißhungers zu finden. Seine ganz unerwartete Zurückkunft erregte Verwunderung und, da Amerino nicht nachfolgte, Besorgniß und Angst. Doch man bemerkte bald das ungewöhnliche Halsband. Man lös'te es auf, entwickelte es, fand darin die schreckliche Nachricht, eilte zu einem Freunde, der sogleich Anstalt machte, den Unglücklichen zu holen. Indessen wurde Wodan, dessen Dienste man nun erkannte, auf's beste gefüttert. Der Freund kam mit einem leichten Wagen an und beschloß, Wodan als Finder oder Aufspürer mitzunehmen. Dieser folgte ihm nicht ungern, vergaß der letzten, harten Behandlung und dachte an die oft erfahrene Güte seines Herrn. Wegkundig lief er voraus und führte den Erretter ohne den geringsten Umschweif zu seinem Herrn, der ihn jetzt freundlich empfing und ihm den Rest seiner Speise zuwarf, da der liebreiche Freund, den er als einen rettenden Engel begrüßte, einen neuen Vorrath mitgebracht hatte.

C. H. Wolke.

II. Theil b.

Beschreibungen und Schilderungen.

1. Der Winter.

Sie sind verschwunden, die reizenden Tage, und hinterlassen uns außer dem süßen Andenken, sie genossen zu haben, nichts als Bilder der Vergänglichkeit. Wie hat sich die ganze Gestalt der Natur verändert, und wie traurig blickt die Sonne aus trüben Wolken über Gärten hin, wo keine Blume mehr blüht, über Felder, wo keine Spur der Ernte mehr ist; über Hügel, wo der dürre Rest des Grases verblichen ist! In der Luft ist das Concert der Vögel verstummt, und ihre Stille wird etwa nur von dem Gekrächze der Krähen, oder von dem Geschrei der Zugvögel unterbrochen, die wärmeren Gegenden entgegen fliegen. Die Wälder erheben überall ihre falben Häupter, und stürmische Nordwinde treiben die abgerissenen Blätter weit von den Aesten weg, deren Schmuck sie waren. Die Berge umher stehen öde, von keinen Heerden mehr besucht und von keinem Geblöcke mehr belebt; auf ihren dunkeln Abhängen trauert der beraubte Weinstock, und kein Jauchzen der Winzer läßt sich mehr hören. Die Blumenplätze der Gärten liegen zerstört; die Bäume haben ihre Frucht abgeliefert, und die Weichlinge von Blumen verschließen sich wieder in gewärmte Gewächshäuser. Wie traurig liegt die weite Landschaft vor mir, worin jede helle Farbe verblichen und der Hauptschmuck des Feldes, das Grüne, in ein mattes Gelb übergegangen ist, und überall die Spuren der Vergänglichkeit erscheinen. Ein dichter Nebel ist der Gefährte des Morgens, und langsam steigt der Tag durch die Frühstunden, zur Heiterkeit empor, wenn ihm noch eine Heiterkeit vergönnt ist. — Allmählig beeisen sich die Ufer, jede Nacht erweitert das Gebiet des Frostes; der Strom wird langsamer und das Rauschen dumpfer; wie mit einem krystallenen Pflaster, unter welchem der Fluß unbemerkt dahinschleicht, oder unwillig in leisen Klagen murmelt, überdecken die schimmernden Eisklumpen das Wasser. Und was für Schau-

spiele gibt nicht der Frost dem Auge. Der See gleicht einem glatten Spiegel, auf welchem das Morgenlicht blitzt, ohne ihn zu durchwärmen. Eine sanfte Brechung der Strahlen und ein ergötzendes Spiel der Farben erscheint auf der hellen Fläche. Bald malt die Sonne ihr Bild auf dem Eise als eine glänzende Scheibe; bald läßt sie den ganzen krystallenen See in einem rothen Feuer brennen. An jener Seite schwärmt die Jugend des Dorfes auf dem Eise umher; ein Haufen schwebt auf tönenden Schlittschuhen, im geschickten Gleichgewicht so schnell, wie der Flug eines Pfeiles dahin, so schnell, daß die Blicke ihm kaum mehr in die Ferne folgen können; — ein and'rer jagt im rauschenden Schlitten herum, und Fröhlichkeit und Scherz herrschen unter den kleinen zerstreuten Schaaren. — Faßt jeder Morgen zeigt uns neue Werke des Frostes von mannigfaltigen Gestalten und Farben, die er in der stillen Nacht verfertigte. Das Dach ist mit silbernen Eiszapfen umhangen. Die von Felsen herabfließenden Regenströme haben ihren Lauf vergessen und bilden an den Wänden, an welchen sie sich ergossen, lange weiße Säulen, die dem Auge entgegen schimmern. Dann tönt die Erde unter dem Schritte der Reisenden, und jeder Schall bricht heller durch die kalte Luft. Vergebens senken sich die Strahlen des Mittags auf die versteinerte Erde herab, kaum fühlt sie die schwache Berührung des erwärmenden Lichtes, und wenn auch das Thal auf einige Stunden seine Härte erweichen zu lassen scheint, so wiederholt doch bald der Frost sein kaltes Blasen und zwingt das, was die milde Sonne aufgelös't hatte, wieder unter seine rauhe Herrschaft.

Hirschfeld.

---

2. Das Nahen des Frühlings.

Sobald sich der Winter dem Ende seiner Herrschaft naht und eine glänzend weiße Decke über Berge, Hügel, Thal und Wald ausgebreitet hat, und wir von allem Leben der Natur nichts erblicken, als Wintergrün, das um morsche Trümmer und düstere Felsenklüfte sein Gewinde schlingt, so fühlen wir eine innige Sehnsucht nach dem Frühlinge.

Und bald verkünden es uns laue Lüfte, daß diese Sehnsucht gestillt werden soll, und es kommt ein Frühlingsbote nach dem andern. Zuerst das Schneeglöckchen, welches schon vor Fastnacht blüht, mitten im Schnee um eine andere Zeit zu verkünden.

Sieh! Schneeglöckchen entwinden sich schon weißschimmernd der Erde;
Die ihr so freundlich euch zeigt, läutet den Frühling ihr ein?

Ja, den Frühling läutet das Schneeglöckchen ein, das liebliche Blümchen, und ist so angenehm und so theuer unserm Herzen, als die Hoffnung, welche es in ihm erregt. Und kaum haben die anderen, unter der Winterdecke noch schlummernden Blumen das holde, süße, milde Tönen des Glöckleins vernommen, als sie sich nach und nach erheben und blühen und prangen und duften.

Nicht lange aber läßt sich der Frühling einläuten vom sanften leisen Tönen des lieblichen Schneeglöckchens, denn siehe: lauer und milder als zuvor wehen die Lüfte, wärmer und wärmer senken sich die Strahlen der Sonne auf uns herab. Der Schnee schmilzt, die harte Rinde des Eises thauet auf; in wenigen Tagen haben die Berge und Hügel ihre Winterdecke abgelegt, sie fangen an, im Sonnenscheine zu grünen; aus dem klaren Spiegel der Ströme, der Flüsse, der Bäche, und der See'n strahlt am Tage die Sonne und der heitere blaue Himmel, bei Nacht aber der Mond und die Sterne lieblich nieder. Ein heiteres Lächeln ruht auf dem Antlitze der ganzen Natur, Alles ist durchwoben von süßer Wonne und inniger Freude des Daseins. Aus unendlich vielen Quellen strömt jetzt das Leben hervor. Neue Blüthen übersäen mit jeder Stunde Bäume und Hecken, und Tausende von Knospen entschließen sich dem Lichte; fröhlicher grünt mit jedem Tage die Erde mit ihren Thälern, Fluren, Wiesen, Gärten und Aeckern; das junge Reis treibt Augen und nach und nach belauben sich auch die Wälder und nehmen uns in ihren angenehmen dunkeln Schatten wieder auf. In der Luft singen die Lerchen; in den Gebüschen die Nachtigallen im harmonischen Einklange mit tausend anderen liebliche Sängern, die ihre Jubeltöne nach Oben hinaufsenden, woher alles Gute kommt. Und auf der Erde prangen in unendlicher Zahl die Blumen, die holden Kinder des Frühlings, gekleidet in die Farben des Lichtes und strömen ihre balsamischen Düfte als Weihrauch durch die Luft. Und diese Blumen, gleichsam als helleuchtende Sterne in das dunkle Gras gesäet, sind nur, wie die Sterne über ihnen, die Buchstaben zu dem großen Namen des unendlichen, den wir nicht nennen und nicht aussprechen können.

Nach Franz Anton Staudenmaier.

---

3. Das Gewitter.

Die Sonne verbirgt sich hinter den schwarzen Wolkengebirgen, die Nacht überwältigt den Tag; die Lüfte heulen, die Wälder rauschen, die wirbelnden Stürme, die Vorboten des nahen Donners, treiben Sand

und Staub und Blätter mit einem langen Getöse umher; die wellenden Flüsse empören sich, brausen und wälzen sich ungestüm fort. Es fliehen die scheuen Thiere den Felshöhlen zu, mit ängstlichem Gewirre flattern die Vögel unter die Dächer und Bäume, der Landmann eilt nach seiner Hütte, Felder und Gärten werden verlassen. Das Herz kämpft mit verschiedenen Leidenschaften, will seine Furcht verbergen, die in allen Gebeinen zittert und arbeitet, sich mit Standhaftigkeit und Ruhe zu waffnen. Indessen wird die über die Erde ausgebreitete Nacht immer fürchterlicher, und aus der Ferne murmelt schon eine dumpfe Stimme die Drohungen des kommenden Donners her, dem Ohre immer hörbarer. Auf einmal scheint sich das ganze Gewölbe des Himmels zu zerreißen, ein erschreckliches Krachen füllt den weiten Luftraum, die Erde bebt und alle Wiederhalle in den Gebirgen werden erregt. Bei jedem Schlage des Donners zucken die flammenden Blitze, Strahl auf Strahl, durchkreuzen die schwülen Lüfte, schlängeln sich an den Spitzen der Berge herab und werfen Feuer in die ödesten Abgründe. Die Schleusen des Himmels lösen sich von ihrer Last und stürzen in mächtigen Fluthen herab, und indem die Wolken unter dem Kampfe der Winde von einer Gegend in die andere sich fortjagen, tobet das wilde Geplätscher auf den dürren Erdboden herunter.

Hirschfeld.

---

4. Die Anmuth der Natur nach einem Gewitter.

Die finstern Gewölbe zertheilen sich, bestrahlt von einem glänzenden Lichte, eine lächelnde Heiterkeit, die Alles erfreut, breitet sich am Himmel aus; sein blaues Gewand, von bunten Streifen durchwebt, bricht hinter dem zurückwallenden Vorhang hervor, und spiegelt sich wieder auf dem beruhigten Gewässer. Flüchtige Schatten laufen über Thäler und Hügel und Wiesen, von einem leichten Schimmer verfolgt; bald liegt die Landschaft in einer sanften Dämmerung, bald erscheint sie wieder in einem goldenen Lichte. Wie dort der schöne Bogen sich über den Horizont ausspannt! Wie seine malerischen Farben in einem doppelten Abglanz spielen und in der klaren Fluth der See wiederscheinen! Das nahe, bejahrte Gebirge, das sein ehrwürdiges Haupt in die Wolken streckt, nimmt seine gewöhnliche Freundlichkeit wieder an, verjüngt von der hellen Pracht, womit es der Bote des versöhnten Himmels überstreuet. Die gekühlten Lüfte tröpfeln noch von Regenstäubchen; die Gipfel der Berge und die erquickten Gefilde schimmern weit umher von der Nässe der Wolken; die Gebüsche blitzen im Sonnenscheine von kleinen Sternchen

und regnen, von gaukelnden Westen bewegt, von Neuem den zu schweren Reichthum der Tropfen herab; das Gras, die Blumen, die in einer traurigen Mattigkeit zu verwelken schienen, die ganze Natur fühlt die wohlthätige Erfrischung, alle Gewächse heben sich wieder empor, und das Grün der Felder prangt in einem hellern Schmuck. Die Wälder erneuen ihre Freude; Scharen von Schwalben schwärmen wieder in fröhlichem Fluge umher; die Heerden schütteln die triefende Wolle und blöken vor Lust; tausend kleine Geschöpfe schwirren in den Wiesen umher. Der Wanderer verläßt segnend das schützende Obdach und setzt munter seine Reise fort; der Landmann eilt erfrischt wieder zu seiner Arbeit; Eltern und Kinder kehren in den anmuthigen Garten zurück; Alles lebt von Neuem, Alles frolocket über die wohlthuende Kühlung, und alle Kräuter gießen Reichthümer von süßen Gerüchen aus.

Hirschfeld.

---

5. Deutschland.

Die weiten Fluren, die sich, mannigfaltig durchschnitten, von den höchsten Alpen über dem mittelländischen und dem adriatischen Meere, in unbestimmten Grenzen, westlich an den Ufern der Maas und der Schelde hinab bis zur Nordsee hinbreiten, und östlich von der March hinüber zur Oder bis zum Ausflusse der Weichsel sich erstrecken, nennen wir Deutschland.

Dieses Land, in dieser Ausdehnung, gehört zu den schönsten Ländern, welche die Sonne begrüßet in ihrem ewigen Laufe. Unter einem gemäßigten Himmel, unbekannt mit der sengenden Luft des Südens, wie mit der Erstarrung nördlicher Gegenden, die größte Abwechselung, die reichste Mannigfaltigkeit, köstlich für den Anblick, erheiternd und erhebend für das Gemüth, bringt Deutschland Alles hervor, was der Mensch bedarf zur Erhaltung und zur Förderung des Geistes, ohne ihn zu verweichlichen, zu verhärten, zu verderben. Der Boden ist fähig zu jeglichem Anbau. Hier scheint sich die befruchtende Kraft gesammelt zu haben, die dort versagt ward. Unter dem bleibenden Schnee der Alpen dehnen sich die herrlichsten Weiden aus, von der Wärme doppelt belebt, die an jenem wirkungslos vorüberging. An der kahlen Felswand zieht sich ein üppiges Thal hinweg. Neben Moor und Haide, nur von der bleichen Binse und von der Brombeerstaude belebt, und menschlichem Fleiße nichts gewährend, als die magere Frucht des Buchweizens oder des Hafers, erfreuen das Auge des Menschen die kräftigsten Fluren, geeignet zu den schönsten Saatfeldern und zu den herrlichsten Erzeugnissen des Gartenbaues.

Fruchtbäume prangen in unermeßlicher Menge und in jeglicher Art, vom sauren Holzapfel bis zur lieblichen Pfirsiche. Hoch auf den Bergen des Landes erhebt, unter Buchen und Tannen, die gewaltige Eiche ihr Haupt zu den Wolken empor, und blickt über Abhänge und Hügel hinweg, welche den köstlichsten Wein erzeugen, die Freude der Menschen, von Hohen, wie von Geringen. Kein reißendes Thier schrecket, kein giftiges Gewürm drohet, kein häßliches Ungeziefer quälet. Aber Ueberfluß gewähret das Land an nützlichem Vieh, an kleinem wie an großem, für des Menschen Arbeit, Zwecke und Genüsse. Das Schaf trägt Wolle für das feinste Gespinnst, der Stier verkündigt Kraft und Stärke in Bau und Gestallt, das Pferd geht tüchtig einher im Fuhrwerke, prächtig vor dem Wagen der Großen und stolz als Kampfroß unter dem Krieger, hier ausdauernd und dort.

In ihrem Innern verbirget die Erde große und reiche Schätze. Aus vielen und unerschöpflichen Quellen sprudelt sie freiwillig den Menschen Heilung zu und Gesundheit und Heiterkeit. Den fleißigen Bergmann belohnt sie bald mit dem edelsten Gewürze, dem Salze, bald mit Silber und Gold, hinreichend für den Verkehr und die Verzierung des Lebens, bald mit Eisen in Menge, dem Manne zur Waffe und Wehr, zu Schutz und Schirm dem Volke.

Ein solches Land, mit so reichen Gaben, Eigenschaften und Kräften ausgestattet, ist von der Natur unverkennbar bestimmt, ein großes und starkes Volk zu ernähren in Einfalt und Tugend, und eine hohe Bildung des Geistes in diesem Volke durch Uebung und Anstrengung zu erzeugen, zu erhalten, zu fördern.

Endlich ist den Bewohnern dieses Landes durch große und schöne Ströme das Meer geöffnet und der Zugang zur Welt. Aber das Meer drängt sich nicht so verführerisch an sie heran oder zwischen sie hinein, daß sie verlockt und dem heimathlichen Boden entfremdet werden könnten. Vielmehr kann der edlere Mensch dem Gedanken an seine deutsche Erde und an seinen deutschen Himmel nicht entgehen, und dieser Gedanke scheint in ihm die Sehnsucht erhalten zu müssen zu der Welt seiner Geburt, und die Liebe zu dem Boden seines Vaterlandes.

Heinrich Luden.

---

6. Die Hundsgrotte bei Neapel.

Sie führt ihren Namen von den Versuchen mit Hunden, wodurch den Reisenden gezeigt wird, das aus ihrem Boden ein Dunst aufsteigt, welcher im Sommer die Höhe von einem Fuß, im Winter aber kaum

von vier Zoll erreicht. Es ist eine von der Natur gebildete, zehn Fuß hohe, vier Fuß breite und neun Fuß lange Höhle. Die Dünste, welche darin wie Kohlendampf aufsteigen, vermischen sich nicht leicht mit der höhern Luft, riechen wie Champagnerwein, hindern die Entzündung des Schießpulvers und löschen brennende Fackeln und Lichter aus. In der Nähe dieser Höhle wohnt ein Mann, welcher beständig mehrere Hunde hält, mit denen er Versuche macht. Er hält den Hund auf den Boden, jedoch so, daß er den Kopf so viel als möglich in die Höhe hält. Nach einigen Minuten bleibt der Hund nach heftigen Verzuckungen ohne Bewegung liegen, erholt sich aber auch eben so bald wieder, wenn man ihn in die frische Luft bringt. Nach den Zuckungen und den Bewegungen der Brust zu urtheilen, fehlt ihm in der Höhle der Athem, denn außer der Höhle kommt er durch tiefes Athemschöpfen nach und nach wieder zu sich selbst. Will man ihn noch schneller wieder zu sich bringen, so wirft man ihn in den See Agnano, dessen Wasser die Wirkung beschleunigt. Läßt man den Hund nur einige Minuten länger in der Höhle, so stirbt er, und weder Luft noch Wasser rettet ihn. Karl VIII.*) ließ einen Esel in die Höhle führen, welcher bald darauf erstickt wurde. Die Wirkung der Dünste ist indeß bei allen Thieren nicht dieselbe. Della Torre**) fand im Jahre 1748, daß eine Kröte eine halbe Stunde in der Höhle lebte, eine Eidechse fünf Viertel, und eine große Heuschrecke über zwei Stunden; ein Hahn indeß, den der Naturforscher Nollet in die Höhle brachte, mußte augenblicklich Alles wieder von sich geben, was er kurz vorher zu sich genommen hatte.

Chr. Fr. Dan. Schubart.

---

7. Der Aetna.

Auf der Insel Sicilien liegt der Aetna, der eine Höhe von 10,965 Fuß hat; Schnee und Eis, Asche und Lava bedecken seine Gipfel.

Er ist nicht schwer zu besteigen, um ihn her erheben sich Hügel und Berge, gebildet durch die Lavaströmungen, die aus seinem Innern kommen. Will man aus der Ebene von Catanea zu seinem Gipfel emporsteigen, so gelangt man zuerst zu einem allmählig aufsteigenden Lande, das sehr fruchtbar ist und sorgsam bebaut wird. Dann kommt man durch eine waldige Ebene, bewachsen mit Pappeln, Buchen, Eichen, Kastanien und anderen Bäumen; endlich gelangt man aufsteigend dahin,

*) Fils de Louis XI.

**) Della-Torre J. M. savant Italien né à Rome en 1713, mort en 1782.

wo der Fuß des Wanderers über Schnee und Eis klimmen muß. Der Krater des Berges hat einen geringeren Umfang, als der einer viertel deutschen Meile; zuweilen ist er zweimal so groß. Spalten und Klüfte umgeben ihn; die Lavaströmungen, die sich aus seinen ungeheuren Höhlungen ergießen, dehnen sich zuweilen auf vier bis sechs Meilen aus. Zuweilen ist der Berg ganz ruhig, oder es wirbelt leichter Rauch aus ihm empor. Plötzlich aber werden die Rauchsäulen dunkler und unregelmäßiger; der Berg, die Insel erbebt, laute Donnerschläge erschallen, glühende, feurige Massen brechen aus dem Krater hervor oder aus den Seitenwänden desselben, wälzen sich erst als Flammenstrom und dann langsamer den Berg herab. Zuweilen brechen siedende Wasserströme heraus, schmelzen das Eis und den Schnee, und stürzen sich, Alles zerstörend, in die Tiefe. Ungeheure Felsblöcke werden dabei nicht selten in die Luft geschleudert, man behauptet, über 1000 Fuß hoch, und stürzen noch glühend, zum Theil wieder in den Schlund hinab, aus dem sie kamen. Oft erhellen die Flammen, welche den Krater umringen, die ganze Insel Sicilien.

Mehrere kühne Naturforscher haben den Krater untersucht; einzelne ließen sich an Seilen hinab und bemerkten in der Tiefe noch mehrere andere Krater, mächtige Lavablöcke, Säulen von Schwefel und dabei dicke, heraufqualmende Säulen von Feuer und Rauch.

Die Aussicht vom Gipfel ist um so überraschender und schöner, als sie gerade das Gegentheil der schauervollen Umgebung voll Felsklüften darbietet. Bei heiterm und klarem Himmel übersieht man nicht nur die ganze Insel mit ihren Städten und Dörfern, Wäldern und Fluren, sondern der entzückte Blick schweift auch ringsum über die ungeheure Fläche des Meeres dahin.

Schon in den ältesten Zeiten kannte man den Aetna als feuerspeienden Berg. Im Jahre 1669 zerstörte ein furchtbarer Lavastrom einen Theil von Catanea; die Ausbrüche in den Jahren 1809 und 1811 waren fürchterlich. In den letzten Jahren ist der Berg ruhiger gewesen; gewöhnlich vergehen einige Jahre zwischen einem und dem andern Ausbruche.

Fr. Hoffmann.

---

8. Die Seeschlacht.

Wie furchtbar schon eine Schlacht auf dem Lande ist, so hält sich doch keinen Vergleich mit dem Erde und Meer erschütternden Donner aus, welcher eine Seeschlacht begleitet. Wenn man sich nur ein Schiff mit

einigen siebenzig der schwersten Geschütze besetzt, von allen Seiten Feuer speiend, ein wahres Bild des Höllenschlundes denkt, so kann dies schon Staunen und Bewunderung erregen; und wer möchte sich nun fünfzig solche und noch viel größere Colosse vorstellen, aus 5000 Feuerschlünden Tod und Verderben sprühend, ohne Grausen und Entsetzen, und doch haben so furchtbares die Menschen ausgeführt, wie z. B. in der Schlacht bei Trafalgar*), nicht einmal um sich zu nützen, sondern nur Andern zu schaden. Eine Seeschlacht ist stets unglücklich für beide Theile; kein Land wird erobert, nur Flotten werden zerstört; gewonnen hat aber der, welcher am wenigsten Verlust erlitten hat. Ein unbesiegbarer Muth muß jedem Matrosen, jedem Seesoldaten inne wohnen; wehe dem Zaghaften! Ihm erscheint kein Rettungsboot, keine Hoffnung flammt auf in seiner Brust; dem Tode muß er in seiner gräßlichsten Gestalt ins Auge schauen. Auf Pistolenschußweite rücken die Schiffe einander entgegen, aus jeder Oeffnung speit ein Vulkan unaufhörlich Feuer, und jeder Blitz trägt eine furchtbare, vielleicht glühende Eisenmasse in das Gebälk, in die Segel des feindlichen Schiffes. Die Kanonen im Vorderbug können nicht nach dem Schusse zurückgezogen werden. Außen vor dem Schiffe steht auf einer schmalen Planke der Soldat, der sie ladet, und der sich, um nicht zu fallen, rücklings auf den Feuerschlund setzen muß, um von oben die Patrone, welche ihm durch die Geschützpforte gereicht wird, in den Lauf zu schieben, und mittels eines in der Mitte gebrochenen, mit einem Gelenke versehenen Ladestockes in den Hintergrund der Kanone zu treiben. Der Kartätschenhagel**), welcher die im Innern verborgenen Männer nicht trifft, reißt die außen Stehenden in Stücke; sie stürzen in's Wasser und haben nicht einmal die Hoffnung, daß sich eine Hand nach ihnen ausstreckt. Doch müssen neue Leute, welche wie jene ihr Loos kennen, welche wissen, daß ein sicherer Tod sie erwartet, hinaus, die Stelle der Herabgeschossenen einnehmen, bis auch sie durch den Tod von ihrem Posten abgelöset sind.

Nicht genug, daß Kartätschen und Kugeln die Kämpfenden bedrohen. auch andere Formen sucht der Tod aus, um seine Beute zu erfassen. Der zerschmetterte Mast stürzt fünfzig zugleich über Bord, die auf den Marzen (Segelstangen) und in dem schwankenden Tauwerke hingen; oder sie werden zermalmt durch des fallenden Kollosses Wucht; große Stücke reißt eine Kugel los, und zerrissen werden von den scharfen Kanten, durchbohrt von den Spitzen, erschlagen von der schweren Masse die Unglücklichen, welche in der Nähe solcher Splitter waren. — Eine

*) Cap d'Espagne (Cadix.) le 21 Octobre 1805.
**) Mitraille.

Bombe oder eine glühende Kugel fällt auf das Verdeck, durchbricht die leichte Bretterhülle, da brechen Flammen aus im untern Raume; zu dem erstickenden Pulverdampfe, der nicht entweichen kann durch die weit geöffneten Pforten und Lucken, gesellt sich Rauch des brennenden Holzes und des Theers, welcher die Tauwerke durchdringt und, in Werg verhüllt, in den Fugen steckt. Eimer fliegen an langen Leinen vom Verdeck des Schiffes herab und schweben voll wieder empor und werden ausgeleert in die Gluth, doch vergeblich; denn die Harzmasse, welche so ein Schiff enthält, ist so außerordentlich, daß Löschen mit Wasser kein Löschen, sondern eine Vermehrung des Feuers ist. Sand und Erde wäre das einzige Mittel. Allein woher diese nehmen?

Bald hat die Gluth die Verdecke gebläht, durch die Ritzen springen Funken, züngeln die Flammen; die Planken bersten, die volle Gluth schlägt herauf. Kleine Explosionen vermehren die Schrecken, vergrößern die Noth, denn Niemand wagt sich mehr an die Stelle des Feuers hin, welches ungestört um sich greift. Man sucht nur noch durch Absperren, durch Abschneiden der Luft, die Flammen zu ersticken, schon ist sie jedoch zu groß um sich auf so leichte Weise bändigen zu lassen. Mit Entsetzen sehen die verlornen Matrosen Blitze durch den Kiel brechen; hier wird noch ein kleiner Pulvervorrath dieser, dort jener Kanone erfaßt, die geladenen Stücke lösen sich von selbst; in die ungeheure Gluth des untern Raumes schmilzt das Kanonen-Metall und vermehrt herunterfließend noch die Gefahr, indem es die untersten Gegenden mit Feuer erfüllt, wohin noch keine Flamme gedrungen war, indem das geschmolzene Metall brennende Spuren überall zurückläßt, wohin es fließt. — Jetzt leckt die Flamme schon an den Masten, am Tauwerke; an den durch und durch getheerten Seilen züngelt ein grünes, blaues und rothes Feuer empor, — das unglückliche Schiffsvolk soll retten und weiß nicht was, — auf den brennenden Ladern steigen die Matrosen hinauf, um die Segel los zu schneiden und sie ins Meer zu werfen, damit sie nicht von den Flammen ergriffen, noch auf andere Schiffe fliegen und diese gleichfalls in Brand stecken; betäubt, erstickt, halb gebraten, fallen die Armen wieder auf das Verdeck, glücklich, wenn nicht zu langsamen, gräßlichen Folterqualen bestimmt. Bald muß man auch diese Mühe aufgeben; oben kann des Qualms wegen niemand aushalten, unten nicht, weil ein wahrer Feuerregen von Pech aus den Tauen und Seilen niederträufelt. Die noch hängenden Segel werden nun ergriffen, flattern hoch auf; brennende Stücke reißen sich los und fliegen wie feuerige Fahnen in der Luft umher. Jeder Versuch zur Rettung wird aufgegeben, nur noch die übrige Mannschaft dem Tode zu entführen, bleibt einige Hoffnung; die

Boote füllen sich mit Menschen, auch von andern Schiffen sind welche herzugeschickt, um aufzunehmen, was noch zu entfliehen vermag; denn die ächzenden Verwundeten werden ihrem Schicksale überlassen; zu ihnen, die im Zwischendeck eingesperrt sind, kann man nicht mehr gelangen, auch hat der Qualm sie wohl schon erstickt. Rettung lacht den Glücklichen entgegen, welche die Schaluppen erreichen — sie stoßen ab vom Schiffe – da flammt der Koloß auf im weißen Lichte, ein Donnerschlag ertönt, als brächen der Erde Grundvesten zusammen, die Pulverkammern sind von dem fließenden Metalle erreicht, auf steigt das Schiff in die Luft.

Todesstille herrscht rings umher. Alle Schiffe, welche in der Schlacht waren, sind durch den Schlag, welche das Seebeben verursachte, erschüttert; die Masten krachen, die Planken knacken in ihren Fugen, die See wogt auf und ab: ein tiefes Wellenthal, dem augenblicklich eine ungeheure bergähnliche Wassermasse folgt, bezeichnet die Stelle, wo das stolze Schiff von 120 Kanonen stand. Jetzt sieht man nur Trümmer umherschwimmen, und hoch im Bogen, aus dem Rauche, der die Luft erfüllt, stürzen die Tausend hinauf geschleuderten Balken, Raaen und Masten nieder, zerschmettern, wenn sie ein Schiff treffen, gleich Bomben dessen Verdecke, reißen es mit ins Verderben. Und was das Traurigste ist, auch die sich gerettet wähnten, entkamen nicht. Die Explosion schlug die Boote um, der furchtbare Schlag erstickte die noch zu nahe dem Schiffe Zurückgehaltenen; kein Mann kommt davon, dem Tode verfallen sie alle, welche mitleidsvoll herzueilten, um zu retten. Das Wasser verschlang die schweren eichenen Boote; auf dem Wasser schwimmen unter tausend Trümmern die Leichen halb und ganz verbrannter Menschen — der Tod hielt eine furchtbare, reiche Ernte.

Kaum aber hat das Entsetzen, das die Gemüther erfaßt, sich ein wenig gelegt, kaum können die Matrosen wieder einen Athemzug thun, als auch schon neue Zeichen der Fortsetzung des Kampfes gegeben werden; das Gräßlichste ist vergessen, weil es schon vergangen ist, nur mit der Gegenwart hat man zu thun, und wieder donnert aus allen Stückpforten der Mord mit seinen schrecklichen Waffen gegen den Mord; einander zu vernichten streben beide Theile, und jeder Sieg über den Einzelnen ist ein Sieg für das Ganze, bis endlich die Schale des Glückes sich auf eine oder die andere Seite neigt, und hier noch ein Schiff seine Masten hat, während dort schon alle entwaffnet, kampfunfähig sind. Nun ist die Schlacht entschieden, und der Theil hat den Sieg errungen, der noch eine Fregatte mit der Siegesnachricht absenden kann.

W. F. A. Zimmermann.

9. Der Sirocco.

Eine der größten Plagen für ganz Italien besonders aber für Neapel, und Sicilien, ist der Siroccowind. Er heißt auch Südostwind, in Africa Samum, in der Schweiz Fön. In Neapel und andern Gegenden Italiens wehet er zwar nicht so heftig, wie in Sicilien, welches Africa näher liegt, hält aber mehrere Wochen an und läßt Faulfieber, Muthlosigkeit und Niedergeschlagenheit zurück. Er wehet in Neapel gewöhnlich im Juli so heiß, daß die Menschen ganz erschlafft und entnervt werden. Alle Thätigkeit in den Menschen erstirbt; die Hautporen werden ungewöhnlich weit geöffnet, und die gefährlichsten Folgen würden daraus entstehen, wenn er in Sicilien länger als sechsunddreißig bis vierzig Stunden wehte, und nicht von einem den Menschen wieder stärkenden Nordwinde begleitet würde. Sobald der Sirocco zu wehen anfängt, zieht sich Alles in die Häuser zurück, macht Thüren und Fenster zu, oder behängt, in Ermangelung der letzteren, die Fenster- und andere Oeffnungen mit nassen Tüchern und Matten. Auf der Straße sieht man keinen Menschen. Auch auf den Feldern richtet der Sirocco oft große Verheerungen an und versengt die Gräser und Pflanzen so, daß man sie zerreiben kann, als hätten sie im heißen Ofen gelegen.

Ein anderer, für den, an laue Luft gewöhnten Körper des Italieners, höchst lästiger Wind ist ein schneidender Nordwind, der von den Bergen im Norden herweht. daher auch Tramontana (jenseits der Berge herkommender Wind) genannt wird und im Winter gewöhnlich drei- oder viermal zehn bis zwölf Tage lang wehet.

Chr. Fr. Dan. Schubart.

---

10. Der Sturm auf den Antillen im Jahre 1780.

Dieser Sturm, welcher unter die furchtbarsten Naturerscheinungen des vorigen Jahrhunderts gehört, verheerte um die Mitte des Jahres 1780 alle Antillen, besonders aber die Inseln Barbados und Jamaika. Um acht Uhr Morgens brach das Ungewitter aus und wüthete achtundvierzig Stunden unaufhörlich fort. Die Schiffe, welche in den Häfen vor Anker lagen und sich in völliger Sicherheit glaubten, wurden von ihren Ankern gerissen, in die hohe See getrieben und dort der Gewalt des Sturmes preisgegeben. Die Lage der Bewohner dieser Insel war noch trauriger, denn in der folgenden Nacht verdoppelte sich die Wuth des Sturmes. Häuser stürzten ein, und die größten Bäume wurden mit ihren Wurzeln ausgerissen. Menschen und Thiere irrten umher oder wurden unter den Trümmern begraben. Die Hauptstadt

der Insel Jamaika wurde fast dem Boden gleich gemacht. Die prächtige Wohnung des Gouverneurs, deren Mauern drei Fuß dick waren, wurde bis auf den Grund erschüttert und drohete, jeden Augenblick einzustürzen. In den Häusern bemühete man sich, die Thüren und Fenster mit Riegeln zu befestigen, um den Windstößen zu widerstehen; aber alle Anstrengungen waren vergebens. Die Thüren wurden aus den Angeln gehoben, die Balken aus einander gerissen, und die Wände spalteten sich. Die unglücklichen Bewohner irrten, ohne Zufluchtsort und Hülfe, verzweiflungsvoll umher. Viele wurden zerschmettert unter den Trümmern ihrer Wohnungen; andere ertranken in den, von dem Ocean auf das Land geworfenen unermeßlichen Gewässern; noch andere wurden von Sand- und Staubwolken erstickt. Die dicke Finsterniß, das Feuer der häufigen Blitze, das unaufhörliche Rollen des Donners, das furchtbare Sausen des Windes und Regens, das herzzereißende Geschrei der Sterbenden, das Klagen und Jammern derjenigen, welche ihnen nicht zu Hülfe kommen konnten, das Geheul der Mütter und Kinder; alles dieses schien die Zerstörung der Welt anzukündigen.

Endlich enthüllte der wiederkehrende Tag den Blicken derer, welche diese Schreckenstage überlebt hatten, ein Schauspiel, welches sich die Einbildungskraft kaum zu entwerfen vermag. Die vorher so reiche und blühende Insel Barbados mit ihren bezaubernden Ländereien schien plötzlich in eine jener Gegenden am Pol verwandelt zu sein, wo ein ewiger Winter herrscht. Es stand kein Haus mehr; überall sah man nur Trümmer und Verwüstung. Die Bäume waren entwurzelt; die Erde war mit Leichnamen von Menschen und Thieren bedeckt, selbst die Oberfläche des Landes hatte ihr Ansehen verändert; man sah bloß Schlamm und Sand, die Gränzen der Ländereien waren verschwunden, die Gräben ausgefüllt, und die Wege durch entstandene tiefe Abgründe zerschnitten. Die Zahl der Todten belief sich auf mehrere Tausend, außer denen, welche unter den Trümmern ihrer Wohnungen verschüttet oder von den Wogen und Stürmen fortgeschwemmt worden waren. — Der Wind war von solcher Gewalt, daß eine zwölfpfündige Kanone von einer Batterie nach einer andern, welche über dreihundert Schritte von jener entfernt war, geschleudert wurde.

Chr. Fr. Dan. Schubart.

---

11. Schreckliche Unglücksfälle in der Schweiz.

Der zwölfte December des Winters 1809 brachte für die hohen Bergthäler der Schweiz eine fürchterliche Nacht, und lehrt uns, wie ein

Mensch wohl täglich Ursache hat, an das Sprüchlein zu denken: „Mitten im Leben sind wir mit dem Tode umfangen.“ Auf allen hohen Bergen lag ein tiefer, frisch gefallener Schnee. Der zwölfte December brachte Thauwind und Sturm. Da dachte Jedermann an großes Unglück und betete. Wer sich und seine Wohnung für sicher hielt, schwebte in Betrübniß und Angst für die Armen, die es treffen würde, und wer sich nicht für sicher hielt, sagte zu seinen Kindern: „Morgen geht uns die Sonne nimmer auf,“ und bereitete sich zu einem seligen Ende. Da rissen sich auf einmal und an allen Orten von den Gipfeln, der höchsten Berge die Lawinen oder Schneefälle los, stürzten mit entsetzlichem Tosen und Krachen über die langen Halden herab, wurden immer größer und größer, schossen immer schneller, toseten und krachten immer fürchterlicher und jagten die Luft vor sich her so durch einander, daß im Sturm, noch ehe die Lawine ankam, ganze Wälder zusammen krachten, und Ställe, Scheunen und Waldungen wie Spreu davon flogen, und wo die Lawinen in den Thälern niederstürzten, da wurden Stunden lange Strecken mit allen Wohngebäuden, die darauf standen, und mit allem Lebendigen, was darin athmete, erdrückt und zerschmettert, wer nicht wie durch ein göttliches Wunder gerettet wurde.

Einer von zwei Brüdern in Uri, die mit einander hauseten, war an dem Dache, das hinten an den Berg anstößt, und dachte: „Ich will den Zwischenraum zwischen dem Berg und dem Dächlein mit Schnee ausfüllen und Alles eben machen, auf daß, wenn die Lawine kommt, sie über das Häuslein wegfahre, daß wir vielleicht“ — und als er sagen wollte: „daß wir vielleicht mit dem Leben davon kommen“ — da führte ihn der plötzliche Windbraus, der vor der Lawine hergeht, vom Dach hinweg und hob ihn schwebend in die Luft wie einen Vogel über einen entsetzlichen Abgrund. Und als er eben in Gefahr war, in die unermeßliche Tiefe hinabzustürzen, und wäre seines Gebeins nimmer gefunden worden, da streifte die Lawine an ihm vorbei und warf ihn seitwärts an eine Halde. Er sagt, es habe ihm nicht wohlgethan, aber in der Betäubung umklammerte er noch einen Baum, an dem er sich festhielt, bis Alles vorüber war, und kam glücklich davon und ging heim zu seinem Bruder, der auch noch lebte, obgleich der Stall neben dem Häuslein wie mit einem Besen weggewischt war.

Anders erging es in Sturnen, ebenfalls im Kanton Uri. Nach dem Abendsegen sagte der Vater zu der Frau und zu den drei Kindern: „Wir wollen doch auch noch ein Gebet verrichten für die armen Leute, die in dieser Nacht in Gefahr sind.“ Und während sie beteten, donnerte schon aus allen Thälern der ferne Wiederhall der Lawinen, und während

sie noch beteten, stürzte plötzlich der Stall und das Haus zusammen. Der Vater wurde vom Sturmwind hinweggeführt, hinaus in die fürchterliche Nacht und unten am Berge abgesetzt und von dem nachwehenden Schnee begraben. Noch lebte er; als er aber den andern Morgen mit unmenschlicher Anstrengung sich hervorgegraben und die Stätte seiner Wohnung wieder erreicht hatte und sehen wollte, was aus den Seinigen geworden sei, barmherziger Himmel! da war nur Schnee und Schnee, und kein Zeichen einer Wohnung, keine Spur des Lebens mehr wahrzunehmen. Doch vernahm er nach langem, ängstlichem Rufen, wie aus einem tiefen Grabe, die Stimme seines Weibes aus dem Schnee herauf. Als er sie glücklich und unbeschädigt hervorgegraben hatte, da hörten sie plötzlich noch eine bekannte und liebe Stimme: „Mutter ich wäre auch noch am Leben," rief ein Kind; „aber ich kann nicht heraus." Nun arbeiteten Vater und Mutter noch einmal und brachten auch das Kind hervor, aber ein Arm war ihm gebrochen. Da ward ihr Herz mit Freuden und Schmerz erfüllt, und von ihren Augen flossen Trähnen des Dankes und der Wehmuth. Denn die zwei andern Kinder wurden auch noch ausgegraben, aber todt.

In Pilzeig, ebenfalls im Kanton Uri, wurde eine Mutter mit zwei Kindern fortgerissen und unten in der Tiefe vom Schnee verschüttet. Ein Mann, ihr Nachbar, den die Lawine ebenfalls dahingeworfen hatte, hörte ihr Wimmern und grub sie hervor. Vergeblich war das Lächeln der Hoffnung auf ihrem Antlitz. Als die Mutter halb nackt umher schaute, kannte sie die Gegend nicht mehr, in der sie war. Ihr Retter selbst war ohnmächtig niedergesunken. Neue Hügel und Berge von Schnee, und ein entsetzlicher Wirbel von Schneeflocken füllten die Luft. Da sagte die Mutter: „Kinder, hier ist keine Rettung möglich; wir wollen beten und uns dem Willen Gottes überlassen." Und als sie beteten, sank die siebenjährige Tochter sterbend in die Arme der Mutter, und als die Mutter mit gebrochenem Herzen ihr zusprach, und ihr Kind der Barmherzigkeit Gottes empfahl, da verließen sie ihre Kräfte auch. Sie sank, mit dem theuren Leichnam ihres Kindes in dem Schooße, ebenfalls leblos darnieder. Die andere elfjährige Tochter hielt weinend und händeringend bei der Mutter und Schwester aus, bis sie todt waren, drückte ihnen alsdann, ehe sie auf eigene Rettung bedacht war, mit stummen Schmerz die Augen zu, und arbeitete sich mit unsäglicher Mühe und Gefahr erst zu einem Baum, dann zu einem Felsen herauf und kam gegen Mitternacht glücklich an ein Haus, wo sie zum Fenster hinein aufgenommen und mit den Bewohnern des Hauses erhalten wurde.

Kurz, in allen Berg-Kantonen der Schweiz, in Bern, Glarus, Uri,

Schwyz, Graubündten, sind in einer Nacht, und fast in der nämlichen Stunde, durch die Lawinen ganze Familien erdrückt, ganze Viehheerden mit ihren Stallungen zerschmettert, Matten und Gartenland bis auf den nackten Felsen hinabgewühlt und weggeführt und ganze Wälder zerstört worden, also daß sie ins Thal gestürzt sind, oder die Bäume liegen über einander zerschmettert und zerknickt, wie die Halme auf einem Acker nach dem Hagelschlag. Sind ja in dem einzigen kleinen Kanton Uri fast mit einem Schlage elf Personen unter dem Schnee begraben worden und sind nimmer auferstanden, gegen dreißig Häuser und mehr als 150 Heuställe zerstört und 359 Häuptlein Vieh umgekommen, und man weiß gar nicht, auf wie viel mal Hunderttausend Gulden man den Schaden berechnen soll, ohne die verlorenen Menschen. Denn das Leben eines Vaters oder einer Mutter oder eines frommen Gemahls oder Kindes ist nicht mit Gold zu schätzen.

Joh. Peter Hebel

---

12. Das Erdbeben von Caracas.

Caracas ist die Hauptstadt von der Provinz Venezuela, welche jetzt eine Republik bildet*). Sie war früher eine schöne und lebhafte Stadt, die 40- bis 45,000 Einwohner zählte. Im Jahre 1812 aber wurde sie durch ein Erdbeben in weniger als einer halben Minute in einen Schutthaufen verwandelt. Ein großer Theil der Einwohner wurde begraben, und in der Provinz fanden in demselben Augenblicke über 20,000 Menschen den Tod; viele wurden verwundet und verstümmelt; die Uebriggebliebenen waren dem Schmerze um die Ihrigen hingegeben.

Bereits im December 1811 ward Caracas zuerst aus seiner Sicherheit durch einen Erdstoß von ziemlich großer Heftigkeit aufgeschreckt. Man beruhigte sich jedoch wieder, da beinahe drei volle Monate vergingen, ohne daß die geringste Erderschütterung erfolgt wäre. Am 26. März 1812 aber ging die vergängnißvolle Sonne auf: den Untergang derselben sollte es nicht mehr sehen. Der Tag kündigte sich sehr heiß an: die Luft war ruhig und der Himmel wolkenlos. Es war der Grünedonnerstag; das Volk strömte haufenweise zu den Kirchen. Nichts schien den Andächtigen ihr nahes Ende zu verkünden. Es war vier Uhr Nachmittags. Plötzlich tönten die Glocken. Aber nicht Menschenhand war es, die sie zum Grabgeläute zwang. Eine zehn bis zwölf Secunden lange Erschütterung schreckte das Volk; die Erde schien flüssig und kochend.

*) Amérique du Sud.

Man glaubte schon, die Gefahr sei vorüber, als sich der heftigste unterirdische Donner hören ließ, aber stärker und anhaltender, als das Rollen der Gewitter in dieser Jahreszeit. Unmittelbar auf dieses Gewitter folgte eine senkrechte, drei bis vier Secunden anhaltende Bewegung, welche zugleich von einer horizontalen, wellenförmigen begleitet war. Diese Stöße erfolgten in zwei sich durchkreuzenden Richtungen, von Norden gegen Süden, und von Osten nach Westen. Solcher zusammenfahrenden Doppelgewalt konnte nichts widerstehen; in einer Viertelminute war Caracas ein Schutthaufen, der neun bis zehn Tausend seiner Einwohner begraben hatte. Noch hatte die Procession den Umgang nicht eröffnet, aber das Hinströmen zur Kirche war so groß, daß gegen Drei- bis Viertausend Einwohner unter dem Einsturze ihrer Gewölbe verschüttet wurden.

Am heftigsten war die Erschütterung in der Nordseite der Stadt. Die Kirche der Dreifaltigkeit und der Alta Gratia, deren Schiffe durch Pfeiler von fünfzehn Fuß Dicke getragen wurden, lagen in einem Trümmerhaufen, der nur fünf Fuß hoch war, und die Zermalmung des Schuttes war so gewaltig, daß von den Pfeilern und Säulen keine Spur mehr kenntlich geblieben war. Die Kaserne San Carlos war fast gänzlich verschwunden. Es stand darin ein Regiment Linien-Truppen unter den Waffen, das sich eben zur Procession begeben sollte; von diesen hatten sich nur wenige einzelne gerettet, die übrigen lagen unter dem Schutte. Neun Zehntel der schönen Stadt waren gänzlich zerstört. Die Häuser, welche nicht einstürzten, waren so zerrissen, daß sie nicht mehr bewohnt werden konnten. Wohl glücklich konnte man die Neun- bis Zehntausend Menschen schätzen, welche, größtentheils in Andacht und Gebet begriffen, plötzlich vom Tode überfallen und allen Leiden entnommen wurden. Aber schwer war das Loos derer, welche verwundet oder verstümmelt noch Monate lang die Ihrigen überleben mußten und dann aus Mangel an Pflege und Nahrung langsam umkamen.

Die Nacht vom Grünendonnerstag auf den Charfreitag bot den Anblick eines gränzenlosen Elendes dar. Beim Einsturze der Stadt hatte sich eine dicke Staubwolke erhoben und die Luft wie mit einem schweren Nebel erfüllt und verfinstert. Gegen Abend schlug sich der Staub zur Erde nieder; die Luft wurde wieder rein, die Erde war fest und ruhig, und die Nacht so still und schön, wie je zuvor. Der fast volle Mond leuchtete, und die heitere Gestallt des Himmels bildete einen erschütternden Abstich gegen den Jammer der Menschen und die dunklere Erde, welche mit Leichen und Trümmern bedeckt war. Mütter trugen die Leichname ihrer Kinder im Arme und konnten nicht ablassen von der

Hoffnung, sie wieder ins Leben zu bringen. Jammernde Haushaltungen durchzogen die Schutthaufen, die noch am Morgen eine frohbelebte Stadt waren, um einen Bruder, einen Freund zu suchen, dessen Schicksal noch unbekannt war. Hier und dort hörte man dumpfe Stimmen aus dem Schutte heraus um Hülfe rufen. Ueber zwei Tausend Verwundete wurden hervorgezogen. Dabei fehlte es an Werkzeugen zur Hinwegräumung des Schuttes; man mußte sich der bloßen Hände bedienen. Die Verwundeten und Kranken wurden an das Gestade des kleinen Guyaraflusses gelagert, die schattigen Bäume waren ihr einziges Obdach. Betten, Leinwand zum Verband der Wunden, Arzneien, alle Gegenstände der ersten Bedürfnisse waren vergraben; in der Stadt war kaum reines Wasser zu finden.

Die Bestattung der Todten war sowohl durch die Religion, als durch die Sorge der Gesundheit geboten. Da es aber unmöglich war, sie einzeln zu beerdigen, so wurden Commissarien verordnet, welche für die Verbrennung sorgen mußten. Dieses traurige Geschäft dauerte viele Tage. Dabei sammelten sich mehrere Haufen von Menschen und stellten feierliche Processionen an, bei welchen sie Todtenlieder sangen. Andere, von Geistesverwirrung befallen, beichteten laut auf der Straße. Rückerstattungen wurden von Leuten verheißen, die Niemand eines Diebstahles beschuldigt hatte. Familien, die lange in Feindseligkeit gelebt, versöhnten sich in dem Gefühle gemeinsamen Unglückes.

Alex. v. Humboldt.

---

13. Explosion eines Pulverschiffes.

Man stand an diesem Morgen auf, wie alle Tage; der eine betete, der Andere ließ es sein, und Niemand dachte daran, wie es am Abende aussehen würde, obgleich ein Schiff mit siebenzig Fässern voll Pulver in der Stadt war. Man aß zu Mittag und ließ sich's schmecken, wie alle Tage, obgleich das Schiff noch immer da war. Aber als Nachmittags der Zeiger auf dem großen Thurme auf halb fünf Uhr stand — fleißige Leute saßen daheim und arbeiteten, fromme Mütter wiegten ihre Kleinen, Kaufleute gingen ihren Geschäften nach, Kinder waren beisammen in der Abendschule, müßige Leute hatten lange Weile oder saßen im Wirthshause, ein Bekümmerter sorgte für den andern Morgen, was er essen, was er trinken, womit er sich kleiden würde, und ein Dieb steckte vielleicht gerade einen falschen Schlüssel in eine fremde Thür —, da plötzlich geschah ein Knall. Das Schiff mit seinen sieben-

zig Fässern Pulver bekam Feuer, sprang in die Luft, und in einem Augenblick waren alle Gassen voll Häuser mit allem, was darin wohnte und lebte, zerschmettert und in einen Steinhaufen zusammengestürzt oder entsetzlich beschädigt. Viele Hundert Menschen wurden lebendig und todt unter diesen Trümmern begraben oder schwer verwundet. Drei Schulhäuser, zum Beispiel, gingen mit allen Kindern, die darin waren, zu Grunde; Menschen und Thiere, welche in der Nähe des Unglücks auf der Straße waren, wurden von der Gewalt des Pulvers in die Luft geschleudert und kamen in einem kläglichen Zustande wieder auf die Erde. Zum Unglück brach auch noch eine Feuersbrunst aus, die bald an allen Orten wüthete, und sie konnte fast nicht gelöscht werden, weil viele Vorrathshäuser voll Oel und Thran mit ergriffen wurden. Achthundert der schönsten Häuser stürzten ein oder mußten niedergerissen werden. Da sah man, wie es am Abende leicht anders werden kann, als es am frühen Morgen war, nicht nur mit einem schwachen Menschen, sondern mit einer großen und volkreichen Stadt. Es wurde ein namhaftes Geschenk auf jeden Menschen ausgesetzt, der noch lebendig gerettet werden konnte. Die Todten, die aus dem Schutt hervorgegraben wurden, trug man auf das Rathhaus, damit sie von den Ihrigen zu einem ehrlichen Begräbnisse konnten abgeholt werden.

Viele Hülfe wurde geleistet. Obgleich damals Krieg zwischen England und Holland war, so kamen doch von London ganze Schiffe voll Hülfsmittel und großer Geldsummen für die Unglücklichen, und das ist schön; denn der Krieg soll nie ins Herz der Menschen dringen; es ist schlimm genug, wenn er vor und in den Thoren mit seiner Zerstörung ist.

II. Theil c.

Märchen und Sagen.

---

1. Das Krokodil.

In der grauen Urzeit wandelte eine Schaar Menschen aus ihren alten Wohnsitzen und zog hernieder in das Land, welches der Nil durchströmt. Sie freuten sich des herrlichen Stromes und seines lieblichen Gewässers und bauten Wohnungen an seinen Gestaden. Aber bald stieg aus seinen Fluthen das gewaltige Unthier, Krokodil genannt, und zermalmte Menschen und Thiere mit furchtbarem Gebiß.

Da fleheten die Menschen mit lauter Stimme zu ihrem Gott, Osiris*), und baten ihn, sie von dem Ungeheuer zu befreien. Aber Osiris antwortete durch den Mund der weisen Priester und sprach: „Ist es nicht genug, daß die Gottheit euch Kraft und Verstand verlieh? Wer sie um Hülfe anruft, ohne die eigene Kraft anzuwenden, flehet vergebens.“

Nun ergriffen sie Schwerter und Stangen und bestürmten das Ungeheuer in seiner Schilfwohnung; sie errichteten Schutzwehren und Dämme, und vollendeten in wenig Tagen Werke, die sie vorher sich nicht zugetraut hatten. Und so wurden sie der innern verborgenen Kraft sich bewußt, welche in späteren Zeiten die gewaltigen Pyramiden und Spitzsäulen gründete, und erfanden manche Kunst und manches Geräthe, die sie noch nicht gekannt hatten. Denn der Kampf mit den Feindseligen weckt und stärket die schlummernden Kräfte des Menschen.

Aber noch fehlte es den Menschen an Werkzeugen, um das bepan-

*) Dieu égyptien.

zerte Ungeheuer in seinen Fluthen völlig zu besiegen. Sie konnten es nur auf kurze Zeit zurückdrängen, und damit begnügten sie sich.

Allmählig aber verließ sie der Eifer des Widerstandes. Das Unthier wuchs und vermehrte sich, auch wurde seine Wuth je länger je furchtbarer. Da beschloß das thörichte und erschlaffende Volk, das Krokodil als Gottheit zu verehren. Man brachte freiwillig ihm fette Opfer, und das Ungeheuer ward mächtiger als je, aber das Volk versank in Stumpfsinn und Feigheit.

Endlich bricht der überspannte Bogen, und den Tyrannen erreicht die Rache! Osiris nahm sich der Verlassenen an, und ermuthigte sie durch den Mund des weisen Priesters zu neuem Kampfe. Bald erscholl das Gestade von dem Rufe der Streiter, und der Strom ward roth von dem Blute der Erschlagenen. Schon begannen die Kämpfer zu ermüden, da flehete der Priester und das bedrängte Volk Osiris um Hülfe an, und die Gottheit erhörte ihr Flehen. — Ein kleines Thier, Tezerdah*) genannt, erschien an dem Ufer des Nilstroms. „Seht," rief der Priester, „hier sendet Osiris euch Hülfe." — „Wie spottest du unser?" rief ihm die Schaar des Volkes entgegen.

Da antwortete der Priester und sprach: „Harret des Ausgangs und vertrauet der höhern Macht. In ihrer Hand vermag das kleinste Mittel die größte Noth zu enden!"

Die Zahl der schrecklichen Nil-Ungeheuer nahm bald sichtbar ab. Das Volk sah mit Bewunderung dem kleinen Thiere zu, während es in stiller Emsigkeit den Eiern und der Brut des Krokodils nachspürte. Also zerstörte es die Keime von hundert furchtbaren Nil-Tyrannen und befreite das Land von einer Plage, was so viele Köpfe und Hände nicht vermocht hatten.

„Seht!" sagte darauf der weise Priester, „wollet ihr ein Uebel vernichten, so greift es im Keime und in der Wurzel an, dann wird ein kleines Mittel leicht bewirken, was späterhin ein Heer nicht vermag."

Krummacher.

---

2. Der unfruchtbare Baum.

Ein Landmann hatte einen Bruder in der Stadt, welcher ein Gärtner war und einen herrlichen Obstgarten voll der schönsten Bäume besaß, so daß man überall seine Kunst rühmte und seine

*) Espèce de souris, dite de Pharaon.

köstlichen Bäume. Da ging der Landmann auch zu ihm hin in die Stadt und verwunderte sich der Bäume, die in schönen Reihen standen und so schlank und glatt in die Höhe wuchsen, wie die Wachslichter. — Da sprach der Gärtner zu ihm: „Siehe Bruder, ich will dir einen Baum geben, den besten meiner Pflanzschule; daran sollst du und deine Kinder und deine Kindeskinder noch Freude erleben.“ Darauf rief der Gärtner seine Gesellen und zeigte ihnen den Baum, daß sie ihn ausgruben. Der Landmann aber freute sich sehr und ließ ihn hinauftragen auf seinen Acker.

Des andern Morgens war ein großer Zwiespalt in seinem Herzen, wohin er den Baum pflanzen sollte. Denn er sagte: „Pflanze ich ihn dort auf die Höhe, so möchte der Wind ihn fassen und die köstliche Frucht herabschütteln, ehe sie reif ist; und pflanze ich ihn hier, nicht fern vom Wege, so sehen ihn die Vorbeigehenden, und die lachenden Aepfel reizen sie, mich zu berauben; setze ich ihn zu nahe an die Thüre meines Hauses, so ist er nicht gesichert gegen meine eigenen Kinder und das Gesinde des Hauses.“ — So überlegte er und pflanzte nun den Baum hinter die Scheune, an der Nordseite, und sprach bei sich selber: „Hier wird die spähende Raubgier ihn schwerlich vermuthen,“ und freute sich heimlich seiner Klugheit.

Aber siehe, der Baum brachte keine Frucht das erste Jahr, und auch nicht das zweite Jahr. — Da rief er seinen Bruder, den Gärtner, zu sich hinaus und haderte mit ihm und sprach: „Du hast mich getäuscht und mir einen elenden, unfruchtbaren Knorren gegeben statt eines fruchtbaren Baumes; denn sieh, es ist schon das dritte Jahr, und dennoch bringt er nichts, als Blätter.“ Da lachte der Gärtner, als er den Baum sah, und antwortete: „Das nimmt mich kein Wunder; du hast den Baum dahin gesetzt, wo er nur den kalten Wind, und weder Licht noch Wärme hat; wie soll er denn Blüthe und Frucht bringen können? Seine Natur ist edel und bleibt es, aber du hast ihn mit bösem, argwöhnischem Herzen gepflanzt; wie solltest du Edles und Erfreuliches ärnten können?“

Fried. Adolph Krummacher.

---

3. Die Nachtigall und die Blindschleiche.

Es waren einmal eine Nachtigall und eine Blindschleiche, die hatten jede nur eine Auge und lebten zusammen in einem Hause lange Zeit in Frieden und Eintracht. Eines Tages aber wurde die Nachtigall zu einer Freundin gebeten, und sie sprach zur Blindschleiche:

„Ich bin da zu einem Besuche gebeten und möchte nicht gern so mit einem Auge erscheinen; sei doch so gut und leihe mir deins dazu: ich bringe dir's morgen wieder." Und die Blindschleiche that es aus Gefälligkeit.

Aber den andern Tag als die Nachtigall nach Hause kam, gefiel es ihr so wohl, daß sie zwei Augen am Kopfe trug und zu beiden Seiten sehen konnte, daß sie der armen Blindschleiche ihr geliehenes Auge nicht wiedergeben wollte. Da schwur die Blindschleiche, sie wolle sich an ihr rächen. „Geh' nur," sagte die Nachtigall, „und such einmal:

Ich bau mein Nest auf jenen Linden
So hoch, so hoch, so hoch, so hoch,
Da wirst du's nimmermehr finden."

Seit der Zeit haben alle Nachtigallen zwei Augen, und alle Blindschleichen keine Augen. Aber wo die Nachtigall ihr Nest baut, da wohnt unten am Busche eine Blindschleiche, und sie trachtet immer hinauf zu kriechen, Löcher in die Eier ihrer Feindin zu bohren und diese auszusaufen.

Gebr. Grimm.

---

4. Die drei Brüder.

Es war ein Mann, der hatte drei Söhne und weiter nichts im Vermögen, als das Haus, worin er wohnte. Nun hätte jeder gerne nach seinem Tode das Haus gehabt; dem Vater war aber einer so lieb als der andere: da wußte er gar nicht, wie er's anfangen sollte, daß er keinem zu nahe thäte; verkaufen wollte er das Haus auch nicht, weil es von seinen Voreltern war, sonst hätte er das Geld unter sie getheilt. Da fiel ihm endlich ein Rath ein, und er sprach zu seinen Söhnen: „Geht in die Welt und versucht euch, und lerne jeder sein Handwerk; wenn ihr dann wiederkommt, wer das beste Meisterstück macht, der soll das Haus haben."

Damit waren die Söhne zufrieden und der älteste wollte ein Hufschmied, der zweite ein Barbier, der dritte aber ein Fechtmeister werden. Darauf bestimmten sie eine Zeit, wo sie wieder nach Hause zusammen kommen wollten, und zogen fort. Es traf sich auch, daß jeder einen tüchtigen Meister fand, wo er was Rechtschaffenes lernte. Der Schmied mußte des Königs Pferde beschlagen und dachte: „Nun kann dir's nicht fehlen, du bekömmst das Haus." Der Barbier rasirte lauter vornehme Herren, und meinte auch, das Haus wäre schon sein. Der Fechtmeister bekam manchen Hieb, biß aber die Zähne

zusammen und ließ sich's nicht verdrießen; denn er dachte bei sich: „Fürchtest du dich vor einem Hieb, so bekömmst du das Haus nimmermehr." Als nun die gesetzte Zeit herum war, kamen sie bei ihrem Vater wieder zusammen; sie wußten aber nicht, wie sie die beste Gelegenheit finden sollten, ihre Kunst zu zeigen, saßen beisammen und berathschlagten. Wie sie so saßen, kam auf einmal ein Hase über's Feld daher gelaufen. „Ei" sagte der Barbier," der kommt wie gerufen," nahm Becken und Seife, schaumte, bis der Hase in die Nähe kam; dann seifte er ihn in vollem Laufe ein, und rasirte ihm auch in vollem Laufe ein Stutzbärtchen, und dabei schnitt er ihn nicht und that ihm an keinem Haare weh. „Das gefällt mir," sagte der Vater; „wenn sich die andern nicht gewaltig angreifen, so ist das Haus dein." Es währte nicht lange, so kam ein Herr in einem Wagen daher gerannt in vollem Jagen. „Nun sollt ihr sehen, Vater, was ich kann," sprach der Hufschmied, sprang dem Wagen nach, riß dem Pferde, das in einem fortjagte, die vier Hufeisen ab, und schlug ihm auch im Jagen vier neue wieder an. „Du bist ein ganzer Kerl," sprach der Vater; „du machst deine Sachen so gut, wie dein Bruder; ich weiß nicht, wem ich das Haus geben soll." Da sprach der dritte: „Vater, laß mich auch einmal gewähren," und weil es anfing zu regnen, zog er seinen Degen und schwenkte ihn in Kreuzhieben über seinem Kopf, daß kein Tropfen auf ihn fiel; und als der Regen stärker ward und so stark, als ob man mit Mulden vom Himmel gösse, schwang er den Degen immer schneller, und blieb so trocken, als säße er unter Dach und Fach. Wie der Vater das sah, erstaunte er und sprach: „Du hast das beste Meisterstück gemacht, das Haus ist dein."

Die beiden andern Brüder waren damit zufrieden, wie sie vorher gelobt hatten, und weil sie einander so lieb hatten, blieben sie alle drei zusammen im Hause und trieben ihr Handwerk; und da sie so gut ausgelernt hatten und so geschickt waren, verdienten sie viel Geld. So lebten sie vergnügt bis in ihr Alter zusammen, und als der eine krank ward und starb, grämten sich die zwei andern so sehr darüber, daß sie auch krank wurden und bald starben. Da wurden sie, weil sie so geschickt waren und sich so lieb gehabt hatten, alle drei zusammen in ein Grab gelegt.

Gebr. Grimm.

---

5. Das steinerne Geld.

Der ungarische Herzog Johann Corvinus, Sohn des berühmten Königs Matthias Corvinus*), hatte unter vielen schönen Gütern auch

*) Mort à Vienne en 1490.

ein festes Bergschloß Bajmotz. Auf steilem Gipfel schaute es weit hinaus in das Land. Dem Fuß seiner Felsen entsprudelte eine heilende Quelle, zu der schon seit grauen Zeiten von ferne die Kranken wallten, um Heilung zu finden. Auf dieses Schloß setzte der Herzog den Peter Poky, einen gefürchteten Kriegsmann, daß er das Kleinod ihm wahre. Aber Poky war ein rauher Mann: in seinem Herzen wohnte verzehrender Gelddurst. So verhärtert hatte dieser sein Gemüth, das jegliches Flehen und Klagen ungehört vor seinem Ohre verhallte. Er begann rings das Volk zu bedrücken, und mehrte täglich von dessen Schweiß seinen funkelnden Mammon. Der Bedrückungen ungewohnt, erhob das Volk laute Klagen; und als, da diese nichts halfen, einige der Kühnsten äußerten, sie wollten wohl anderswo Abhülfe finden, ließ er diese ihre Verwegenheit bei Molchen*) und Unken**) in dumpfen Kerkern büßen. Alles Gut der Widerspenstigen erklärte er für verfallen. Da ergriff Entsetzen die Uebrigen, und schweigend duldeten sie unter dem Joche.

Täglich entglomm in Poky's Brust der Geldesdurst höher und höher, doch wollten die Quellen in eben dem Verhältniß sich nicht mehren. Da schloß er endlich den Heilbrunnen ein, und nur mit schwerer Steuer konnte von nun an der Unglückliche Labung sich holen, dem sie sonst aus der königlichen Hand der Natur frei und unbeschwert geflossen hatte. Der friedliche Ort, der sonst nur frommen Dank und segnende Wünsche gehört hatte, hallte jetzt von Klagen und tausendfachen Verwünschungen wieder, die gleich Geistern des Abgrundes an Poky's Namen sich hingen. Doch wie der Metalldurst, je mehr er befriedigt wird, nur desto höher entflammt, so begann in Poky's ungesättigtem Busen frevelhafte Gier sich zu regen nach den Burgen und nach den Dörfern, nach den Bergen und Thälern, die vor seinen Blicken dalagen, und deren er bloß Hüter war, und gerne Herr und Eigner geworden wäre. Bald erwuchs die Begier zur That. Er ließ zwei Mörder vor sich kommen und bot überreichen Lohn, wenn sie seinen Herrn meuchlings aus dem Wege räumen würden. Da nahte die Rache, die seiner lange verschont hatte. Einst stand er auf dem Söller und schaute mit behaglichem Sinn hinaus in die reiche Landschaft, die im Abendglanz zu seinen Füßen sich ausdehnte, und die er bald sein zu nennen wähnte; da wankte auf Krücken ein Greis heran und erhob flehend die Stimme, der Gebieter möge die Steuer erlassen: „arm sei er und von ferne hergewandert, den wundenbedeckten Körper mit dem heilenden Naß zu tränken. Verschmachten,

*) Salamandre.
**) Espèce de serpent.

vergehen im Mangel und in den Schmerzen seiner Gebrechen sei sein Loos, denn nimmer komme er heim, wenn ihm nicht Poky diese Gnade erweise." Mit rauhen Worten wies Peter den Unglücklichen von dannen. Da hob dieser nochmals die Stimme und flehte um Erbarmen, so wahr er selbst einst auf Erbarmen hoffe. Unter gräßlichen Flüchen donnerte ihm Poky zu, er wollte kein Erbarmen vom Himmel und keins von ihm haben; zugleich gebot er, gegen den Greis die wilden, großen Hunde loszulassen, auf daß sie den Ueberlästigen in Stücke zerrissen. — Da plötzlich warf der Unglückliche die Krücke von sich. Schimmer umstrahlte seine Gestalt, zum rollenden Donner wurde seine Stimme und er begann: „Du stehst am Ziele! Versiegen soll die Quelle deiner Schätze; nutzlos soll sie dir werden; bald wird die Rache dich ereilen, und kein Erbarmen wirst du finden, wie du selbst kein Erbarmen gegen Andere trugest!" Noch suchten ihn Poky's wuthenbrannte Blicke, aber er war verschwunden. Statt seiner kamen keuchende Boten gelaufen, die meldeten die seltsame Mähre, daß eben die Heilquelle unter Donner und gewaltigem Brausen und Zischen sich in einem mächtigen Strahle gegen Himmel gehoben habe und dann plötzlich zurück in den Abgrund gefallen sei. Keine Spur sei von ihr mehr übrig geblieben.

So sehr war Poky's Herz verstockt, daß er zwar mit Unmuth, doch unerschüttert, diese Kunde vernahm. Er gedachte seines gesammelten Schatzes und des Reichthums, der, so wähnte er, bald der seinige werden sollte; aber die Zeit ging mit Schneckenschritten vorüber, in der seine ausgesandten Mörder heimkehren sollten vom blutigen Werk, und keine Kunde kam ihm von ihnen. Da bemächtigte sich seiner Seele der Sorge nagender Wurm; bleiche Furcht füllte das trotzige Herz, und mit Angst harrte er auf den Ausgang, als plötzlich auch das dumpfe Gerücht nach Bajmotz erscholl, daß zwei Mörder den Herzog meuchlerisch angefallen hätten, aber der Streich glücklich abgewehret worden, und die Buben in sicherer Haft seien.

Da dachte Poky, was also gewonnen worden, könne nur durch Trotz und Gewalt vollführet werden. Er nahm also frech und ungescheuet die anvertrauten Söldner in eigene Pflicht; doch als er den lang verwahrten Schatz öffnete, wer malet sein Entsetzen, als er alle die angehäuften Münzen in Stein verwandelt sah? Noch war Gestalt und Gepräge das nämliche, aber wie unglaublich er auch das Wunder anstarrte, wie oft er den Schatz prüfend wog und überzählte: der verwandelte Mammon wollte nimmer wieder tönendes Metall werden.

In der Gluth des auflodernden Zornes gebot er, mit den Steinen den Schlund, der nun statt der Quelle gähnte, zu füllen; allein seine

Stunde hatte geschlagen. Schon pochten mit lauten Schlägen die Diener der Gerechtigkeit an das wohlverwahrte Thor von Bajmotz und forderten Peter Poky, wegen des an seinem Herrn verübten Verraths, vor das Gericht des Königs nach Ofen. Noch versuchte er unmächtigen Widerstand, aber bald gingen die geringen Mittel aus. Da empörten sich seine Söldner, übermannten und mißhandelten ihn und lieferten ihn gebunden den Gerichtsboten aus, auf daß ihnen desto eher ihr begangener Fehler verziehen werde.

Unter lautem Frohlocken des Volkes und tausendfältigen Verwünschungen ward Poky abgeführt. Das Gericht sprach: „Er solle lebendig von vier Pferden zerrissen, sein Körper zu Asche verbrannt und diese in alle vier Winde zerstreut werden, daß von dem treulosen Bösewicht keine Spur mehr auf Erden bleibe.“ — Da sank ihm der wilde Trotz zu schmählicher Feigheit, zu schimpflichen Thränen; vergeblich flehte er den sonst zur Milde geneigten Wladislaw an; für ihn war kein Erbarmen, wie jener Greis es geweissagt hatte. Auf dem Georgenplatze zu Ofen ward das Urtheil vollstreckt.

Wo sonst die Quelle gewesen, da senkt sich jetzt ein unergründlicher Sumpf in die Tiefe. An seinen Ufern liegen in großer Menge runde, flache Steine umher. Das Landvolk meint, das seien die verwandelten Münzen. Jahre lang blieb die Quelle im Bergschooße verborgen, bis sie sich endlich einen neuen Ausgang, nicht weit von dem alten, sprengte, aus dem sie noch fortwährend zum Heile der Kranken quillt.

Al. Frhr. von Mednyänßky.

---

6. Der Grafensprung.

Wolf von Eberstein hatte eine Fehde mit dem Grafen Eberhard von Würtenberg. Dieser zog mit großer Heeresmacht gegen die Burg Alt-Eberstein und zerstörte dieselbe. Der Graf von Eberstein machte hierauf einen Anschlag, den Würtenberger in Wildbad zu überfallen und gefangen zu nehmen. Das Vorhaben mißlang, und Wolf ward in die Reichsacht gethan. Nun suchte er eine Freistätte auf dem Schlosse Neu-Eberstein, wo man ihn freundlich aufnahm. Sein Aufenthalt daselbst blieb aber nicht lange verborgen, und er mußte sein Heil in der Flucht suchen. Um die Morgendämmerung wollte er das Schloß verlassen; er hatte ein rasches Pferd und war gut bewaffnet. Allein die Feinde hatten in der Nacht alle Ausgänge am Fuße des Berges besetzt bis an die Murg, die unten an der jähen Felswand vorüberrauscht. Jetzt wußte

der Geächtete keinen Rath; doch sagte er endlich zu sich selbst: „Ich will lieber sterben, als lebendig in die Hände meiner Widersacher gerathen, die ihren Spott mit mir treiben würden.“ Er lenkte jetzt sein Pferd auf die, über den Fluß hinausragende Felsenkuppe, gab ihm kräftig die Sporen und sprengte hinab in die Tiefe. Glücklich erreichte er das andere Ufer und nahm seinen Weg zu dem Pfalzgrafen. — Die Stelle auf dem Felsen oben heißt noch jetzt „der Grafensprung.“

Aloys Schreiber.

---

7. Das heimathliche Licht

Ein Pilger eilte aus fernen Landen zurück nach seiner Heimath, und seine Seele war voll süßer Hoffnung, denn er hatte in vielen Jahren seine lieben Eltern und Brüder nicht gesehen. Deßhalb eilte er sehr. Aber als er auf dem Gebirge war, überfiel ihn die Nacht, und es war sehr dunkel, so daß er den Stab in seinen Händen nicht zu sehen vermochte. Und als er von dem Gebirge herniederkam in das Thal, verirrte er sich auf seinem Wege und wandelte rechts und links, und ward sehr betrübt und seufzte: „Ach, möchte doch ein Mensch mir begegnen, der mich aus meinem Irrsal auf den rechten Weg führte, wie wollte ich ihm dankbarlich es erkennen!“ — Also sprach er und stand stille und harrte eines Führers.

Indem der verirrte Pilger also dastand, voll Zweifel und Unruhe, siehe! da schimmerte aus der Ferne ein wankendes Licht in der Finsterniß, und sein Schimmer däuchte ihm lieblich in der dunkeln Nacht. „Sei mir gesegnet,“ rief er, „du Bote des Friedens! Du verkündest mir die Nähe menschlicher Wesen! — Dein matter Schimmer erscheint mir im Dunkel der Nacht erfreulich wie ein Morgenroth.“

Er eilte mit starken Schritten zu dem Schimmer in der Ferne, und meinte den Mann zu sehen, der das Licht trüge. Aber siehe! es war ein Irrlicht, das aus Sümpfen geboren, über dem stehenden Pfuhl schwebte. Er aber wanderte dem Rande eines Abgrundes entgegen.

Plötzlich erscholl eine Stimme hinter ihm und rief: „Halt! oder du bist ein Kind des Todes!“ — Er stand und schaute sich um. Es war die Stimme eines Fischers, der aus seinem Kahne ihm zurief. — „Warum,“ fragte er, „soll ich dem freundlichen Lichte nicht folgen? ich bin ein verirrter Wanderer!“—„Freundliches Licht?“ sagte der Fischer, „so nennst du den trüglichen Schimmer, der den Wanderer ins Verderben lockt? Unterirdische böse Mächte erzeugen aus stinkenden Süm-

pfen den nächtlichen Dunst, der den Glanz des freundlichen Lichtes nachahmt. Siehe, wie sie unstät dahin wankt, die böse Geburt der Nacht und Finsterniß!" Also sprach er, da erlosch das trügerische Irrlicht.

Das Irrlicht war erloschen und der müde Pilger dankte dem Fischer seine Rettung mit herzlicher Erkenntlichkeit. Der Fischer aber antwortete und sprach: „Wie sollte ein Mensch den andern im Irrthum lassen und ihn nicht auf den rechten Weg führen? Gott haben wir beide zu danken; ich, daß er mich zum Werkzeuge ersah, dir eine Wohlthat zu erweisen; du, daß es sich fügen mußte, daß ich mich in dieser Stunde im Kahn auf dem Gewässer befand."

Darauf verließ der gutmüthige Fischer seinen Kahn, begleitete den verirrten Pilger eine Strecke und bezeichnete ihm den rechten Weg zu seiner väterlichen Wohnung. Dieser wandelte jetzt getrosten Muthes, und zwischen den Bäumen schimmerte ihm von ferne das heimathliche Licht mit stillem bescheidenem Glanze entgegen, ihm doppelt erfreulich, da er es durch Gefahren und Irrthum erreicht hatte. Er klopfte an und das Pförtchen öffnete sich, und Vater und Mutter und die Brüder und Schwestern hingen an seinem Halse und küßten ihn und weinten vor Freuden.

Krummacher.

---

8. Strohhalm, Kohle, und Bohne.

In einem Dorfe wohnte eine arme, alte Frau, die hatte ein Gericht Bohnen zusammengebracht und wollte sie kochen. Sie machte also auf ihrem Heerde ein Feuer zurecht, und damit es schneller brennen sollte, zündete sie es mit einer Handvoll Stroh an. Als sie die Bohnen in den Topf schüttete, entfiel ihr unbemerkt eine, die auf dem Boden neben einen Sthrohhalm zu liegen kam; bald darauf sprang auch eine glühende Kohle vom Heerde zu den beiden herab. Da fing der Strohhalm an und sprach: „Liebe Freunde, von wannen kommt ihr her?" Die Kohle antwortete: „Ich bin zu gutem Glücke dem Feuer entsprungen, und hätte ich das nicht mit Gewalt durchgesetzt, so war mir der Tod gewiß, und ich wäre zu Asche verbrannt." Die Bohne sagte: „Ich bin auch mit heiler Haut davon gekommen; aber hätte mich die Alte in den Topf gebracht, ich wäre ohne Barmherzigkeit zu Brei gekocht worden, wie meine Kameraden." Wäre mir denn ein besseres Schicksal zu Theil geworden?" sprach das Stroh; „alle meine Brüder hat die Alte in Feuer und Rauch aufgehen lassen, sechszig hat sie auf einmal gepackt und ums Leben gebracht. Glücklicher Weise bin ich ihr zwischen den

Fingern durchgeschlüpft.“ — „Was sollen wir aber nun anfangen?“ sprach die Kohle. „Ich meine,“ antwortete die Bohne, „weil wir so glücklich dem Tode entronnen sind, so wollen wir uns als gute Gesellen zusammenhalten, und damit uns hier nicht ein neues Unglück ereile, gemeinschaftlich auswandern in ein fremdes Land.“

Der Vorschlag gefiel den beiden Andern und sie machten sich mit einander auf den Weg. Bald aber kamen sie an einen kleinen Bach, und da keine Brücke oder Steg da war, so wußten sie nicht, wie sie hinüber kommen sollten. Der Strohhalm fand guten Rath und sprach: „Ich will mich querüber legen, so könnt ihr auf mir wie auf einer Brücke hinübergehen.“ Der Strohhalm streckte sich also von einem Ufer zum andern, und die Kohle, die von hitziger Natur, trippelte auch ganz keck auf die neugebaute Brücke. Als sie aber in die Mitte gekommen war, und unter sich das Wasser rauschen hörte, ward ihr doch Angst; sie blieb stehen und getraute sich nicht weiter. Der Strohhalm aber fing an zu brennen, zerbrach in zwei Stücke und fiel in den Bach. Die Kohle rauschte nach, zischte, wie sie ins Wasser kam und gab den Geist auf. Die Bohne aber, die vorsichtiger Weise noch am Ufer zurückgeblieben war, mußte über die Geschichte lachen, konnte nicht aufhören und lachte so gewaltig, daß sie zerplatzte. Nun war es ebenfalls um sie geschehen, wenn nicht zum guten Glücke ein Schneider, der auf der Wanderschaft war, sich am Bache ausgeruht hätte. Weil er ein mitleidiges Herz hatte, so holte er eine Nadel und Zwirn und nähte sie zusammen. Die Bohne bedankte sich bei ihm auf's schönste, aber da er schwarzen Zwirn gebraucht hatte, so haben seit der Zeit alle Bohnen eine schwarze Naht.

Gebr. Grimm.

---

9. Die Lycischen Bauern.

Wer dem Nothleidenden freiwillig eine hülfreiche Hand bietet, der zeigt ein edles Herz; wer aber dem Bedürftigen dasjenige noch entzieht, was ihm rechtmäßig zukommt, der verdient nicht mehr den Namen eines Menschen, sondern daß er beraubt werde alles menschlichen Vorzuges. Das geschah den lycischen Bauern, wovon uns die Griechen erzählen.

Latona war eine ehrwürdige Göttin. Sie hatte nach dem Willen Jupiters, des höchsten der Götter, dem Menschengeschlechte zwei wohlthätige Gottheiten, das Zwillingspaar Apollo und Diana geboren. Aber gerade deßwegen schien die Menschheit, die sich immer gegen ihr Bestes sträubt, der Göttin feindlich entgegen zu treten; denn nirgend auf Erden wurde ihr eine Stätte vergönnt, wo sie ihre zarten Kleinen hätte

zur Ruhe legen können. In ihrem Schooße trug sie dieselben beständig mit sich herum und irrte von Lande zu Lande; überall wurde sie schnöde verstoßen, weil man sie nicht erkannte, und vergebens bat sie um Nahrung für die schuldlosen Säuglinge.

Ermüdet von langer Wanderung kam sie eines Tages um die Zeit der heißesten Mittagsschwüle an die Gränze von Lycien. Ihre Lippen lechzten von glühendem Durste, und der Athem wurde verzehrt auf der trocknen Zunge. Da gewahrte sie vor sich in der Tiefe des Thales einen glänzenden See süßen Wassers. Lycische Bauern standen an seinen Ufern und schnitten sich Weiden und Schilf für Flechtwerk. Die Göttin eilte freudig den Hügel hinab und knieete am See auf die Erde nieder, um mit der Hand kühles Wasser zu schöpfen. Aber die Bauern kamen herzu und verboten es ihr.

„Wie doch," antwortete betroffen die arme Mutter, „könnet ihr mir das Wasser verwehren? Ist denn nicht das Wasser zum gemeinsamen Gebrauche da? Weder die Sonne, noch die Luft, noch auch die fließende Welle hat die Natur zum Eigenthume für den Einzelnen bestimmt, ich kniee hier bei einem Geschenke des Himmels, das allen Menschen gemeinschaftlich zugehört. Dennoch bitte ich demüthig, daß ihr mir davon gebet. Denket nicht, daß ich unsere bestaubten Glieder hier waschen und dadurch euch das Wasser verunreinigen wollte; nur den Durst will ich stillen. Ich bin matt von beschwerlicher Reise, und die Stimme versagt mir fast vor brennendem Durste. Ein Trunk Wasser wird mir wie ein Trank vom Himmel sein; ja, die Rettung meines Lebens will ich euch verdanken, wenn ihr mir die Labung des Wassers vergönnt. Und wollet ihr mit mir kein Mitleid haben, so lasset euch doch von diesen Kleinen bewegen; seht, wie sie die zarten Arme ausstrecken, und wie ihre Lippen zittern!"

Kaum vermochte sie weiter zu reden, als sie die bittenden Augen der Kinder ansah. Aber die hartherzigen Bauern hatten so wenig Mitleid mit der bekümmerten Mutter, daß sie sogar rohe Schimpfworte gegen sie ausstießen und ihr Gewalt und Mißhandlung androhten, wenn sie sich nicht sogleich entfernte. Ja, sie sprangen in ihrem Uebermuthe sogar in das Wasser hinein und regten mit Händen und Füßen aus der Tiefe den Schlamm auf, um das Wasser schmutzig und untrinkbar zu machen. Da vergaß die Göttin des Durstes; gerechter Zorn stieg in ihr auf; nicht länger mehr wollte sie flehentliche Worte verschwenden und die Macht ihrer Gottheit zurückhalten. Mit erhabenem Blicke erhob sie ihre Rechte zum Himmel und sprach: „So bleibet denn ewig in eurem Sumpfe!" — Und wie sie das Wort gesprochen, so erfüllte es sich vor

ihren Augen. Wie von Tollheit ergriffen, tauchten die Bauern sich unter die Wellen; bald lagen sie mit dem ganzen Leibe unter dem Wasser, bald streckten sie die nassen Köpfe hervor, bald ruderten sie mit Händen und Füßen oben auf der Fläche, bald auch setzten sie sich eine Zeit lang an den äußersten Rand des Ufers und sprangen dann wieder hüpfend in die Tiefe. Aber auch jetzt ließen sie noch nicht ab von ihren Schmähungen; aus dem Wasser heraus und in das Wasser hinein stießen sie ihre häßlichen Worte, so daß ihre Stimme zu einem quakenden Geschrei wurde. Und siehe da! ihre Hälse schwollen an, die Mäuler dehnten sich aus, die Köpfe wurden spitzer und zogen sich rückwärts in den Nacken, daß kein Hals mehr sichtbar war; der Rücken färbte sich grünlich mit einem dunkeln Streifen; der dicke Bauch aber blieb glänzend weiß, Arme und Beine streckten sich aus und statt der menschlichen Gestalten hüpften in dem schlammigen Wasser häßliche — Frösche.

Nach Ovid.

---

10. Myrtil.

Bei stillem Abend hatte Myrtil noch den mondbeglänzten Sumpf besucht; die stille Gegend im Mondschein und das Lied der Nachtigall hatte ihn in stillem Entzücken aufgehalten. Aber jetzt kam er zurück in die grüne Laube von Reben vor seiner einsamen Hütte und fand seinen alten Vater sanft schlummernd im Mondscheine hingesunken, sein graues Haupt auf den einen Arm gelehnt. Da stellte er sich, die Arme in einander geschlungen, vor ihn hin. Lange stand er da; sein Blick ruhete unverwandt auf dem Greise; nur blickte er auch zuweilen auf durch das glänzende Rebenlaub zum Himmel, und Freudenthränen flossen dem Sohne vom Auge. „O du," so sprach er jetzt, „du, den ich nächst den Göttern am meisten ehre, Vater, wie sanft schlummerst du da! Wie lächelnd ist der Schlaf des Frommen! Gewiß ging dein zitternder Fuß aus der Hütte hervor, in stillem Gebete den Abend zu feiern, und betend schliefest du ein. Du hast auch für mich gebetet, Vater. Ach, wie glücklich bin ich! Die Götter hören dein Gebet. Oder warum ruhet unsere Hütte so sicher in den von Früchten gebogenen Aesten? Warum ist der Segen auf unserer Heerde und auf den Früchten unseres Feldes? Oft, wenn du bei meiner schwachen Sorge für die Ruhe deines matten Alters Freudenthränen weinest, wenn du dann gegen Himmel blickest und freundlich mich segnest, ach, was empfinde ich dann, Vater! Ach! dann schwillt mir die Brust, und häufige Thränen quellen vom Auge. Da du heute an meinem Arm aus der Hütte gingst, an der wärmenden

Sonne dich zu erquicken, und die frohe Heerde um dich her sahest, und die Bäume voll Früchte, und die fruchtbare Gegend umher, da sprachest du: Meine Haare sind unter Freuden grau geworden; seid immer gesegnet, Gefilde! Nicht lange mehr wird mein dunkelnder Blick euch durchirren; bald werde ich euch gegen seligere Gefilde vertauschen. Ach! Vater, bester Freund, bald soll ich dich verlieren; trauriger Gedanke! Ach! dann — dann will ich einen Altar neben dein Grab pflanzen, und dann, so oft ein seliger Tag kommt, wo ich Nothleidenden Gutes thun kann, dann will ich, Vater, Milch und Blumen auf den Grabmal streuen."

Jetzt schwieg er und sah mit thränendem Auge auf den Greis. „Wie er lächelnd da liegt und schlummert! sprach er jetzt schluchzend; „es sind von seinen frommen Thaten im Traume vor seine Stirne gestiegen. Wie der Mondschein sein kahles Haupt bescheint und den glänzend weißen Bart! O, daß die kühlen Abendwinde dir nicht schaden und der feuchte Thau!" Jetzt küßte er ihm die Stirn, sanft ihn zu wecken, und führte ihn in die Hütte, um sanfter auf weichen Fellen zu schlummern.

Geßner.

---

11. Dädalus und Ikarus.

Dädalus von Athen war der älteste und zugleich ausgezeichneteste Künstler in allen Arten von Werken, die einen feinen Verstand, eine lebendige Einbildung und eine geschickte Hand erfordern. Er war der erste, welcher den Bildsäulen Augen gab, ihre Arme in eine bestimmte Gebärde setzte und die Füße derselben in eine Stellung brachte, als wollten sie sich bewegen. Daher erzählte das Volk von ihm, daß er wandelnde Statuen verfertigt habe. Seine freie Kunst trieb ihn in die freie Welt. Er kam an die Höfe vieler Könige, und überall erwarb er sich Ruhm und Schätze. Auf der Insel Kreta baute er dem Könige Minos*) das berühmte Labyrinth, ein unterirdisches Gewölbe, welches so viele sich kreuzende Gänge hatte, daß derjenige, welcher tief hineingeführt wurde, sich nicht wieder herausfinden konnte und elendig verhungern mußte. Als er aber bei eben diesem Könige seine Kunst auch zu solchen Dingen hingab, die dem Herzen desselben entgegen waren, da zog er sich die Ungnade und das Mißtrauen des strengen Herrschers zu. Er wurde scharf bewacht und sollte die Insel niemals wieder verlassen. Das

*) 1320 av. J. C... passait pour être fils de Jupiter. Les poëtes grecs l'ont cité pour sa sagesse.

war für die Wanderlust des Künstlers ein schweres Urtheil. Traurig ging er oft mit seinem Sohne Ikarus an den Gestaden des Meeres umher und gedachte der Städte und Länder, von denen er durch weite Wasserflut getrennt sei. Am schärfsten aber sahen alsdann seine Augen nach jener Seite hin, wo die liebe Vaterstadt Athen lag, und die ganze Gewalt seiner frühern Wanderlust wurde allmählich zu einer unbezwinlichen Sehnsucht nach der süßen Heimath. Sein Herz schwoll jeder heranrauschenden Woge entgegen, als wäre sie ein theurer Bote, der ihn hinüber führen wollte. Je tiefer aber sein Gefühl von Schmerz und Unruhe bewegt wurde, desto heftiger wurde in seinem starken Geiste das Bestreben, sich durch eigene Kunst einen Weg aus der verhaßten Einkerkerung zu öffnen. Und also sprach er eines Tages zu sich selber: „Mag Minos Land und Woge mir versperren, der Himmel ist doch noch offen; dorthin muß ich meinen Weg suchen; alles besitze der Herrscher, die Lüfte besitzet er nimmer!" Doch ehe er solche verwegene Worte sprach, hatte sein Geist auch schon das Mittel erfaßt, wodurch er ein kühner Beherrscher der Luft zu werden hoffte. Denn Flügel wollte sich der erfindungsreiche Mann verfertigen und dann wie ein Vogel über die Fluten des Meeres dahinfliegen. Zu diesem Zwecke sammelte er sich eine große Menge von Federn und legte sie, als er Schwung- und Flaumfedern zur Genüge zusammen hatte, der Größe nach neben einander, so daß auf die längere immer die kleinere folgte. Dann verband er die stärkeren mit Fäden, die kleineren aber, so wie die äußersten Spitzen der Größeren, befestigte er mit Wachs. Der kleine Ikarus stand während der Arbeit dem Vater zur Seite und freute sich lachend, daß er nun den Vögeln gleich werden sollte. Er half, so viel er konnte, schnappte die leichten Federn wieder, welche der Wind emportrieb, und erweichte mit dem Daumen das gelbe Wachs. Bald waren zwei Flügel fertig. Dädalus gab ihnen eine kleine Krümmung, so daß sie in Allem den wirklichen Fittigen der Vögel gleich waren. Dann ging er an einen einsamen Ort, befestigte sie an den Schultern, faßte die Spitzen mit den Händen, breitete die Arme aus, schlug kräftig in die Luft, und siehe da! er hob sich schwebend von der Erde empor. „Das Werk ist gelungen!" rief er freudig aus, und Ikarus klatschte laut lachend in die Hände. Schneller als das erste Mal wurde nun das zweite Flügelpaar vollendet, und auch Ikarus, vom Vater unterwiesen, wußte sich bald mit seinen Fittichen zu helfen. Täglich wurden an einem abgelegenen Orte am Ufer des Meeres Uebungen angestellt, und endlich erschien der Tag, an welchem der kühne Flug über die weite See gewagt werden sollte.

In aller Frühe standen die beiden auf dem höchsten Punkte des Ge-

stades, und ihre Flügel glänzten in den Strahlen der Sonne. „Hüte dich," sprach der Vater zum Sohne, „daß du nicht zu niedrig über die schaukelnden Wellen fliegst, damit das anspritzende Wasser dein Gefieder nicht zu schwer mache; hüte dich aber noch mehr, daß du nicht zu hoch strebest, damit nicht vom Feuer der Sonne das Wachs schmelze, und deine Flügel aus einander fallen! Fliege nur immer geraden Weges mir nach und wage dich nicht zur Rechten noch zur Linken." — „Ich werde schon folgen!" rief Ikarus fröhlich und schlug vor Lust und Eifer seine Flügel. Dädalus aber, da er seinen Sohn und die gefahrvollen Fluten ansah, wurde von heimlicher Furcht bewegt, daß seine Kniee zitterten und langsame Thränen seinen Bart befeuchteten. „Es sei gewagt," sagte er endlich mit bebender Stimme, küßte noch einmal den geliebten Ikarus und schwang sich vom Gestade hinaus über die Wasserfluten und empor in die Lüfte, wie ein Adler, der zum ersten Male seine junge Brut aus dem sichern Neste in die Winde führet. Häufig blickte er rückwärts, ermahnte den Sohn, ihm immer treu zu folgen und lehrte ihn neue Bewegungen, um den Flug zu erleichtern. Trefflich ging es von Statten. Ikarus lächelte über die schäumenden Fluten, welche unter ihm wogten, und drängte den Vater noch schneller zu fliegen. Sie kamen an einer Insel vorbei; ein Fischer stand am Ufer und erblickte sie: sogleich fiel er nieder und streckte die Arme empor, denn er meinte, es seien Götter. Leute liefen am Gestade zusammen und erwarteten die Herabkunft der himmlischen Boten, oder fürchteten sich vor ihrem Zorne. Dädalus aber wandte sich wieder zur hohen See, um der theuren Heimath zuzufliegen, und Ikarus folgte.

Schon nahete das Ziel der weiten Fahrt, und Dädalus blickte weniger ängstlich nach dem geübten Sohne. Da erwachte in Ikarus die Begierde, höher zu fliegen, um weiter vor sich hin zu sehen und sich in seiner Kunst mit dem Könige der Thiere, dem Adler, zu messen. Er verließ seinen Führer, und trieb höher den Flug. Seine stolze Verwegenheit flößte ihm gar das Verlangen ein, die Wunder des Himmels zu schauen und das Firmament zu besteigen. Aber zu spät fühlte er die Glut der nahen Sonne. Er wollte zurückkehren, doch das geschmolzene Wachs träufelte schon herab; das Gefieder theilte sich aus einander; er schlug mit den nackten Armen in die Luft, aber sie fanden keinen Halt. „Vater, Vater!" rief er, und „Ikarus, Ikarus!" hörte er antworten; noch einmal wollte er „Vater," rufen, aber das Wort wurde schon hinweggespült von den Wogen des Meeres, mit welchen er vergeblich um sein Leben rang. „Ikarus, wo bist du?" rief unaufhörlich der unglückliche Vater; aber statt der Antwort sah er die Federn auf dem Meere schwim-

men und entdeckte bald den Leichnam seines Sohnes. Er begrub ihn an dem Gestade einer Insel, an welcher er landete, und mochte nicht mehr zurückkehren in die ersehnten Fluren der Heimath.

Nach Ovid.

---

12. Der hart geschmiedete Landgraf.

Zu Ruhla im Türingerwalde liegt eine uralte Schmiede, und sprüchwörtlich pflegte man von langen Zeiten her einen strengen, unbeugsamen Mann zu bezeichnen: „er ist in der Ruhla hart geschmiedet worden.“

Landgraf*) Ludwig zu Thüringen und Hessen war anfänglich ein gar milder und weicher Herr, demüthig gegen Jedermann; da huben seine Junker und Edelleute an, stolz zu werden und verschmähten ihn und seine Gebote; aber die Unterthanen drückten und schätzen**) sie aller Enden. Es trug sich nun einmal zu, daß der Landgraf jagen ritt in dem Walde und traf ein Wild an; dem folgte er so lange nach, daß er sich verirrte, worüber die Nacht einbrach. Da gewahrte er ein Feuer durch die Bäume, richtete sich darnach und kam in die Ruhla zu einem Hammer- oder Waldschmiede. Der Fürst war mit schlechten Kleidern angethan und hatte sein Jagdhorn umhängen. Der Schmied fragte, wer er wäre? „Des Landgrafen Jäger.“ Da sprach der Schmied: „Pfui, des Landgrafen! Wer ihn nennt, sollte alle Mal den Mund wischen! Des unbarmherzigen Herrn!“ Ludwig schwieg und der Schmied sagte zuletzt: „Herbergen will ich dich diese Nacht; in dem Schuppen da findest du Heu, magst dich mit deinem Pferde behelfen, aber um deines Herrn willen will ich dich nicht beherbergen.“ Der Landgraf ging beiseit, konnte aber nicht schlafen. Die ganze Nacht arbeitete der Schmied, und wenn er so mit dem großen Hammer das Eisen zusammen schlug, sprach er bei jedem Schlage: „Landgraf werde hart wie das Eisen!“ und schalt ihn und sprach weiter: „Du böser, unseliger Herr! was taugst du den armen Leuten zu leben? Siehst du nicht wie deine Räthe das Volk plagen?“ Und erzählte also die liebe lange Nacht, was die Beamten für Untugend mit den armen Unterthanen übten; klagten dann die Unterthanen, so wäre Niemand, der ihnen Hülfe gewähre, denn der Herr nehme es nicht an, die Ritterschaft spottete seiner hinterrücks, nannten ihn Landgraf Metz und hielten ihn gar unwerth. Unser Fürst und seine Jäger trieben die Wölfe ins Garn, und die Amtleute die rothen Füchse (die Geldmünzen) in ihre Beutel.

*) Landgrave.
**) Imposer.

Mit solchen und andern Worten redete der Schmied die ganze lange Nacht zu dem Schmiedegesellen, und wenn die Hammerschläge kamen, schalt er den Herrn und hieß ihn hart werden wie das Eisen. Das trieb er so bis zum Morgen, aber der Landgraf faßte Alles zu Ohren und Herzen, und war seit der Zeit scharf und ernsthaftig in seinem Gemüth, bezwang die Widerspänstigen und brachte sie zum Gehorsam.

Gebr. Grimm.

---

13. Der Glockenguß zu Breslau.

Als die Glocke zu St. Maria Magdalena zu Breslau gegossen werden sollte, und alles dazu fast fertig war, ging der Gießer zuvor zum Essen, verbot aber dem Lehrjungen bei Leib und Leben, den Hahn am Schmelzkessel anzurühren. Der Lehrjunge aber war vorwitzig und neugierig wie das glühende Metall doch aussehen möge, und wie er so den Hahn bewegte und anregte, fuhr er ihm wider Willen ganz heraus, und das Metall rann und rann in die bereitete Form. Höchst bestürzt weiß sich der arme Junge gar nicht zu helfen; endlich wagt er's doch und geht weinend in die Stube und bekennt seinem Meister, den er um Gotteswillen um Verzeihung bittet. Der Meister aber wird vom Zorne ergriffen, zieht das Schwert und ersticht den Jungen auf der Stelle. Dann eilt er hinaus, will sehen, was noch vom Werke zu retten sei, und räumt nach der Verkühlung ab. Als er abgeräumt hatte, siehe, so war die ganze Glocke trefflich wohl ausgegossen und ohne Fehler; voll Freuden kehrte der Meister in die Stube zurück und sah nun erst, was er Uebels gethan hatte. Der Lehrjunge war verblichen; der Meister wurde eingezogen und von den Richtern zum Schwerte verurtheilt. Inmittels war auch die Glocke aufgezogen worden; da bat der Glockengießer flehentlich, ob sie nicht noch geläutet werden dürfte, er möchte ihren Klang auch wohl hören, wenn er die Ehre vor seinem letzten Ende von den Herrn haben könnte. Die Obrigkeit ließ ihm willfahren, und seit der Zeit wird mit dieser Glocke allen armen Sündern, wenn sie vom Rathhause herunterkommen, geläutet.

Gebr. Grimm.

---

14. Einer oder der Andere.

Es ist nichts lieblicher, als wenn bisweilen gekrönte Häupter sich unerkannt zu dem gemeinen Manne herablassen, wie König Heinrich der Vierte in Frankreich, sei es auch nur zu einem gutmüthigen Spaß.

Zu König Heinrich des Vierten Zeiten ritt ein Bäuerlein vom Lande her des Weges nach Paris. Nicht mehr weit von der Stadt gesellte sich zu ihm ein anderer gar stattlicher Reiter, welcher der König war, und sein kleines Gefolge blieb absichtlich in einiger Entfernung zurück. „Woher des Landes, guter Freund ?“ — „Da und da her.“ — „Ihr habt wohl Geschäfte zu Paris ?“ — „Das und das, auch möchte ich gerne unsern guten König sehen, der so väterlich sein Volk liebt.“ — Da lächelte der König und sagte: „Dazu kann euch heute Gelegenheit werden.“—„Aber wenn ich nur wüßte, welcher es ist unter den Vielen, wenn ich ihn sehe ?„ — Der König sagte: „Dafür ist Rath. Ihr dürft nur Acht geben, welcher deu Hut allein auf dem Kopfe behält, wenn die Andern ehrerbietig ihr Haupt entblößen.“ — Also ritten sie mit einander in Paris ein, und zwar das Bäuerlein hübsch auf der rechten Seite des Königs. Denn das kann nicht fehlen. Was die liebe Einfallt Ungeschicktes thun kann, sei es aus guter Meinung oder Zufall, das thut sie. Aber ein gerader und unverkünstelter Bauersmann, was er thut und sagt, das thut und sagt er mit ganzer Seele und sieht nicht um sich, was geschieht, wenn's ihn nicht angeht. Also gab auch der unsrige dem Könige auf seine Fragen nach dem Landbau, nach seinen Kindern, und ob er auch alle Sonntage ein Huhn im Topfe habe, gesprächige Antwort und merkte lange nichts. Endlich aber, als er doch sah, wie sich alle Fenster öffneten und alle Straßen sich mit Leuten füllten, und Alles rechts und links auswich und ehrerbietig das Haupt entblößt hatte, ging ihm ein Licht auf. „Herr,“ sagte er, und schaute seinen unbekannten Begleiter mit Bedenklichkeit und Zweifel an, „entweder seid ihr der König, oder ich bin's. Denn wir Zwei haben noch allein die Hüte auf dem Kopf.“ Da lächelte der König und sagte: „Ich bin's. Wenn ihr euer Rößlein eingestellt und eure Geschäfte besorgt habt, so kommt zu mir in mein Schloß. Ich will euch alsdann mit einem Mittagssüpplein aufwarten und euch auch meinen Ludwig*) zeigen.“

Von dieser Geschichte rührt das Sprüchwort her, wenn Jemand in einer Gesellschaft aus Vergessenheit oder Unverstand den Hut allein auf dem Kopfe behällt, daß man ihn fragt: „Seid ihr der König oder der Bauer ?“

Joh. Peter Hebel.

---

*) Le Dauphin.

15. Die Reise durchs Leben.

Ein Wanderer wollte nach einer schönen Stadt reisen, die er sehr hatte rühmen hören, und wo er auf immer sein Glück zu machen hoffte. Als er noch nicht weit gegangen war, kam er auf eine grüne Wiese, wo er auf einmal so viele Wege vor sich sah, daß er selbst nicht wußte, welchen er wählen sollte. Wie er nun so unentschlossen dastand, trat ein freundlicher Greis zu ihm und fragte ihn, wohin er wolle? Der Wanderer nannte ihm den Ort, und der Greis erbot sich, sein Führer zu sein, wenn er ihm folgen wolle. Aus seinen Augen leuchtete etwas Majestätisches und Liebevolles hervor, welches dem Wanderer sogleich ein solches Zutrauen einflößte, daß er sich keinen Augenblick bedachte, sich seiner Führung gänzlich zu überlassen. Sie gingen also mit einander fort.

Es war noch früh am Tage. Die Sonne schien schön am Himmel, die Vögel sangen in der Luft, in der Ferne rauschten sanfte Bäche, und die Wiese glänzte vom Thau. Ihr Weg schlängelte sich auf weichem Grase durch Blumenfelder hin. Rund umher erblickte man nichts, als eine reizende Ebene, außer wenn man gerade vor sich hin sah, dann war es, als ob ganz in der Ferne ein kleiner Hügel dämmerte, den man aber wegen seiner weiten Entfernung nicht bemerken konnte. „Ach, wie schön," rief der Wanderer voll Entzücken aus, „wie schön ist diese Gegend, und wie angenehm ist der Weg, den wir wandeln!" — „Siehst du in der Ferne jenen Hügel?" antwortete der Greis; „der liegt auf unserm Wege und wir müssen ihn nun bald übersteigen," — „O, der ist ja noch weit entfernt," sagte der Wanderer, „und wenn wir ihn übersteigen müssen, so wird das wohl so ganz mühsam nicht sein, weil es nur ein kleiner, unbedeutender Hügel ist."

Als sie noch so sprachen, fing der Weg an, etwas unebener und rauher zu werden, als er im Anfange war. Anstatt daß er sich vorher durch Blumen schlängelte, lief er jetzt oft über spitzige Steine und zwischen stechenden Dornen hin, verlor sich zuweilen in tiefen Sand und kam auf einem dürren, steinichten Erdreich wieder zum Vorschein. Die Sonne stieg schon höher und fing schon an, ihre brennenden Strahlen senkrecht herabzuschießen. Indeß näherten sie sich auch dem Hügel. Dieser schien sich bei jedem Schritt zu vergrößern und stellte sich ihnen zuletzt als einen hohen, steilen Berg dar, dessen Anblick den Wanderer schon mit Schrecken erfüllte. Dieser fing nun an, kleinmüthig zu werden, und fragte seinen Führer, ob sie nicht unten um diesen Berg herumgehen könnten, weil es doch bei dieser brennenden Sonnenhitze wohl unmöglich

wäre, ihn zu übersteigen? „Hier geht gleich ein Weg ab," sagte der Greis, „der schlängelt sich unten um den Berg herum. Schon Mancher hat mich hier verlassen und diesen Weg gewählt, ist aber nicht in die Stadt gekommen, wohin er gedachte, und wohin du auch jetzt gedenkest. Willst auch du mich hier verlassen, so steht es dir frei; glaubst du aber, daß ich es gut mit dir meine, so folge mir!" Der Wanderer traute seinem Führer und folgte ihm. Wie sie an den Berg hinankamen, war er wirklich nicht so schrecklich steil, wie er ihnen vor Kurzem noch geschienen hatte. Dessen ungeachtet wollte sich der Wanderer alle Augenblicke ein wenig ausruhen; sein Führer sprach ihm Muth ein und sagte: „Sei nur getrost, wir kommen nun bald auf den Gipfel; bergunter wird es schon besser gehen. Dann kommen wir in ein anmuthiges Thal, wo das reinste Wasser aus dem Felsen quillt, und wo die Bäume mit den schönsten Früchten prangen. Da wollen wir uns wieder erquicken, wenn wir diesen Berg erst werden erstiegen haben." — Wenn nun der Wanderer träge und müde wurde, so dachte er nur an das anmuthige Thal und wurde auf einmal wieder fröhlich und munter. Auf diese Weise erreichten sie bald den Gipfel des Berges.

Hier konnten sie nun den ganzen Weg übersehen, den sie zurückgelegt hatten; auch konnte man bemerken, wie der Pfad, der sich unten um den Berg herumzog, immer weiter von der rechten Straße abging und zuletzt auf einen tiefen Abgrund zuführte, den man nur oben von diesem Berge, unten aber auf dem Wege selbst nicht bemerken konnte. Nun dankte der Wanderer seinem Führer herzlich, daß er ihm von diesem Wege abgerathen hatte. Vor sich sahen sie nun das anmuthige Thal, das immer näher zu kommen schien; in der Ferne aber war es, als ob sich noch mehrere Berge zeigten, wovon einer immer höher als der andere war. „Laß dich nicht durch dies anmuthige Thal zu sehr anlocken," sagte der Greis, „und denke, daß wir uns nur darin erquicken wollen damit wir über jene Berge unsern Stab setzen können, denn wir reisen ja nicht um uns zu erquicken, sondern wir erquicken uns nur, um weiter zu reisen." Sie kamen unter angenehmen Gesprächen und süßen Hoffnungen das Thal hinab, setzten sich unter einen Baum und labten sich an der süßen Quelle und an den schönen, reifen Früchten, die sie mit leichter Mühe frisch vom Baume abpflücken konnten. „So angenehm ist der Genuß nach der Arbeit," sagte der Greis, „aber die Arbeit nach dem Genusse ist nicht weniger angenehm; darum laß uns aufstehen und unsere Reise fortsetzen, denn wir haben noch viele Berge zu übersteigen, ehe wir unser gewünschtes Ziel erreichen."

Nun ging ihre Reise gut von statten: auf jeden steilen Berg, den sie mühsam übersteigen mußten, folgte immer ein kleines, anmuthiges Thal, wo sie sich wieder erquicken konnten; am Abend kehrten sie in die Herberge ein, und am Morgen, sobald die Sonne aufging, waren sie wieder reisefertig und machten sich auf den Weg. So legten sie in einigen Tagen eine weite Strecke zurück, und trösteten sich mit dem Gedanken, daß sie der Stadt, wohin ihre Wünsche gingen, nun immer näher kämen. Oft schien sich ihr Weg in unabsehbare Krümmungen zu verlieren; allein ehe man es sich versah, schlängelte er sich wieder schön und gerade vor ihnen auf der Ebene hin. Zuweilen schien es ganz unmöglich, auf einen Berg zu kommen, den sie vor sich sahen; allein ihr Pfad lief unbemerkt an der Seite des Berges durch tausend Krümmungen im Gebüsch hinauf, so daß sie ihn wider alles Vermuthen ganz bequem ersteigen konnten.

Einmal aber gingen sie in einem tiefen Grunde, und an beiden Seiten über ihnen hingen große Felsenstücke, welche alle Augenblicke herabzustürzen drohten. Der Wanderer fing an zu zagen; allein sein Führer sprach ihm Muth ein, und sie kamen glücklich durch; die Felsen stürzten nicht über ihnen zusammen, und die drohende Gefahr verschwand. Nun setzte der Wanderer ein recht volles Zutrauen auf seinen Führer und hätte ihn nicht verlassen, wenn er auch durchs Feuer mit ihm hätte gehen sollen.

Eines Tages war es recht heiteres Wetter und Alles ganz still um sie her; sie hatten einen rauhen Weg zurückgelegt und gingen nun auf einer grünen Ebene, wo sie von einer sanften Luft umweht wurden, die nach und nach den Schweiß von ihrer Stirne abtrocknete. Da blickte der Greis den Wanderer freundlich an und sagte: „Sei getrost! Unsere Reise geht nun bald zu Ende, und ehe du es dir versiehst, sind wir in unserer geliebten Stadt, wo deine Freunde, die du dort antreffen wirst, sich schon auf deine Ankunft freuen und bereit sind, dich mit offenen Armen zu empfangen. — Aber zittere nicht, wir müssen erst noch durch ein dunkles Thal, wo die Sonne und der Tag vor unsern Blicken verschwinden und der Boden unter unsern Füßen weichen wird; dann halte dich nur fest an mich und fürchte nichts, denn ich werde dich glücklich hindurchführen und bis an den Ort deiner Bestimmung bringen.“ Sie waren noch nicht weit gegangen, als sie schon das dunkle Thal erblickten, das sich schwarz und furchtbar vor ihnen öffnete. Allein der Wanderer stieg an der Hand seines Führers muthig hinab. Und als es immer dunkler um ihn wurde, und die Sonne und der Tag vor seinen Blicken ver-

schwanden, da konnte er seinen Führer fast nicht mehr sehen; er hielt sich fest an ihn, und als der Boden unter seinen Füßen wankte, da bebte er nicht, sondern hielt sich immer fester an seinen Führer, und dieser brachte ihn glücklich durch das dunkle Thal hindurch. Plötzlich ging eine schöne Sonne auf, am Himmel glänzte ein heller Tag, und vor ihnen lag die Stadt, das Ziel ihrer Wünsche, in ihrer unbeschreiblichen Schönheit.

Karl Philipp Moriz.

II. Theil d.

Dialoge.

---

1. Der kleine wohlthätige Myrtil.

Der alte Lykas saß bei Sonnenuntergang vor seiner Hütte. Sein kleiner Sohn, der eben aus dem Walde kam, blieb in der Ferne stehen und wischte sich die Augen, die er oft gegen Himmel richtete. Dies befremdete seinen Vater; er rief ihn zu sich. Myrtil eilte auf den gehörten Ruf herbei, und sein liebreicher Vater nahm ihn vor sich auf den Schoos.

„Was ist dir, Lieber?" sagte der Greis, indem er ihm in die Augen sah, die vom Weinen roth geworden waren, „fehlt dir etwas?"

„Nichts, lieber Vater, ich bin lange nicht so vergnügt gewesen."

Lykas. Aber du hast geweint?

Myrtil. Nicht aus Betrübniß, mein Vater.

Lykas. Vor Freuden also? Und was ist dir denn begegnet, mein lieber, das dich so freudig macht?

Myrtil. Lieber Vater, verlange es nicht zu wissen.

Lykas. Nicht? Und könntest du etwas haben, das dein Vater nicht wissen dürfte?

Myrtil. Bester Vater! — Hast du mir nicht oft gesagt, daß wir des Guten, welches wir thun, uns nicht rühmen sollen?

Lykas. Auch sollst du das nicht thun; mir nur erzählen sollst du, was dir begegnet ist, damit ich mich des Guten, wenn es etwas Gutes ist, erfreuen könne mit dir.

Myrtil. Du willst es, lieber Vater, und ich muß gehorsam sein. Vor einer Stunde, da ich hin zu meinem Bruder nach der Heerde ging, um ihm das Abendbrod zu bringen, hörte ich im Gebüsche Jemanden reden und schlich leise hinzu, um zu sehen, wer es sei. Es war ein alter, armer Greis; er lag auf der Erde und neben ihm ein großes Bündel Holz, auf das er sich mit dem Arme gestützt hatte. Sein Gesicht war blaß und abgezehrt, und seine Augen waren trübe von Thränen. Ich hörte, indem ich hinter dem Busche stand, ihn traurig mit sich selber sprechen.

„Guter Gott," sagte er, „erbarme dich des Jammers! Mein armes Weib! Meine armen Kleinen! — Aber ich kann nicht mehr vor Mattigkeit." Indem er das sagte, sank er mit seinem Kopfe auf das Bündel. Ich blieb noch eine Weile stehen, und da ich sah, daß er eingeschlafen war, schlich ich hin zu ihm und legte das Abendbrod, das ich meinem Bruder bringen sollte, neben ihn auf das Holz. Dann lief ich zur Mutter, bat sie um mein eigenes Abendbrod und brachte es meinem Bruder. Indem ich nun jetzt zurückkam und wieder an den Busch trat, hinter dem der alte Mann lag, weckte ihn mein Geräusch. „Was sehe ich?" rief er aus, da er das Butterbrod und die Flasche Milch erblickte. „Ist ein Engel Gottes hier gewesen, um mich und meine Kinder vom Tode zu retten! Aber wer du auch gewesen seiest, liebe Seele, die du dieses Labsal für uns hingelegt hast, Gott segne, Gott belohne dich!" — Die Thränen flossen ihm dabei über die Wangen. — „Doch," fuhr er fort, „ich Unglücklicher, wie werde ich den Weg aus diesem Walde finden? Gott wird mich leiten, daß ich meinen armen Kleinen diese Erquickung bringe."

Er stand, indem er dies sagte, mit vieler Mühe auf, belud sich wieder mit seinem Bündel Holz, und schlich gebückt und ächzend fort. Ich selbst nahm einen Umweg, lief eine Strecke vor und kehrte wieder um, ihm zu begegnen. „Gott grüß euch! guter Vater," sagte ich, als ich bei ihm war. „Es wird euch wohl recht sauer, so viel zu tragen? Gebt mir die Flasche Milch und das Brod; ich will es tragen für euch, und will euch führen, wenn ihr Eure Hand auf meine Schulter legen wollt." Ich fragte ihn, wohin er wollte, und führte ihn zum Walde hinaus. Er erzählte mir mit nassen Augen, wie Gott während seines Schlafes für ihn gesorgt habe, und bedauerte nichs mehr, als daß sein Wohlthäter ihm unbekannt geblieben sei. „Alle Morgen," sagte er, „und alle Abende sollen meine Kleinen mit mir für ihn zu Gott beten, denn er hat vom Tode uns gerettet. Auch du, mein Sohn," setzte er hinzu, „sollst gesegnet werden, daß du mich führst zu meinen Kindern, ehe sie Hungers sterben."

Ich brachte ihn bis nahe zu seiner Hütte. Jetzt stellte ich mir nun vor, wie die armen Kinder sich mögen gefreut haben, als ihr Vater nach Hause kam und ihnen etwas zu essen mitbrachte; und darüber kamen mir die Thränen in die Augen. Du hast es gewollt, lieber Vater, sonst hätte Niemand etwas davon erfahren sollen.

Er schwieg, und Lykas drückte ihn mit Inbrunst an seine Brust.

„Nun," rief er aus, „kann ich freudig sterben, da ich weiß, daß ich einen Sohn hinterlasse, der tugendhaft und glücklich sein wird."

Fr. Christ. Fulda.

2. Die dunkelblaue Wiese.

(Ein Gespräch.)

Vater. Ich kenne eine große, dunkelblaue Wiese. —

Karl. Vater, das ist dein Spaß, eine solche gibt's ja nicht; die Wiesen sehn grün aus und nicht blau.

Vater. Meine Wiese sieht aber doch blau aus und ist größer als alle Wiesen auf der Welt.

Laura. Habe ich sie gesehen, Vater?

Vater. Ihr Alle habt sie gesehen, und bekommt sie alle Tage zu sehen. Auf meiner Wiese geht Jahr aus, Jahr ein, einen Tag wie den anderen, eine unzählbare Menge großer und kleiner Schafe auf die Weide, obwohl nichts da wächst.

Anton. Aber, Vater, was machen sie denn dort, wenn sie nichts zu fressen finden. Die Schafe können doch nicht hungern?

Vater. Meine Schafe und Lämmer fressen nicht und hungern auch nicht.

Emil. Dahinter steckt etwas, das sind gewiß keine lebendigen Schafe, denn die müssen doch fressen, sonst verhungern sie.

Vater. Lebendig sind meine Schafe; sie leben schon über tausend Jahr, und immer sind sie noch wie ehemals, ob sie gleich weder hungern noch dursten.

Emil. Ueber tausend Jahre werden deine Schafe alt, Vater? Das kommt mir wunderbar vor. Die Schafe, hat unser Lehrer gesagt, werden höchstens nur vierzehn Jahre alt.

Vater. Aber es ist doch so, wie ich gesagt habe, liebes Kind. Und schön sind meine Schafe, so schön und glänzend und golden, daß die Schafe in — in, wie heißt das Land, wo die besten Schafe sind?

Emil. In Spanien! in Spanien! Sieh Vater, ich hab's gemerkt.

Vater. — daß die Schafe in Spanien gar nicht mit ihnen können verglichen werden, denn die ganze Heerde hat goldene Pelze.

Die Kinder sahen einander verwundert an, brachen aber plötzlich in ein lautes Gelächter aus und riefen: „Nein, solche gibt es nicht. Schafe mit goldenen Fellen! Wie könnten die schwachen Thiere eine solche Last tragen? Vater, du willst nur sehen, ob wir es glauben."

Vater. Es ist mein Ernst, Kinder. Die Felle schimmern wirklich wie Gold, so hell und leuchtend, und ihr habt euch schon oft darüber gefreut.

Emil. Vater, sind sie den ganzen Tag auf der Weide? Hört man sie nicht schreien?

Vater. Sie sind zwar den ganzen Tag auf der Weide, aber man sieht sie nicht; auch hat sie Niemand schreien gehört.

Lida. Wenn aber der böse Wolf kommt, da schreien sie doch und laufen davon?

Vater. Auf diese Weide kann niemals ein Wolf kommen, und dann haben sie auch einen Hirten, der über sie wacht.

Anton. Einen Hirten? Kann denn der auf so viele Schafe Acht geben? Wie sieht der denn aus?

Vater. Der trägt ein schönes, helles, weißes Kleid, das wie Silber glänzt und niemals schwarz wird. Denn ob er gleich weit länger als tausend Jahre die Heerde bewacht hat, so ist er doch nie eingeschlafen und hat nie sein Kleid ausgezogen. Er bleibt stets hell und munter, und sein Kleid immer rein.

Emil. Nein, daraus kann ich nicht klug werden; daß muß ein närrischer Mann sein.

Lida. Der muß ja weder stehen noch gehen können, und blind sein, wie der alte Tobias da drüben, der doch erst achtzig Jahre alt ist.

Vater. Er steht nie still, sondern geht immer unter seinen Schafen umher, auch ist er nicht blind, sondern sieht sehr hell.

Laura. Vater, er schläft gewiß, und du sagst nur so, damit wir nicht lange schlafen sollen. Er kann auch schlafen, denn seine Hunde werden schon die Heerde bewachen.

Vater. Seine Hunde? Hunde hat er gar nicht und braucht auch keine.

Laura. Aber eine Schalmei hat er doch und bläs't darauf?

Vater. Eine Schalmei zwar nicht, aber ein schönes, silbernes Horn; blasen kann er aber nicht, und das Horn gibt auch keinen Ton von sich.

Anton. Nun, das kommt immer wunderlicher. Ein Hirt mit seinen Schafen, der über tausend Jahre alt ist, der ein Horn hat und nicht blasen kann, und nie schläft und immer munter ist; das begreife ich nicht.

Emil. Vater, in welchem Lande liegt denn die Wiese, wo diese Wunderschafe gehen?

Vater. Sie liegt in gar keinem Lande, sondern geht über alle Länder weg.

Lida. In der Luft also, Vater, in der Luft?

Vater. Ja, da liegt sie.

Lida. Aber wie kommen denn die Schafe dahin? Sie können doch nicht fliegen?

Vater. O ja! Meine Schafe können in der Luft umherspazieren und fliegen, und fallen nicht herunter.

Anton. Nun, die möchte ich fliegen sehen!

Vater. Du kannst sie alle Tage sehen. Wenn es Abend wird, kommen sie zum Vorschein und weiden die ganze Nacht.

Emil. Ach, nun weiß ich, wer die goldenen Schafe sind; aber der Hirt. —

Vater. Der ist auch bei den Schafen, und wenn ihr ihn sehen wollt, so guckt einmal zum Fenster hinaus, denn dort kommt er eben herauf.

Alle Kinder. Der Mond! der Mond! O nun wissen wir's! Und die Sterne sind die Schafe, und die blaue Wiese ist der Himmel! Du hast es uns aber zu schwer gemacht, Vater. Aber noch Eins! Es war so hübsch; noch Eins!

Vater. Morgen, Kinder.

K. Besseldt.

---

3 Der kleine Weltumsegler.

(Gespräch zwischen Ludwig und Karl.)

Ludwig (mit der Karte von Europa in der Hand). Aus unserm Rhein geht's in die Nordsee; aus der Nordsee durch die Straße von Calais in den Kanal von England, und von da geradezu in das atlantische Meer. O, in das große, weite Weltmeer!

Karl. Guten Morgen! Guten Morgen, lieber Ludwig!

Ludwig (ohne ihn zu hören). Ha, wie die Wellen tanzen! Wie die Segel pfeifen! Wie die Masten knarren! Gute Nacht, Deutschland! Wenn's Glück gut ist, fahren wir in acht Tagen durch die Straße von Gibraltar, dann in's Mittelmeer; darauf westwärts, immer geradezu, und husch! sind wir in Amerika.

Karl. Guten Morgen, Ludwig. Du siehst und hörst ja nicht. Gewiß hast du dich einmal wieder in Gedanken auf's Weltmeer eingeschifft! Nun, du wirst wohl nicht eher ruhen, als bis dich die Wilden auch, wie den Kapitain Cook (Kuhk), todtgeschlagen und aufgefressen haben. Hu, mich schaudert, wann ich daran denke.

Ludwig. Haha, du bist ein rechter Feigling. Ist es denn ein so großes Unglück, wenn man, wie der große Cook, dreimal den Erdball umschifft, den Südpol umkreuzt, neue Inseln zu Dutzenden entdeckt und dabei den Tod in tausend Gestalten gesehen hat?

Karl. Ei, was hilft alles Entdecken? Sind denn die armen Wilden, und sind wir Europäer dadurch glücklicher geworden! Und was hat denn am Ende der große Cook von seinen Abenteuern gehabt, oder was hat er dadurch für Vortheile geschafft?

Ludwig. Wichtige Vortheile, lieber Karl, wichtige Vortheile! Weißt du denn nicht mehr, was wir neulich in der Erdbeschreibung gehört haben? Cook hat Vieles in der Erdbeschreibung berichtet, die Schiffahrt im ungeheuren Südmeere sicherer gemacht, europäische Sitten, Künste, Kenntnisse und Naturprodukte in die neu entdeckten Länder verpflanzt.

Karl. Das mag Alles schön und gut sein; ich verstehe das Ding noch nicht recht. Aber ich möchte doch wissen, was Cook selbst davon für einen Gewinn hatte?

Ludwig. Muß man denn von allem Großen, das man durchsetzt, auch selbst Gewinn haben! Und wenn er keinen davon hatte, so verdient er ja desto mehr Bewunderung. Aber hat er sich denn nicht einen unsterblichen Ruhm erworben?

Karl. O, ich danke für einen solchen Ruhm. Sich dafür zehn Jahre lang auf dem wilden Meere umherzutreiben; bald mit den fürchterlichsten Stürmen, bald mit Hungersnoth und Seekrankheit, bald mit Ungeheuern und Menschenfressern zu kämpfen; bald unter der brennendsten Sonnenhitze zu verschmachten; bald zwischen Eisbergen vor Kälte zu erstarren und dann am Ende von empörten Wilden gefressen zu werden!

Ludwig. Karl, Karl, mache mich nicht böse! Hast du denn nicht gehört, was Cook Alles durchgesetzt und entdeckt hat? Und hast du keine Achtung vor einem kühnen Seehelden, der mit kaltem Blute dem Tode trotzt, der sich die Ruhe und Bequemlichkeiten des häuslichen Lebens versagt, mit Stürmen und Ungewittern kämpft und in der Gefahr sich zu helfen weiß? Kommt dir das alles nicht groß und herrlich vor.

Karl. Recht gut. Aber gibt's denn nicht auf dem festen Lande und in der bekannten Welt so viel Großes und Nützliches zu thun? So viele Gelegenheit, seinen Muth und seine Standhaftigkeit zu üben und sich um seine Nebenmenschen verdient zu machen?

Ludwig. Das wohl, lieber Karl; aber über einen kühnen Seehelden geht doch Nichts! Ha, wenn ich nur erst meine Flagge von einem Neunzig-Kanonenschiffe könnte wehen lassen!

Karl. Sachte, sachte, kleiner Herr Admiral, nur nicht so hoch hinaus!

Ludwig. Meinst du wohl, Karl? Nun, sei nur ruhig: ich nehme dich mit auf meiner ersten Entdeckungsreise.

Karl. O, ich danke schön! ich mag nicht um Nichts und wieder Nichts mit Stürmen und Gefahren, mit Hunger und Durst, mit Hitze, Kälte und Seekrankheiten kämpfen. Ich werde doch wohl in meinem Vaterlande genug zu thun finden.

Ludwig. Immerhin; aber da wirst du nimmermehr so ein braver,

fester Kerl werden, wie ich auf der See. Ha, denk' dir einmal die Lust, wann man so auf dem weiten, offenen Meere dahinrauscht, um und über einem Nichts, als Himmel und Wasser! Und dann, wie viel Wunder der Natur bekommt man da zu sehen, die ihr trocknen Herren kaum vom Erzählen kennt? Denk dir einmal so einen Wallfisch, wie ein Haus groß; oder den prächtigen Anblick, wann die untergehende Sonne den Gipfel des Pics auf Teneriffa*) noch erleuchtet, indem Alles um ihn herum schon mit Nacht bedeckt ist! — Und die Gefahren, Karl, die machen Einen stark und beherzt; daher sind auch die Seeleute immer so munter und kräftig.

Karl. Ei, wir Leute auf dem festen Lande sind auch nicht lauter Weichlinge.

Ludwig. Und was kann man da nicht alles mit eig'nen Augen sehen und mit eig'nen Ohren hören! Denk dir einmal die wundervolle Mannigfaltigkeit von Ländern, von Menschen, Thieren, Pflanzen nnd Kunstsachen! Muß man da nicht recht Viel lernen und ein geschickter Mann werden können? Ich will dabei auch wohl Gutes für Andere thun; will mich meiner Schiffskameraden annehmen; will keine Wilden ohne Noth erschießen und ihnen mit Allem, was ich kann und weiß, recht gern dienen. Siehst du nun, Karl, daß ich's vernünftig anfange?

Karl. Wenn du nur Wort hällst. Das Seefahrerleben macht auch roh und grausam, hab' ich gehört. Der Capitain Cook soll ja selbst zuerst recht hart mit den armen Wilden umgegangen sein. Ludwig, Ludwig! Wenn ich so Etwas ein einzigesmal von dir höre, so will ich dich gar nicht mehr lieb haben.

Ludwig. Sei unbesorgt, guter Junge, Mir hat's wohl auch wehe gethan, wann ich von Grausamkeiten hörte, die sich die Seefahrer gegen die Wilden erlaubten: so etwas könnte ich um Alles in der Welt willen nicht begehen!

Karl. Nun, so gefällst du mir. Gib mir die Hand darauf, daß du es ja nicht vergißt. Und wenn du denn durchaus auf dem trocknen Jahre-Lande nicht ausdauern kannst, nun so fahre hin! Ich mag nicht mit dir; aber ich sehe wohl, es muß zu allen Ständen und Lebensarten eigenthümliche Menschen geben. Das hat auch der liebe Gott recht gut gemacht, daß er dem Einen hierzu, dem Andern dazu Triebe und Anlage gegeben hat. Geh du also auf das furchtbare Meer, ich will indessen fleißig lernen und arbeiten, damit ich ein stiller, nützlicher Geschäftsmann in meinem Vaterlande werde. Und damit ich doch auch

*) Pic volcanique sur l'île de Teneriffe, la plus grande des Canaries.

Etwas bei deinen Seefahrten gewinne, so kannst du mir ja Naturseltenheiten mitbringen, oder auch, wenn du einmal im Südmeere eine hübsche Insel entdeckst, sie nach meinem Namen nennen. Hörst du, lieber Ludwig?

Ludwig. Haha! Verewigen willst du dich wohl gern, aber nichts Großes dafür thun und dulden. Nun, es kommt mir nicht darauf an: du bist mein Freund; die erste Insel, die ich entdecke, soll deinen Namen führen.

Campe.

---

4. Der Reichthum.

Sohn. Ach, lieber Vater, wer doch reich wäre!

Vater. Nun, was muß man denn haben, um reich zu sein?

S. O, viel Geld!

V. Wie viel denn ungefähr? Ist's mit zehn Thalern genug?

S. O nein, viel mehr.

V. Also hundert?

S. Nicht doch, viel mehr, viel mehr. Hunderttausende und Millionen müßte ich haben.

V. Das ist freilich genug. Und wenn du nun Hunderttausende und Millionen hättest, was wäre dann nun da?

S. Ei, da wollte ich recht vergnügt leben.

V. Kann man das nicht auch ohne so viel Geld. Du warst doch am vergangenen Sonntage recht vergnügt, als wir in S... waren.

S. Ja, das kommt wohl zuweilen. Aber sehen Sie, wenn ich reich wäre, so würde ich immer so vergnügt leben.

V. O, wie sehr irrest du dich, guter Junge. Ich kenne viele reichen Leute, die gar nicht vergnügt leben. Hier neben an z. B., dein Herr Pathe, das ist ein sehr reicher Mann; aber glaubst du wohl im Ernste, daß er ein recht vergnügtes Leben führt?

S. Nein, denn er ist krank, er hat beständig die Gicht.

V. Du siehst also, daß ohne Gesundheit großer Reichthum zu nichts hilft.

S. Das wundert mich aber doch. Wenn man Geld hat, so kann man sich ja die geschicktesten Aerzte kommen und die besten Arzneimittel verschreiben lassen.

V. Und gleichwohl kann unser guter Nachbar seine Gicht nicht los werden. Gestehe mir also, daß Gesundheit ein höheres Gut ist, als aller Reichthum.

S. Nun ja; wir sind aber, Gottlob, nicht krank; also fehlt uns nichts weiter als Geld, um recht angenehm zu leben.

V. Nun, und wenn du Geld und Gold in Ueberfluß hättest, was würdest du denn thun?

S. Das wäre ja das größte Vergnügen, daß ich dann nichts thun dürfte.

V. So? Du würdest dich also müßig hinsetzen und vor Langeweile gähnen?

S. O nein, so meine ich es nicht. Ich würde mir alsdann Pferde und Wagen halten und ein prächtiges Reitpferd dazu und viele Bedienten; die müßten thun, was ich befehle.

V. Ei, ei! Du kannst mit einer einzigen Magd, die uns bedient, nicht fertig werden und klagst, wenn du dein Frühstück nicht zur rechten Zeit bekommst; wie würdest du erst mit so vielen Leuten zurechtkommen? Was für Plagen und Verdrießlichkeiten würdest du haben!

S. O, das würde sich schon machen. Und dann kaufte ich mir eine Besitzung und legte einen großen, schönen Garten an, wie — wie —

V. Wie der Hofgarten hier in der Vorstadt, wo wir so manchen angenehmen Abend mit einander zugebracht haben, nicht wahr?

S. Ja, ja, wenigstens eben so groß und schön. Denken Sie, was das für ein Vergnügen wäre!

V. Aber was hindert dich denn, dir vorzustellen, der Garten gehöre uns? Dürfen wir nicht frei darin umhergehen, so oft wir Lust haben? Ist wohl irgend ein Plätzchen darin, worin wir nicht zu Hause wären? Ist nicht jede schöne Pflanze, jedes Bäumchen gleichsam unter unsern Augen aufgewachsen? Alles, was der Gärtner vornimmt, ist es uns nicht auf der Stelle bekannt, gleich als geschähe es auf unsern Befehl?

S. Ja, das ist wohl recht gut; aber es mag doch ganz anders sein, so etwas eigenthümlich zu besitzen und darüber nach Belieben schalten und walten zu können.

V. Also deine Equipage, Bedienten, Garten, sind das alle die hübschen Sachen, auf die du dein Geld verwenden würdest?

S. Ich würde mir auch ein großes Naturalien-Cabinet anlegen, da müßte ich die schönsten und seltensten Sachen beisammen haben. Mein Zimmer würde ich mit den prächtigsten Gemälden und Kupferstichen ausschmücken. Und meine Bibliothek, o, die müßte nicht ihres Gleichen haben.

V. Vermuthlich des kostbaren Einbandes wegen, in welchem deine Bücher glänzen würden.

S. Auch, auch. Aber ich würde darauf sehen, daß es wirklich hübsche

Sachen zum Lesen wären, aus allen Sprachen: englische, französische, lateinische, italienische griechische Werke, kurz, von Allem das Beste.

V. Und wer sollte denn darin lesen?

S. Wer? Ich selbst und alle meine Bekannten und Freunde.

V. Du selbst? Da müßtest du doch wohl vorher Englisch u. s. w. lernen, um so etwas lesen zu können? Siehst du, lieber Sohn, du hast zwar von allen diesen Dingen noch keine deutlichen Begriffe; aber doch muß ich dir gestehen, die Vergnügungen, die du zuletzt genannt hast, das sind alles recht anständige Vergnügungen. Allein, um sich auf diese Weise zu ergötzen, dazu sind nicht nur volle Beutel, sondern auch, und zwar vorzüglich, Kenntnisse und ein gebildeter Verstand erforderlich. Man muß erst fleißig gewesen sein und Vieles gelernt haben, um solche Unterhaltungen, wie du erwähnt hast, auch nur angenehm zu finden. Ohne Verstand ist der Reichthum eben so freudenleer, als ohne Gesundheit.

S. Ich kenne aber doch eine Freude, die davon unabhängig ist, und die nur der Begüterte sich machen kann.

V. Die wäre?

S. Die Freude des Wohlthuns. Sehen Sie, wenn ich reich wäre, so würde ich jedes betrübte Gesicht fragen: „Was fehlt dir?" und würde geben, so viel einer haben wollte.

V. Ohne Verstand und Klugheit würdest du auch damit nicht weit kommen.

S. Und dann würde ich ein großes Haus bauen. Da müßte Jeder, der Hunger hätte, eine Suppe und ein Stück Braten, und jeder Kranke die nöthige Verpflegung bekommen können.

V. Und was hättest du denn davon? Würde dir dann das wirklich Vergnügen machen?

S. O, ein königliches Vergnügen.

V. (gerührt) Doch größer nicht, als das, was du mir durch diese deine gute Gesinnung machst. Ja, ja, theurer Sohn, du hast Recht, der Reichthum ist ein Mittel, viel, recht viel Gutes zu thun, und er ist in dieser Hinsicht als ein vorzügliches Geschenk der Vorsehung zu schätzen. Allein ich wiederhole dir, es gibt Güter von höherem Werthe, als Reichthum. Dahin gehört, wie du gesehen hast, besonders eine feste Gesundheit, ein gebildeter Verstand, und ich kann's jetzt hinzusetzen, ein gutes Herz; denn das gehört dazu, um am Wohlthun Vergnügen zu finden. Mit diesen Gütern kann man auch ohne Reichthum manche edle Freude genießen und manches Gute befördern; ohne sie aber hilft alles Geld zu nichts. Strebe also vor allen Dingen nach ihnen. Erhalte dir

durch Mäßigkeit deinen Körper gesund, lerne was und werde ein recht guter Mensch. Sollte dir dann der Himmel Reichthum bestimmt haben, der gerade auch auf diesem Wege am sichersten zu erlangen ist, so bin ich überzeugt, du wirst davon einen guten Gebrauch machen.

Etzler.

---

5. Der Sollicitant.

Erast. Ha! Guten Morgen, mein würdiger, lieber Arist.

Arist. Guten Morgen. (für sich) Wie die heiligsten Ausdrücke mißbraucht werden.

Erast. Da ich eben so vorbeiging, wollte ich doch einmal sehen, wie Sie und Ihre liebe Frau sich befinden.

Arist. Nun, das machen sie gut. (für sich) Mein guter Erast, das ist sicher die Ursache deines Besuches nicht.

Erast. Sie sind gestern in der Komödie gewesen? Es war ein schönes Stück.

Arist. Ja, ja! (für sich) Armer Tropf! Was für Umwege du nimmst!

Erast. Auch wär das Nachstück allerliebst.

Arist. So ? (für sich) Mich soll doch verlangen, wann du zur Sache kommen willst?

Erast. Was werden Sie denn heute bei dem schönen Wetter anfangen? Fahren Sie mit Ihrer Frau nicht ein wenig zu Ihren geliebten Freunden nach Holzhausen oder Burghausen, die so sehnlich nach Ihnen verlangen?

Arist. Vielleicht; ich erwarte noch erst die Post. (für sich) Er lenkt ein.

Erast. Sind Sie auch kürzlich zu Freienwalde gewesen?

Arist. So ganz kürzlich nicht. (für sich) Er kommt etwas näher.

Erast. Apropos! ich hätte wohl eine recht große Bitte an Sie; aber Sie müssen mir erst sagen, daß Sie mir dieselbe nicht abschlagen wollen.

Arist. Ich dächte es wäre besser, Sie ließen mich erst die Bitte wissen. (für sich) Der Kutscher fährt zu.

Erast. Wenn Sie einmal nach Brisenitz fahren, so lassen Sie mich mit von der Gesellschaft sein; ich möchte gern dort Bekanntschaft machen.

Arist. Recht gern. (für sich) Nun wird's kommen.

Erast. Es soll dort sehr angenehm, und der Herr des Hauses ein überaus gefälliger Wirth sein.

Arist. So daß ihn Keiner hier im Lande übergeht. (für sich) Wie der Mensch mich blind führen will!

Erast. Wie wäre es, wenn wir heute hinausführen? Das Wetter ist so schön und möchte sich ändern.

Arist. Ich will ihnen, sobald die Post gekommen sein wird, Antwort sagen lassen. (für sich) Nun fliegt die Kugel bald zum Ziele.

Erast. Der Minister von .... ist vielleicht auch da?

Arist. So? (für sich) Endlich kommt der Fuchs zum Loche heraus. Das war also das ungefähre Vorbeigehen, die Komödie, das Nachspiel, das schöne Wetter, die Lustfahrt ....

Erast. Ja, er hat die Pferde schon bestellen lassen.

Arist. Dann gehe ich heute gewiß nicht hin. (für sich) Eben war es noch ein „vielleicht;" nun sind die Pferde schon bestellt. Dumme Listen.

Erast. Aber warum nicht?

Arist. Weil ich auf dem Lande nicht gern in Staatsgesellschaften bin.

Erast. O, einem Freunde zu Gefallen können Sie wohl einmal etwas von Ihrer Bequemlichkeit ablassen; ich habe den Minister nothwendig zu sprechen.

Arist. Wenn das ist. (für sich) Sieh doch, der Geck bezieht sich auf meine Freundschaft in dem Augenblick, da er mich zum Besten hat.

Erast. Der Kammerrath Patz wurde diese Nacht von einer schweren Krankheit befallen.

Arist. Der Kammerrath Patz? (für sich) Nun sehe nur einer die Winkelzüge an. Der Kammerrath ist diese Nacht krank geworden, und der Mann, der seine Stelle haben will, kommt diesen Morgen von ungefähr zu mir, um einmal zu sehen, wie ich mich befinde.

Erast. Ja, und der Arzt hat mir im Vertrauen gesagt, daß er bei seinem hohen Alter nicht wieder aufkommen werde.

Arist. Er war ein würdiger Mann und mein Freund, den der Fürst sehr ungern verlieren und lange missen wird.

Erast. Und seine Stelle ist es, zu der ich mich dem Minister gern empfehlen und von Ihnen empfohlen sehen möchte.

Arist. Von mir? Wahrhaftig nicht. Sie kennen meine Art zu denken und wissen, wie sehr ich die Offenherzigkeit liebe. Hätten Sie mir gleich gesagt, daß dieses die Absicht Ihres heutigen Besuches wäre, so würde ich Sie sofort hinausbegleitet und mein bestes für Sie gethan haben, aber so nicht.

Erast. Aber so nicht? das ist freilich sehr offenherzig, aber auch nicht ein wenig freundschaftlich.

Arist. Wer mein Freund sein will, muß wahr sein und Wahrheit vertragen können.

Erast. Gut, mein Freund! Sie sind offenherzig, ich auch. Ich wollte Sie mit meinem Anliegen nicht überraschen; ich ließ Ihnen Zeit, einige Vermuthungen über meinen unerwarteten Besuch anzustellen. Sie konnten sich auf etwas gefaßt machen und, wenn es nöthig war, sich erst in Laune setzen; ist dieses denn so ganz überflüssig? Und würde es Ihnen nicht vielleicht einigen Schrecken verursacht haben, wenn ich mit der Krankheit des Kammeraths und meinem Anliegen so gerade herausgerückt wäre? Und sind nicht gewisse Eingänge von Wind und Wetter, so abgedroschen sie auch immer sein mögen, immer noch die schicklichsten? Empfehlen sie sich nicht eben dadurch, daß sie nichts bedeuten? Und zeigt nicht ihr häufiger Gebrauch von einer allgemein erkannten Nothwendigkeit? Mir kommen sie gerade so vor, wie alle anderen Eingänge, mit welchen der Redner die Zeit verweilet, bis die Zuhörer sich geräuspert oder beruhigt und die Ohren gespitzt haben.

Arist. Was es doch nicht für Entschuldigungen in der Welt gibt! Aber womit beweisen Sie, lieber Erast, daß Sie bei diesen Ihren Entschuldigungen aufrichtiger sind, wie bei Ihren vorigen Complimenten? Sie haben mir selbst den Beweis in die Hände geliefert, daß Sie mit Umschweifen umgehen; könnte diese Ihre Entschuldigung nicht eine neue Wendung sein, um mich herum zu führen?

Erast. Ganz richtig. Die Vermuthung ist wider mich, Worte sind keine Beweise, und Thaten habe ich nicht aufzuweisen. Aber beurtheilen Sie mich nach meinem Interesse und halten Sie mich für so aufrichtig, als es dieses gestattet.

Arist. Nun, das heiße ich von der Leber gesprochen? So kenne ich die Menschen; und wenn Sie wollen, so fahre ich gleich mit Ihnen zu dem Minister.

Just. Möser.

---

6. Thomas Witt.

Herr Thomas Witt war aus einer nur-mäßigen Stadt gebürtig und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen, als Mancher, der sein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand kleine Geschichtchen, die er sich hier und da aus eigener Erfahrung gesammelt hatte. Poetisches Verdienst hatten sie wenig, aber desto mehr praktisches, und das besonderste an ihnen war, daß ihrer je zwei und zwei zusammen gehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. — „Ei," fing der alte Witt an und schmunzelte, „wär' ich denn wirklich so klug?"

T. Die ganze Welt sagt's, Herr Witt. Und weil ich es auch gerne würde — —

W. Je nun, wenn Er das werden will, das ist leicht. — Er muß nur fleißig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.

T. Was! Wie es die Narren machen?

W. Ja, Herr Till, und muß es dann anders machen als die.

T. Als zum Exempel?

W. Als zum Exempel, Herr Till, so lebte dahier in meiner Jugend ein alter Arithmetikus, ein dürres, grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der ging immer herum und murmelte für sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. — Und einem in's Gesicht sehen, das konnte er noch weniger; immer guckte er ganz finster in sich hinein. — Wie meint Er nun, Herr Till, daß die Leute den hießen?

T. Wie? — Einen tiefsinnigen Kopf.

W. Ja, es hat sich wohl; einen Narren. „Hui!" dachte ich da bei mir selbst, denn der Titel stand mir nicht an, „wie der Herr Veit muß man's nicht machen, das ist nicht fein. — In sich selbst hineinsehen, das taugt nicht. Sieh du den Leuten dreist ins Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen; pfui! sprich du lieber mit Andern!" — Nun, was dünkt Ihm Herr Till, hatt' ich da Recht?

T. Ei, jawohl! Allerdings!

W. Aber ich weiß nicht, so ganz doch wohl nicht. — Denn da lief noch ein Anderer herum, das war der Tanzmeister Herr Flink, der guckte aller Welt ins Gesicht, und plauderte mit Allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum. Und den, Herr Till, wie meint Er wohl, wie die Leute den wieder hießen?

T. Einen lustigen Kopf.

W. Beinahe! Sie hießen ihn auch einen Narren. — „Hui!" dachte ich da wieder, „das ist doch drollig! Wie must du's denn machen, um klug zu heißen? — Weder ganz, wie der Herr Veit, noch ganz, wie der Herr Flink. Erst siehst du den Leuten hübsch dreist ins Gesicht, wie der eine; und dann siehst du hübsch bedächtig in dich hinein, wie der andere. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann insgeheim mit dir selbst, wie der Herr Veit." — Sieht Er, Herr Till? So habe ich's gemacht, und das ist das ganze Geheimniß.

Ein andermal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über sein Unglück klagte. — „Ei was!" fing der alte Witt an.

und schüttelte ihn. „Er muß das Glück nur suchen, Herr Flau; Er muß darnach aus sein.“

Fl. Das bin ich ja lange; aber was hilft's? — Immer kommt ein Streich über den andern! Künftig lege ich die Hände lieber gar in den Schooß und bleibe zu Hause.

W. Ach, nicht doch, nicht doch! Herr Flau. Gehen muß er immer darnach, aber sich nur hübsch in Acht nehmen, wie Er's Gesicht trägt.

Fl. Was? wie ich's Gesicht trage?

W. Ja, Herr Flau, wie Er's Gesicht trägt. Ich will's Ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur linken sein Haus baute, lag einst die ganze Straße voll Balken, Steine und Sparren; da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr Trick, damals noch ein blutjunger Rathsherr; der rannte, mit von sich geworfenen Armen, ins Gelag hinein und hielt den Nacken so steif, daß die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war.—Plumps lag er da, brach ein Bein und hinkt noch heutiges Tages davon.— Was will ich nun damit sagen, lieber Flau?

Fl. Ei, die alte Lehre: „Du sollst die Nase nicht allzu hoch tragen.“

W. Ja, sieht Er? Aber auch nicht allzu niedrig! — Denn nicht lange darnach kam noch ein Anderer gegangen; das war der Stadtpoet, Herr Scholl, der mußte entweder Verse oder Haussorgen im Kopfe haben, denn er schlich ganz trübsinnig einher und guckte in den Erdboden, als ob er hineinsinken wollte. — Krach! riß ein Seil; der Balken fiel herunter und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Schelm in Ohnmacht, ward krank und mußte ganze Wochen lang aushalten. — Merkt Er nun wohl, was ich meine, Herr Flau? Wie man's Gesicht tragen muß?

Fl. Sie meinen, so hübsch in der Mitte.

W. Ja freilich, daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. Wenn man so die Augen fein ruhig nach oben und unten und nach beiden Seiten umherwirft, so kommt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglück hat's so leicht nichts zu sagen.

Noch ein andermal besuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Will, der wollte zu einer kleinen Speculation Geld von ihm borgen. — „Viel,“ fing er an, „wird dabei nicht herauskommen, das sehe ich vorher; aber es rennt mir so von selbst in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen.“

Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an. — „Und wie viel meint Er denn wohl, lieber Herr Will, daß Er braucht?“

Will. Ach, nicht viel! eine Kleinigkeit, einige hundert Thälerchen etwa.

W. Wenn's nicht mehr ist, die will ich Ihm schon geben, recht gern. — Und damit Er sieht, daß ich Ihm gut bin, so will ich Ihm noch obendrein etwas Anderes geben, das unter Brüdern seine zwei Tausend Reichsthaler werth ist. Er kann reich damit werden.

Will. Aber wie, lieber Herr Witt, obendrein?

W. Es ist nichts; es ist ein bloses Histörchen. — Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolliges Männchen, Herr Grell mit Namen, der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt, die brachte ihn zum Thore hinaus.

Will. Ei, das wäre! Diese hieß?

W. Wenn man ihn manchmal fragte: „Wie steht's, Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen?" — „Eine Kleinigkeit," fing er an; „ein fünfzig Thälerchen etwa. Was will das machen?" — Oder wenn man ihn anredete: „Nun, Herr Grell? Sie haben ja auch bei dem Bankerotte verloren?" — „Ach was! sagte er wieder, „es ist der Rede nicht werth; eine Kleinigkeit von ein Hunderter fünf." — Er saß in schönen Umständen, der Mann; aber, wie gesagt, die einzige verwünschte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel; er mußte zum Thore damit hinaus. Wie viel war es doch, Herr Will, daß Er wollte?

Will. Ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

W. Ja recht! mein Gedächtniß verläßt mich. — Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar; das war der Kornhändler Herr Tomm, der baute mit einer andern Redensart das ganze Haus auf, mit Hintergebäuden und Waarenlager. Was dünkt Ihm dazu?

Will. Ei, um's Himmels willen! die möchte ich wissen. Die hieß?

W, Wenn man ihn manchmal fragte: „Wie steht's, Herr Tomm? Was haben Sie bei dem Handel verdient?" — „Ach, viel Geld," fing er an, „viel Geld (und da sah man, wie ihm das Herz im Leibe lachte)! ganze hundert Reichsthaler!" — Oder wenn man ihn anredete: „Was ist Ihnen? Warum so mürrisch, Herr Tomm?" — „Ach!" sagte er wieder, „ich habe viel Geld verloren, viel Geld, ganzer fünfzig Reichsthaler!" — Er hatte klein angefangen, der Mann; aber, wie gesagt, das ganze große Haus baute er auf mit Hintergebäuden und Waarenlager. — Nun, Herr Will, welche Redensart gefällt ihm nun besser?

Will. Ei, das versteht sich, die letzte.

W. Aber so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. Denn er sagte auch: „Viel Geld" wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab; und da hätte er nur immer sprechen mögen, wie der Herr Grell,

mein anderer Nachbar. — Ich, Herr Will, der ich zwischen den beiden Redensarten mitten inne wohnte, ich habe mir beide gemerkt; und da spreche ich nun nach Zeit und Gelegenheit: bald wie der Herr Grell, und bald wie der Herr Tomm.

Will. Nein, bei meiner Seele! Ich halt's mit Herrn Tomm; das Haus und Waarenlager gefällt mir.

W. Er wollte also? —

Will. Viel Geld, viel Geld, lieber Herr Witt; ganzer hundert Reichsthaler!

W. Sieht Er, Herr Will? Es wird schon werden. Das war schon recht. Wenn man von einem Freunde borgt, so muß man sprechen wie der Herr Tomm; und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muß man sprechen, wie der Herr Grell.

Engel.

---

7. Die Höhle auf Antiparos *).

„O liebster Freund!" sagte der Baron von B. zu Herrn von Millwitz, als dieser einst bei ihm zum Besuche war. Sie sind gereis't, Sie haben die Welt gesehen. Was war ich doch für ein Thor, daß ich nicht mitging! — Tausendmal habe ich's schon seit Ihrem letzten Besuche mir selbst gesagt: denn was Sie mir da erzählt haben, die ganze Zeit ist's mir nicht aus dem Sinne gekommen. Ihre ganze Fahrt habe ich mitgemacht; alle Abende, wenn ich zu Bette gehe, schiffe ich mich im Hafen von Livorno ein und wache des Morgens im Archipelagus wieder auf. — Guter, liebster Millwitz! Kommen Sie an den Kamin! Und wenn Sie noch frieren, so trinken wir ein Glas Burgunder; noch mehr solche Geschichten, noch mehr!"

M. Aber ich weiß keine mehr.

B. Ei was, Sie müssen noch wissen! — Da! Frischen Sie Ihr Gedächtniß auf! (denn eben war der Burgunder gekommen.) — Auf der See, glaube ich, waren wir fertig; die türkische Flotte hatten wir zu Pulver verbrannt; nunmehr, dächte ich, sähen wir uns im Lande um. Ein herrliches Land, vermuthlich.

M. Gewesen, Baron, als noch Freiheit und Wissenschaft darin wohnten. Aber auch jetzt — doch, was soll ich Ihnen erzählen, da wir gar nicht hineingekommen.

B. Nicht hineingekommen? Sie haben doch etwas gesehen?

M. Nicht viel mehr als die Inseln.

*) Ile de l'Archipel, grotte célèbre.

B. Nun und die Inseln? — (indem er seinen Stuhl näher zu dem Tische hinrückte und sich begierig hinüberbog.)

M. Die enthalten so viel Merkwürdiges nicht; denn die Menschen. — —

B. Ach die Menschen, die Menschen! — Die werden die Köpfe oben, die Füße unten haben, nicht wahr?

(Er belohnte sich für seinen Witz durch ein Glas Burgunder und ein lautes Gelächter.) — Nein, etwas Anderes! Freund! etwas anderes! So etwas, wie jüngst; von Angriffen, von Meeresstrudeln, von feuerspeienden Bergen! So etwas, das Grauen macht! In der Welt höre ich nichts lieber.

M. Ein Beweis, daß Sie Herz haben, Herr Baron. — (Dieser lächelte.) Aber wirklich, ich wüßte doch etwas. Sie haben vermuthlich von einer Insel Antiparos gehört?

B. Ich werde doch! Von einer so berühmten Insel!

M. Nein, wenn Sie schon allzu viel davon gehört haben, so komme ich gewiß zu spät. Denn so werden Sie auch wissen, was die Natur da für eine Höhle gebaut hat?

B. Eine Höhle? Hat die Natur dort eine Höhle gebaut?—Nein, bei meiner Seele, davon weiß ich noch nichts! Man lebt ja hier auf dem Lande. Was weiß man da von der Welt? Gütiger Gott, was erfährt ein Landjunker Neues?

M. Nein, nein, so gar neu ist nun diese Neuigkeit eben nicht. (Millwitz fing hierauf an und führte den Baron in einer weitläufigen Beschreibung durch die prächtige, mit Pfeilern unterstützte und mit Inschriften versehene Höhle dieser Insel bis zum Durchgang zu der merkwürdigen Grotte, in die einst Nointel*) und nach ihm Tournefort**) mit so viel Gefahr hinabgestiegen. Der Baron horchte ihm jedes Wort von den Lippen, mit aller Begierde, mit der er in seiner Kindheit auf die Geschichtchen seiner Amme gehorcht haben mochte.)

B. Nun, Millwitz? nun?

M. Der Boden, auf dem wir gingen, ward nun immer abschüssiger und abschüssiger. Endlich kamen wir an ein finsteres Loch, durch das wir nicht anders als gebückt und bei dem Scheine der Fackeln kommen konnten.—Bereiten Sie sich vor, eine der gefährlichsten Unternehmungen zu hören, die ich mir weniger zur Ehre als zum Vorwurf mache, und an die ich noch nicht ohne Schaudern zurückdenken kann.

*) Ambassadeur de France à Constant. 1678.

**) Célèbre botaniste.

(Der gute Baron war schon mehr als zu sehr vorbereitet. Er saß mit offenem Munde da und fühlte schon alles Grauen des Schreckens in seinen Haaren.)

M. Wir hatten sogleich an dem Eingange ein Seil befestigt und stiegen durch Hülfe desselben in die erste Tiefe, die schon schrecklich genug war. Aber wie weit schrecklicher war noch die zweite, in die wir, halb liegend, gleichsam hinab rutschen mußten! Ein Mensch von nur etwas schwächern Nerven als ich, würde schon durch den Gedanken an die Untiefen, die zu meiner Linken lagen, und vor denen ich so nahe vorbei mußte, schwindlich geworden sein und unten gelegen haben.

(Der Baron hielt die Hand vor die Augen.)

M. Und was meinen Sie, Freund? Eben auf dem Rande dieser Abgründe, der schlüpfrig wie Eis, und also äußerst gefährlich war, setzten wir eine Leiter an, auf der wir einen völlig senkrechten Felsen hinabkletterten, freilich mit ein wenig Angst und Herzklopfen, das können Sie denken.

(Der Baron sprang auf, setzte sich aber sogleich wieder hin.)

M. Was ist Ihnen, Baron?

B. Nichts, Millwitz, nichts! — Bloß mein elender Kopf. — — Soll mich Gott! — — Lag ich nicht in Gedanken schon unten! Nur weiter!

M. Ich rutschte hierauf mit etwas weniger Gefahr weiter fort; aber als ich nun eben glaubte, etwas sicher auftreten zu können, kam die schreckliche Stelle, und ohne das Zurufen meines Wegweisers hätte ich unfehlbar den Hals gebrochen.

(Hier hielt der Baron wieder ganz sichtbar den Athem an, und alle Muskeln seines Gesichts waren in Arbeit.)

M. Wir fanden eine Leiter, die aber schon so alt und morsch war, daß sie bei dem ersten Tritt darauf würde zerbrochen sein. Wir bedienten uns daher einer neuen, die wir eben zu diesem Ende zu uns genommen hatten. —Dann mußten wir uns wieder an ein Seil hängen, und dann, nachdem wir noch eine Zeit lang, bald auf dem Bauche, bald auf dem Rücken fortgeglitten waren, sah ich mich endlich zu meinem Vergnügen in der Grotte, um die ich so vieles gewagt hatte.

B. Endlich! — Nun Gott sei gelobt! — Und was fanden Sie denn in der Grotte?

M. Je nun, sie war doch innen ganz artig.

B. Aber was gab es denn mitzunehmen?

M. Wie sie fragen! — Gar nichts.

B. Gar nichts? (mit einem Tone der Verwunderung.) Und kamen Sie denn glücklich wieder heraus?

M. Ich muß doch, sonst tränk' ich hier schwerlich Burgunder.

B. Nun, daß ist wahr, das ist wahr! — Aber wenn Sie denn nun gestürzt wären? Wie dann?

M. So hätte ich mir einen Arzt rufen lassen.

B. Ja, der würde Ihnen nachkriechen! Ich muß gestehen, es mag auf Antiparos treffliche Aerzte geben! — Und wenn Sie nun gar todt geblieben wären? In so einer Tiefe!

M. (lachte.) B. Aber die große Gefahr?

M. Gleichwohl Baron, beim Wiederheraussteigen ging es ärger als beim Hinuntersteigen. Da erst hätte Rath dazu werden können. Mehr als einmal glitt ich auf den schlüpfrigsten Felsenstücken und gerade an den gefährlichsten Stellen hinten aus; doch war das Alles noch nichts gegen das, was mir auf der Leiter widerfuhr. — Sie erinnern sich doch? Auf der Leiter, die wir an den senkrechten Felsen lehnten; denn hier. —

(Der Baron hatte von Neuem Schwindel. Er kroch mit zusammengebissenen Lippen und zurückgehaltenem Athem ganz in sich zusammen, gleich einem Menschen, der von einer Höhe hinabstürzt.)

M. Hier brach mir zu meinem größten Schrecken die eine Sprosse, und wenn ich mich an der obern nicht gehalten hätte —

B. Gott und Vater! schrie der Baron, indem er ihn hitzig beim Arm ergriff, als ob er den Fall hätte verhindern wollen. — Millwitz lachte, fuhr noch eine Zeitlang fort und endigte dann seine Erzählung mit den Worten: „Ich bin oben, mein Freund!“ — Der Baron fuhr auf, daß die Gläser tanzten, und warf fast vor Freude den Tisch über den Haufen.

B. Sind Sie, sind Sie wirklich wieder —, wieder auf festem Erdboden, Freund? Nun, dem Himmel sei Dank! (indem er ihn lebhaft umarmte) O, bleiben Sie immer oben, und hole der Kukuk alle unterirdischen Klüfte! — Bleiben Sie oben, Freund, oben!

M. Ihre Freude macht Sie mir liebenswürdig, Baron.

B. Ja, beim Himmel! ich liebe Sie. Ich liebe Sie, wie ich mein Leben liebe, und wissen Sie, daß ich Ihnen vor lauter Liebe gram bin, weil Sie in die abscheuliche Höhle stiegen? In ein Loch, worin sie Alles verlieren und Nichts gewinnen konnten? — Welcher Dämon mußte Sie denn hineinführen?

M. Die Neugier, Baron. — Man lebt ja in der Welt, um sich umzusehen.

B. Aber nicht mit so vieler Gefahr! — Sehen Sie sich sonst wo um! War m eben auf Antiparos?

M. Es gibt ein Ansehen. Man schließt auf Herz, lieber Baron. — Und was ist's nun endlich? Man befriedigt seine Begierde, man steigt hinab, sieht die Grotte ein wenig an —

B. Und bleibt todt!

M. Weiter nichts! Also, Baron, wären Sie zugegen gewesen, Sie hätten mich wohl schwerlich hineingelassen?

B. Ich Sie? Bei den Haaren hätte ich Sie zurückgehalten (er stand auf und gab ihm die Hand). Ja, beim Himmel! Millwitz, und wenn ich mich hätte mit Ihnen schießen sollen; bei den Haaren hätte ich Sie zurückgehalten.

Engel.

---

8. Der glückliche Williams.

Eines Tages wurde in Gegenwart des reichen, lebenssatten Lord W. der vergnügte Williams genannt. „Vergnügt?" wiederholte der Lord; (das Beiwort traf auf die Stimmung seiner Seele) „gibt's irgendwo ein solches Wundergeschöpf?" — „Auf diesem Gute, gnädiger Herr! Williams wohnt nur eine Viertelstunde von hier." — „Ein Spaßvogel vermuthlich," fragte der Lord, „der die Bauern in der Schenke belustigt?" — „Halten zu Gnaden," erwiderte der Geistliche, „Williams ist ein heiterer, vernünftiger Mann, und wollte Gott, daß Hochdieselben keine schlimmern Unterthanen hätten! Er bleibt nicht einen Tag mit den Steuern, auch nicht mit den Pachtgeldern zurück, und ist ein geachteter Mann im Kirchspiel. Er hat manchen Streit unter Familien geschlichtet, manchen Nachbarn mit Rath und That unterstützt, obgleich seine Stelle nur klein ist. Aber sein Acker ist besser bestellt als irgend einer. Er hat wüste Plätze urbar gemacht, und sein Haus ist ordentlich und reinlich; ich möchte wohl selbst darin wohnen. Ihm entfährt nie ein mürrisches Wort, und darum nennen sie ihn auch den vergnügten Williams in der Gemeinde."

„Den Mann," sagte der Lord, „will ich noch heute besuchen."

Es war schon Abend, als der Lord bei Williams Wohnung ankam, und er fand den Alten vor seiner Thür unter einem Baume sitzend. Zwei von seinen Enkeln spielten um seine Kniee, und ein drittes Kind tändelte auf seinem Schooße mit seinem weißen Haare, das über seine braunrothen Wangen herabhing.

„Guten Abend, Williams!"

„Großen Dank," sagte Williams (ward das Band gewahr, erinnerte sich des Lords und stand auf). „Ei? wenn ich recht sehe — willkommen, gnädiger Herr. Sind wir auch einmal so glücklich!" —

Lord W. Wie geht's Euch, guter Alter? Denn dem Ansehen nach seid Ihr eben nicht jung mehr. In welchen Jahren, Williams?

Williams. Achtundsechzig, gnädiger Herr — aber ich denke noch mein Endchen zu leben, wenn es Gottes Wille ist.

Lord W. Und ihr seid mit der Welt zufrieden, wie es scheint?

Williams. Warum nicht, gnädiger Herr? Reich bin ich eben nicht, doch fehlt's an keinem Guten — und weil Euer Gnaden eben bei uns einsprechen — mein Pachtcontract geht auf Michaelis zu Ende. Wenn es Ihre Gelegenheit wäre, den Contract noch auf dreißig Jahre zu erneuern, desto besser. Ich und mein Vater haben uns lange auf der Stelle ernährt, und ich hoffe, sie ist nicht schlimmer geworden. — Wenn Sie mit mir zufrieden sind, gut! — Ich bin mit meiner Herrschaft zufrieden.

Lord W. Gebt her, mein ehrlicher Williams, Euren Contract und Feder und Dinte. — Ich will ihn auf der Stelle erneuern.

Williams. Robert! — Gott, gnädiger Herr — Feder und Dinte ist nicht im Hause. - Lauf, Robert, und hole des Schulmeisters Dinte, und ziehe dort dem Ganser ein Paar gute Spulen aus! — Ich kann weder lesen noch schreiben, gnädiger Herr. Mein Vater war ärmer als ich und konnte das nicht an uns wenden. Unsere Kinder schreiben zur Nothdurft, aber nur in der Schule. Zu Hause gibt's immer was Besseres zu thun.

Lord W. Nicht lesen? — Das ist schade! denn ein so vernünftiger Landmann sollte doch unsere Schriften vom Ackerbau lesen.

Williams. Ei ja, gnädiger Herr — und das Pflügen darüber versäumen. Ich denke, nach meinem geringen Verstande, daß man die Feldarbeit ohne Bücher lernen kann, weil mancherlei Handgriffe dazu gehören. — Unser seliger Pastor Gibbons bestellte seinen Acker nach Büchern und schnitt nur selten die Einsaat wieder ab.

Lord W. Aber, sagt nur, Williams, Ihr seid, wie es heißt, immer zufrieden. — Wo habt Ihr die Kunst vergnügt zu sein gelernt?

Williams. Sie scherzen wohl, gnädiger Herr. — Bei der Arbeit ist keine Zeit zu Grillen übrig. Denn, wer Honig essen will, muß auch mit Honig machen helfen. Das habe ich dort von meinen Bienen gelernt. Wenn ich erst meine Mahlzeit verdient habe, so schmeckt sie mir noch einmal so gut.

(Hier kam ein Hund und bellte den Lord an.)

Lord W. trat zurück.) Der Hund wird doch nicht beißen?

Williams. Was wollt' er? Armes Thier! Er hat keine Zähne mehr; so lange hat er meine Kleider auf dem Felde und mein Haus getreulich bewacht. Komm, ehrlicher Spitz. So lange ich Brod habe, sollst du's

in Milch geweicht kriegen. Wir müssen Alle mit einander leben, Mylord, und wer uns Wohlthaten erzeigt, dem sollen wir wieder wohlthun. Ein undankbarer Mensch ist kein Mensch. Wer seinem Nächsten nicht dienen mag, hat auf der Welt nichts zu schaffen.

Lord W. Aber hat Euch denn niemals ein Nächster betrogen, verleumdet, verrathen? Gibt's denn hier die einzigen Menschen, die man nicht verachtet, ehe man sie recht kennt, nicht verabscheut, wenn man sie durchforscht hat? Habt Ihr lauter gute Freunde, lauter verträgliche Nachbarn, lauter offene ehrliche Leute in Eurem langen Leben gefunden?

Williams. Ei, gnädiger Herr — so glatt und schier geht's in diesem Leben nicht ab, denn der Schurken gibt's auf Gottes Erdboden nicht wenig. Mein Nachbar Stefenson, Gott habe ihn selig, hat mir oft den Kopf warm genug gemacht. Er wollte mir durch mancherlei Händel durchaus die Stelle verleiden. — Doch bin ich noch drauf, und hab's noch erlebt, seinen Kindern Gutes zu thun. Wenn mir so etwas wurmte, gnädiger Herr, so griff ich mich doppelt bei der Arbeit an, und sah nicht rechts noch links, und wenn ich dann am Abend jenen Weg herauf die Kinder anspringen sah, und meine Frau mich an der Thüre mit einem freundlichen Gesicht empfing — dann war alles vergessen. Die Freude hat keiner von meinen Feinden erlebt, mir nur einen Trunk Bier zu verderben.

Lord W. Alles recht gut, Williams — das läßt sich begreifen — aber das begreife ich nicht, wie ein Mann mit so viel Vernunft ein so langweiliges, einförmiges Leben nicht endlich müde wird. — Immer den nämlichen Acker zu pflügen und zu säen, durch einerlei Wege und Stege immer vorwärts und rückwärts zu gehen, und das sechszig Jahre lang.

Williams. Das ist wohl Ihr Ernst nicht, gnädiger Herr?

Lord W. Meine aufrichtige Meinung, Williams. Denn ich kenne Leute die mehr von der Welt genossen haben, als Ihr, und die sie doch endlich langweilig, ekelhaft und äußerst einförmig finden. Wenn wir noch hundert Jahre lebten, Williams, so kann die Natur weder für dich, noch für mich etwas neues auftischen.

Williams. Und mir, in meiner Einfalt, gnädiger Herr, kömmt die Welt jeden Tag verändert vor. — Wenn ich nur vierzig Jahre zurückdenke, wie sich alles hier im Kirchspiel verändert hat. — Diesen Baum konnte ich wie eine Weidenruthe biegen; jenen Busch habe ich pflanzen sehen; das Weizenfeld drüben war eine Heide; bei meinem Hause stand nicht ein Obstbaum; hier rechts heißt's noch im Moor, wo jetzt meine besten Milchkühe weiden — wenn ich Alles das so um mich her wachsen und gedeihen sehe, wie Gott meiner Hände Arbeit gesegnet hat, o

gnädiger Herr, dann geht mir das Herz auf. — Wie herrlich die Frucht nicht dieses Jahr steht! Der Junge hier war heute mit mir im Felde — das Kind freute sich über die vollen Aehren, und ich sollte mich nicht freuen?

Lord W. (nach einer kleinen Pause) Holt mir Euren Contract Williams. Ich will ihn zerreißen.

Williams. Zerreißen? — Hab ich irgend etwas Unrechtes gesprochen, so verzeihen Eure Gnaden. — Soll ich denn Ihr Pächter nicht mehr sein?

Lord W. Nein, Williams! — Aber Herr sollst du sein von deiner Stelle! — Ich schenke sie dir und deinen Kindern.

Williams. Gott im Himmel segne meinen wohlthätigen guten Herrn! (Er nahm die Mütze feierlich ab und faltete die Hände.) Frau — Jungen — Kinder, herbei! Dankt Gott auf den Knieen und küßt dem gnädigen Herrn die Hände! Wie hab' ich das verdient, noch so reich zu werden! —

Lord W. Du warst es, ehrlicher Williams! und reicher als ich und alle Fürsten der Erde. Besuche mich oft. Ich will unter euch leben und von dir und deinen Knaben Weisheit lernen.

Der Lord ging und rief mit innigster Rührung: „Glücklich ist, wer genießt und nicht grübelt, keine Blumen auf dem Pfade des Lebens zertritt, alle pflückt, die er erreichen kann! Ich wollte Freude kaufen auf dem Jahrmarkte der Welt und verschmähete sie aus der Hand Gottes. — Natur, ich kehre zurück zu dir, und trenne mich nie wieder von dir!"

Sturz.

---

9. Der Fürst und der Edelknabe.

Der Fürst (allein).

Ein guter Knabe! So aufrichtig, so freundlich, so dreist! — Ich glaube, wenn sein kleines Herz Geheimnisse hätte, ich wollte sie alle von ihm herausfragen. — O so ein Mann für ein Kind! Und so ein Mann dann mein Freund! — Was will ich? Ich träume wohl gar? — Nein, das Schicksal hat den Fürsten der kleinern Glückseligkeiten zu viele geschenkt; es wäre unrecht, wenn es ihnen auch die größte gewährte. — Schade nur, daß das Kind mir zu klein ist! Ich kann es nicht brauchen. Ich muß es der Mutter zurückschicken.

Der Fürst. Der Edelknabe.

Edelk: (mit Uhr und Licht) Es ist fünf, gnädigster Herr.

Fürst. Also bald Morgen! Ich dachte es — (die Uhr ihm abnehmend). Aber ist denn das die Uhr, die ich dir sagte? Die Uhr, die zur Rechten hing?

Edelk. Nicht — Ich glaube doch.

Fürst. Und wäre sie's auch gewesen, Kleiner! Hättest du deinen Vortheil verstanden, du hättest nach der andern gegriffen. Denn die hier, voll Brillanten — was wäre wohl die einem Kinde nütze? Oder hast du vielleicht deinen Vortheil zu gut verstanden? Ist dir's gegangen wie manchem der alles verliert, weil er zu viel gewinnen will? Sprich!

Edelk. Wie das, Ich verstehe Sie nicht.

Fürst. So muß ich deutlicher reden — du weißt doch was Rechts und Links ist?

Edelk. Rechts und Links, gnädigster Herr?

Fürst. (die Hand auf seiner Schulter) Geh, geh, guter Knabe! Du magst es noch eben so wenig, als Gutes und Böses zu unterscheiden wissen, und daß du den Unterschied nie erfahren möchtest! — Aber jetzt lauf! Rufe mir deinen Vetter, den Hauptmann! Er soll hereinkommen. Hier herein vor mein Bett. Sage ihm das!

Der Fürst (wieder allein).

Sehr unschuldig! Sehr liebenswürdig! Um desto mehr soll er fort. — Der Hof, sagt man, ist der Ort der Verführung. Ich kann nicht zugeben, daß er verführt werde. — Fort soll er! Aber wohin? — Wenn die Mutter so arm wäre, wie er sie macht; so außerordentlich arm, daß sie das Kind nicht erziehen könnte! — Ich muß das hören. Der Hauptmann muß mir das näher sagen.

Der Fürst. Der Edelknabe.

Edelk. Er kömmt, gnädigster Herr!

Fürst. Nun, wie steht's denn, wie ist's? — Du sprichst ja mit einer so trübseligen Stimme? Bist du noch müde?

Edelk. Ach ja! — Ein wenig.

Fürst. Wenn es weiter nichts ist! Wirf dich immer wieder in deinen Sessel. — Ich bin ein Kind gewesen wie du. Ich weiß, wie süß in der Kindheit der Schlaf ist. — Wirf dich hinein, sage ich. Ich erlaube es dir. (Lachend, indem der Knabe geht, und sich wieder in die Stellung zum Schlafen hinwirft) Dachte ich es nicht? Er läßt es sich nicht umsonst gesagt sein.

Der Fürst. Der Edelknabe (der so gleich wieder einschläft)

Der Hauptmann.

Herr Hauptmann. Ihre Durchlaucht.

Fürst. Treten sie näher, Herr Hauptmann. Was dünkt Ihnen zu dem kleinen Boten, den ich Ihnen geschickt habe? Wozu glauben Sie, daß ich ihn brauchen könnte? Zur Aufwartung?

Hauptmann. (die Achsel zuckend). Er ist freilich zu klein.

Fürst. Oder zum Ausschicken? Zum Wegreiten?

Hauptmann. Ich fürchte wahrlich, er würde nicht wieder kommen.

Fürst. Oder des Nachts hier zu wachen?

Hauptmann, lächelnd, Je nun! Wenn Eure Durchlaucht nur selber schliefen.

Fürst. Also wozu, Herr Hauptmann? Zu nichts, das ist klar. — Doch Sie wollten auch nicht, daß wir, sondern daß ich ihm nützte. Sie wollten ihm hier Erziehung verschaffen. Sie sagten mir von der Armuth der Mutter. Ist sie denn wirklich so arm?

Hauptmann. (die Hand vor der Brust) Wirklich, wirklich, gnädigster Herr.

Fürst. Und geworden? Wodurch?

Hauptmann. Durch eben den Krieg, wodurch Andere reich wurden. Frei von Schulden war ihr Gut nie gewesen; jetzt ist es völlig in fremder Hand. Alles ist abgebrannt, ausgeplündert, zu Grund und Boden gerissen, kein Ziegel auf dem Dache gehört ihr mehr. Dazu kommen Prozesse, gnädigster Herr. Die sind hinter dem Krieg drein, wie die Pest hinter dem Hunger und ehe sie aus werden, müssen Kinder und Kindeskinder verderben. — Zum größten Glück für sie sind ihre Söhne versorgt: der jüngste ist hier bei Ew: Durchlaucht; der älteste ist Fähnrich unter der Garde. Sie hilft sich dann wie sie kann.

Fürst. Sehr elend, vermuthlich.

Hauptmann. Das errathen Ew: Durchlaucht. (kalt) Sie lebt da in einer armseligen Hütte, ganz allein und verlassen; ich komme nicht zu ihr hin, ich bin ihr Bruder, und es würde mich Jammern, wenn ich es ansähe.

Fürst. Ihr Bruder sind Sie?

Hauptmann. Leider, gnädigster Herr.

Fürst (verächtlich). Leider? — Und kommen nie zu ihr hin! Ich verstehe; Herr Hauptmann. Sie würden sich ihres Elendes nur schämen, oder wenn Sie sich rühren ließen, würden Sie Unkosten haben. — (Der Hauptmann geräth in Verwirrung.) Wie heißt Ihre Schwester?

Hauptmann. Ganz recht, gnädigster Herr!

Fürst. (nachsinnend). Von Detmund? Von Detmund? — Hatt ich nicht unter meinen Truppen einen Major von Detmund?

Hauptmann. Ganz recht, gnädigster Herr!

Fürst. Der Gleich im ersten Feldzuge blieb.

Hauptmann. Im ersten Feldzuge, Ganz recht, das war der Vater des Fähnrichs und dieses Kleinen. Es war ein rechtschaffener Mann. Er stieg auf einer Sturmleiter als wenn er zum Tanze ginge. Er hatte Herz, wie ein Löwe.

Fürst. Und wie ein Mensch! Das will noch mehr sagen, Herr Hauptmann. Ich erinnere mich seiner sehr wohl und ich wünschte.

Hauptmann (einen Schritt näher tretend.) Was wünschten Ew: Durchlaucht?

Fürst. Die Bekanntschaft seiner Wittwe zu machen.

Hauptmann. Das können Sie diesen Augenblick. Sie ist hier.

Fürst. Sie ist hier. Schicken Sie zu ihr, Herr Hauptmann! Sobald sie auf ist, soll sie hieher kommen. — Ich will sie sehen, ich will sie sehen, ich will ihr das Kind zurückgeben.

Hauptmann (bittend. Gnädiger Herr?

Fürst. Doch braucht ihr das nicht gesagt zu werden. Gehen Sie! (Der Hauptmann geht ab).

Der Fürst. Der Edelknabe (schlafend).

Fürst. So arm geworden! und durch den Krieg! — Wie viel Elend macht doch der Krieg! Wie viel Familien mögen nicht über den seufzen! -- Gut, daß sie nur über ihn und nicht über mich seufzen! Ich nahm aus Nothwendigkeit Theil daran: nicht aus Neigung. — (Aufstehend). Doch heraus! Es ist Tag. Der Friede hat immer auch sein Schlimmes. Er macht wollüstig und träge. — (Nach einigem Auf- und Niedergehen bleibt er an dem Sessel stehen, in welchem der Knabe schläft.) Ein holder Knabe! — Wie unbekümmert er da liegt! Wie sanft! Er dünkt sich in dem Hause eines Freundes zu sein, mit dem es keiner Umstände braucht. Er ist die einfache Natur! (wieder umhergehend) Seine Mutter. Aber wahrhaftig, ich hätte nicht viel für sie, wenn sie so, wie der Hauptmann wäre. Ich muß sie ausforschen, ich muß sie prüfen, und dann — ist's immer noch Zeit, meinen Entschluß zu fassen (Er stützt sich auf die Kopflehne des Sessels, und indem er den Knaben mit Wohlgefallen betrachtet, wird er ein Papier gewahr, das ihm aus der einen Tasche hervorsteckt). Was ist das? Ein Brief wie es scheint. (Er nimmt es und lies't die Unterschrift) „Deine ewig getreue Mutter, von Detmund.“ Ha von der Mutter! — Ob ich ihn lese! — Ich wünschte

sehr, ihren Geist und ihr Herz zu kennen. Gegen das Kind wird sie sich nicht verstellt haben. Ich will ihn lesen. —

„Mein liebster Moritz!

So viel Mühe Dir noch das Schreiben macht, so hast Du doch meiner Bitte Dich errinert, und mir sogar mehr geschrieben, als ich verlangt hatte. Ich erkenne darin deine Liebe, und ich umarme Dich dafür. Du schreibst mir, daß Du nun dem Fürsten vorgestellt worden, daß er die Gnade gehabt, Dich anzunehmen, daß er der beste, der freundlichste Herr sei, und daß Du ihn von deinem ganzen Herzen liebest.“—

(Den Knaben ansehend) Nein, wirklich? Das schreibst Du, Kleiner? — Nun so ist's ja wohl Pflicht, daß ich dich wieder liebe, daß ich Dir's zu beweisen suche.

„Du hast das wohl Ursache, mein Kind! Denn ohne seinen Beistand, was würde wohl in der Welt dein Schicksal sein? Du bist nicht allein eine vaterlose, sondern, wenn schon deine Mutter noch lebt, auch eine mutterlose Waise; denn mich hat das Unglück außer Stand gesetzt, meine Pflicht an Dir zu erfüllen. Das war immer mein größtes, mein schwerstes Leiden. Bei jedem Unfall, der mich betraf, blieb ich standhaft, so lange ich nur an mich dachte; die Thränen kamen erst dann wenn ich auf Dich sah.“

Viel Zärtlichkeit, viel Gefühl, wie es scheint, —und wenn sie eine eben so gute Frau ist, als Mutter!—Doch warum nicht?—Gewiß!

„So gern ich nun wollte, so kann ich Dich nicht selbst den Weg zur Glückseligkeit führen. Ich muß hier in der Entfernung stehen bleiben; aber mit aller Kraft, die mir die Liebe gibt will ich Dir nachrufen, so lange ich Dich erreichen kann, und will Dich bitten, daß Du die rechte Straße gehest. — Liebstes Kind, mit dem Gehorsam, den Du mir stets erwiesen hast, trage diesen Brief immer bei Dir!“

(Einen Blick auf den Knaben). Er war gehorsam, er hat es ehrlich gethan.

„Und wenn Du deine Pflicht übertreten, wenn Du die Ermahnungen brechen willst, die ich noch mit dem letzten Abschiedskusse, mit den letzten Thränen Dir zurief, — o dann, mein Kind! dann erinnere Dich dieses Briefes und überlies ihn! Erinnere Dich einer Mutter, die in ihrer Einsamkeit keine andere Freude kennt, als die Hoffnung die Du ihr gibst!“

Keine sonst? Hat er nicht einen Bruder?

„Erinnere Dich, daß Du sie vor Kummer in's Grab bringen, daß Du eben das Herz durchbohren würdest, das Dich auf Erden am meisten liebt.“

Sie fühlt seine Gefahr. Sie hat sehr recht; denn er ist in Gefahr. Und konnte sie's dennoch wagen, konnte den Entschluß fassen? —

„Ich schreibe das nicht aus Mißtrauen zu Dir; dein Betragen hat mir keine Ursache dazu gegeben. Nein, mein Kind! Du hast meine Thränen um deinen Bruder gesehen; Du wirst mir den Kummer nicht machen den er mir machte.“

Also der ältere, der Fähnrich? — Das muß ich näher erfahren.

„Du warst immer gut, immer gehorsam, immer kindlich gesinnt; dieses Zeugniß gebe ich Dir mit Freudenthränen. Fahre so fort, wie Du anfingst, und werde ein rechtschaffener Mann; dann hast Du keine arme und unglückliche Mutter mehr. Du hast eine reiche und glückliche Mutter.“

Sehr wohl! Sie gefällt mir. Das Unglück, scheint's, hat sie erhoben, statt sie nieder zu drücken.

„Zu Ende deines Briefes schreibst Du, daß alle deine Mitpagen Uhren hätten. Ich merke Dir's an, wie sehr auch Du eine zu haben wünschest; aber Du brichst davon ab, und unterdrückst deinen Wunsch. Eben um dieser Bescheidenheit willen geht mir's an's Herz, daß ich ihn soll erfüllen können. Aber vergib mir, mein Kind! Ich kann nicht. So eben zeigt sich die Nothwendigkeit, nach der Hauptstadt zu gehen; das wird mir alles das Wenige hinnehmen, was ich noch habe. Doch laß auch diese Ausgabe überstanden sein, und ich will mich auf's Aeußerste einschränken; ich will mir alles versagen, um, wo möglich deinen Wunsch zu befriedigen. Was nur immer in meinen Kräften ist, das will ich für meinen Liebling thun, damit es ihm nie an Ermunterung zur Tugend und zum Gehorsam fehle. — Ich sehe Dich bald wieder, und bin, ꝛc.

Vortreffliche Frau! Ich will den Brief meiner Gemahlin zeigen. Ich will ihn bei mir behalten. — Doch nein! Es ist der ganze Reichthum des Knaben. (Er steckt ihn wieder in die Tasche, aus der er ihn gezogen hatte). Wie süß er noch schläft! Seinen Kindern, sagt man, gibt der Himmel ihr Glück im Schlafe; und bei ihm wird das wahr werden. Sein Glück ist gemacht. — (Er nimmt ihn bei der Hand.) Kleiner! — Kleiner! — (Der Knabe erwacht und sieht den Fürsten eine Weile mit weit offnen Augen an.) Sehr drollig, beim Himmel! Komm ermuntere Dich, Kleiner! Es ist jetzt Tag, und Du kannst hier nicht länger schlafen. Steh auf.

Edelk. (langsam aufstehend) Ja gnädigster Herr!

Fürst. Sage mir doch — denn ich halte Dich für einen fleißigen und geschickten Knaben — kannst Du schon Briefe schreiben.

Edelk. O ja, wenn ich will. Schon ganzer zwei habe ich geschrieben

Fürst. Und diese zwei — an deine Mutter vermuthlich.

Edelk. (sehr freundlich). An meine Mutter gnädigster Herr!

Fürst. Die Freude funkelt Dir aus den Augen, wenn ich nur von ihr rede. — (vor sich) Wie sehr sich das liebt, weil es arm ist! —

Edelk. (ergreift des Fürsten Hand mit seinen beiden Händen) Ach, wenn Sie sie kennen sollten.

Fürst. Das werde ich, Kleiner.

Edelk. Sie ist so liebreich, so gut —

Fürst. Dann wollt ich aber nur wünschen, daß sie so gute Söhne hätte. — Der Fähnrich, sagt man, soll nicht der beste sein, aber Du.

Edelk. (den Kopf schüttelnd). Ach der Fähnrich, der Fähnrich.

Fürst. Man sagt wirklich, daß er ihr vielen Kummer macht. — Wäre das wahr?

Edelk. Ja nun, gnädigster Herr! — Man hat mir nur verboten, davon zu reden. Wenn's der Oberste erführe! — (Im Vertrauen) O das ist ein harter, häßlicher Mann, der Oberste.

Fürst. (die Hand erhebend) Behüte! Kein Wort muß er erfahren! — Was ist denn aber vorgefallen? Was hat's denn gegeben?

Edelk. Allerhand! Ich weiß selbst nicht recht, was. So viel weiß ich, daß sich meine Mutter sehr übel darum gehabt, daß sie sich schon einmal ganz bloß gegeben, um es nur bei Zeiten zu unterdrücken (ganz nah an ihn herantretend, und leise) Er hätte, sagte sie, unglücklich werden, er hätte vom Dienste kommen können.

Fürst. Vom Dienste? Ei, wie das?

Edelk. Ja, das kann ich nicht sagen, gnädigster Herr.

Fürst. Mir wohl? Warum nicht?

Edelk. Man hat mir's selbst nicht gesagt.

Fürst. (lachend) Da hat man sehr klug gethan. Das ist denn freilich ein Anderes. — Also wieder auf Dich zu kommen, Du hattest vorhin keine Uhr. Hast Du wohl deiner Mutter um eine geschrieben?

Edelk. Ein einziges mal, aber nicht wieder.

Fürst. Ich merk'es. — Ganz gewiß hat sie dir einen Verweiß gegeben?

Edelk. Ach nein gnädigster Herr? Sie will sich behelfen, schreibt sie, um mir so viel zu ersparen, und sie behilft sich schon elend. — Das jammert mich viel zu sehr.

Fürst. Das muß Dich auch jammern. Ein guter Sohn sollte seine

Mutter keine neuen Sorgen machen, er sollte wünschen, daß er ihr helfen könnte. — Und eine Uhr — wenn's nur um eine Uhr zu thun ist, die wäre ja wohl noch sonst zu bekommen (indem er eine Börse herauszieht). Sieh hier, kleiner Moritz! Da hatt' ich zwölf Dukaten erübrigt, die ich verschenken könnte — und ich will sie verschenken. Her deine Hand! (Der Knabe hält die Hand hin, und indem der Fürst zählt).

Edelk. Soll sie mein sein, gnädigster Herr?

Fürst. Dein! Allerdings! — Aber sprich, was beginnst du mit dem Gelde?

Edelk. (freudig) Könnt ich nicht eine Uhr dafür haben?

Fürst. O ja, eine recht schöne, in meinem Lande gemacht, und London draufgeschrieben: aber — wenn wir's beim Lichte betrachten — Du brauchst keine Uhr. Ich selbst hab' ja Uhren genug (indem der Knabe ihn aufmerksam ansieht). Wäre ich, wie Du, da wüßt ich schon, was ich thäte, ich machte einen ganz andern, viel bessern Gebrauch von dem Gelde. — Doch, wie du willst, wie du willst. — Jetzt geh' ich, um mich ankleiden zu lassen. Du bleibst hier, bis ich wieder komme.

Edelk. (ihm nach) Gnädigster Herr!

Fürst. Was ist? Was beliebt?

Edelk. Meine Mutter ist hier. Sie fährt diesen Morgen wieder zurück, und ich möchte so gern noch von ihr Abschied nehmen — (liebkosend). Darf ich? Erlauben Sie mir's?

Fürst. Nein guter Kleiner? Diesmal soll deine Mutter hieher kommen; sie soll zu Dir kommen. (Er geht ab).

Engel.

III. Theil a.

Geschichtliche Darstellungen.

1. Wilhelm von Oranien*).

Wilhelm von Oranien gehörte zu den blassen Menschen, wie Cäsar sie nennt, die des Nachts nicht schlafen und zu viel denken, vor denen das furchtloseste aller Gemüther gewankt hat. Die stille Ruhe eines immer gleichen Gesichtes verbarg eine geschäftige, feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte und der List und der Liebe gleich unbetretbar war; einen vielfachen, furchtbaren, nie ermüdenden Geist, weich und bildsam genug, augenblicklich in allen Formen zu schmelzen; bewährt genug, in keiner sich selbst zu verlieren; stark genug, jeden Glückswechsel zu ertragen. Menschen zu durchschauen und Herzen zu gewinnen, war kein größerer Meister, als Wilhelm; nicht daß er nach der Weise des Hofes seine Lippen eine Knechtschaft bekennen ließ, die das stolze Herz Lügen strafte, sondern weil er mit den Merkmalen seiner Gunst und Verehrung weder karg noch verschwenderisch war, und durch eine kluge Wirthschaft mit demjenigen, wodurch man Menschen verbindet, seinen wirklichen Vorrath an diesen Mitteln vermehrte. So langsam sein Geist gebar, so vollendet waren seine Früchte, so spät sein Entschluß reifte, so standhaft und unerschütterlich ward er vollstreckt. Den Plan, dem er einmal als dem ersten gehuldigt hatte, konnte kein Widerstand ermüden, kein Zufall zerstören, denn alle hatten, noch ehe sie wirklich eintraten, vor seiner Seele gestanden. So sehr sein Gemüth über Schrecken und Freude erhaben war, so unterworfen war es der Furcht; aber seine Furcht war früher da, als die Gefahr, und er war ruhig im Tumulte, weil er in der Ruhe gezittert hatte. Wilhelm zerstreute sein Geld mit Verschwendung, aber geizte mit Secunden. Die Stunde der Tafel war seine einzige Feierstunde, aber diese gehörte seinem Herzen auch ganz, seiner Familie und der Freundschaft; ein

(* Guillaume I[er] prince d'Orange-Nassau, dit le Taciturne, né en 1533, mort en 1584.

bescheidener Abzug, den er dem Vaterlande machte. Hier verklärte sich seine Stirne beim Weine, den ihm fröhlicher Muth und Enthaltsamkeit würzten, und die ernste Sorge durfte hier die Jovialität seines Geistes nicht umwölken. Sein Hauswesen war prächtig, der Glanz einer zahlreichen Dienerschaft, die Menge und das Ansehen derer, die seine Person umgaben, machten seinen Wohnsitz einem souverainen Hofe gleich. Eine glänzende Gastfreiheit, das große Zaubermittel der Demagogen, war die Göttin seines Palastes. Fremde Prinzen und Gesandten fanden hier eine Aufnahme und Bewirthung, die Alles übertraf, was das üppige Belgien ihnen anbieten konnte. Aber diese Verschwendungen unterhielten den Glanz seines Namens bei dem Volke, dem nichts mehr schmeichelt, als die Schätze des Vaterlandes vor Fremdlingen ausgestellt zu sehen, und der hohe Gipfel des Glückes, worauf er gesehen wurde, erhöhte den Werth der Leutseligkeit, zu der er herabstieg. Niemand war wohl mehr zum Führer geboren, als Wilhelm der Verschwiegene. Ein durchdringender, fester Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, schnelle Besitznehmung der Gelegenheit, eine Obergewalt über alle Geister, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegenen Betrachter Gestalt und Ebenmaß zeigen, kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft hinunter spinnen, standen unter der Aufsicht einer erleuchteten und freieren Tugend, die mit festem Tritte auch auf der Gränze noch wandelt.

Fr. v. Schiller.

---

2. Graf von Egmont*).

Nicht minder edlen Stammes, als Wilhelm von Oranien, war Lamoral, Graf von Egmont und Prinz von Gavre, ein Abkömmling der Herzoge von Geldern, deren kriegerischer Muth die Waffen des Hauses Oesterreich ermüdet hatte. Sein Geschlecht glänzte in den Annalen des Landes; einer von seinen Vorfahren hatte schon unter Maximilian**) die Statthalterschaft über Holland verwaltet. Egmont's Vermählung mit der Herzogin Sabine von Baiern erhöhte noch den Glanz seiner Geburt und machte ihn durch wichtige Verbindungen mächtig. Karl der fünfte hatte ihn im Jahre 1546 in Utrecht zum Ritter des goldenen Vließes***) geschlagen; die Kriege dieses Kaisers

*) Né en 1522, mort à Bruxelles en 1568.

**) Maximilien II, empereur d'Allemagne.

***) La toison d'or, célèbre ordre de chevalerie institué à Bruges en 1430 par Philippe le Bon.

waren die Schule seines künftigen Ruhmes, und die Schlachten bei St. Quentin und Gravelingen machten ihn zum Helden seines Jahrhunderts. Jede Wohlthat des Friedens, den handelnde Völker am dankbarsten fühlen, brachte das Gedächniß der Siege zurück, durch die er beschleunigt worden, und der flämische Stolz machte sich, wie eine eitle Mutter, mit dem herrlichen Sohne des Landes groß, der ganz Europa mit seiner Bewunderung erfüllte. Neun Kinder, die unter den Augen seiner Mitbürger aufblühten, vervielfältigten und verengten die Bande zwischen ihm und dem Vaterlande, und die allgemeine Zuneigung gegen ihn übte sich im Anschauen Derer, die ihm daß Theuerste waren. Jede öffentliche Erscheinung Egmont's war ein Triumphzug, jedes Auge, das auf ihn geheftet war, erzählte sein Leben; in der Ruhmredigkeit seiner Kriegsgefährten lebten seine Thaten, ihren Kindern hatten ihn die Mütter bei ritterlichen Spielen gezeigt. Höfligkeit, edler Anstand und Leutseligkeit, die liebenswürdigen Tugenden der Ritterschaft, schmückten mit Grazie sein Verdienst. An einer freien Stirn erschien seine freie Seele, seine Offenherzigkeit verwaltete seine Geheimnisse nicht besser, als seine Wohlthätigkeit seine Güter, und ein Gedanke gehörte Allen, sobald er sein war. Sanft und menschlich war seine Religion, aber wenig geläutert, weil sie von seinem Herzen aber nicht von seinem Verstande ihr Licht empfing. Egmont besaß mehr Gewissen als Grundsätze, sein Kopf hatte sich sein Gesetzbuch nicht selbst gegeben, sondern nur eingelernt; darum konnte der bloße Name einer Handlung ihm die Handlung verbieten. Seine Menschen waren böse oder gut und hatten nichts Böses oder Gutes; in seiner Sittenlehre fand zwischen Laster und Tugend keine Vermittelung Statt; darum entschied bei ihm oft eine einzige gute Seite für den Mann. Egmont vereinigte alle Vorzüge, die den Helden bilden, er war ein besserer Soldat als Oranien, aber als Staatsmann tief unter ihm; dieser sah die Welt, wie sie wirklich war, Egmont in dem magischen Spiegel einer verschönernden Phantasie. Menschen, die das Glück mit einem Lohn überraschte, zum welche sie keinen natürlichen Grund in ihren Handlungen finden, werden sehr leicht versucht, den nothwendigen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung überhaupt zu verlernen, und in die natürliche Folge der Dinge eine höhere Wunderkraft einzuschalten, der sie endlich tolldreist, wie Cäsar seinem Glücke, vertrauen. Von diesen Menschen war Egmont. Trunken von Verdiensten, welche die Dankbarkeit gegen ihn übertrieben hatte, taumelte er in diesem süßen Bewußtsein, wie in einer lieblichen Traumwelt dahin. Er fürchtete nicht, weil er dem unsichern Pfande vertraute, das ihm das Schicksal in der allgemeinen Liebe gegeben, und

glaubte an Gerechtigkeit, weil er glücklich war. Selbst die schreckliche Erfahrung des spanischen Meineids konnte nachher die Zuversicht nicht aus seiner Seele vertilgen, und auf dem Blutgerüste selbst war Hoffnung sein letztes Gefühl. Eine zärtliche Furcht für seine Familie hielt seinen patriotischen Muth an kleinern Pflichten gefangen. Weil er für Eigenthum und Leben zu zittern hatte, konnte er für die Republik nicht viel wagen. Wilhelm von Oranien brach mit dem Thron, weil die willkürliche Gewalt seinen Stolz empörte; Egmont war eitel; jener war ein Bürger der Welt, Egmont ist nie mehr als ein Fläminger gewesen.

Fr. v. Schiller.

---

3. Aus dem Leben Karl des Großen.

Karl war von starkem und kräftigem Körperbau, stattlich hoher Gestalt, ohne daß sie gerade das rechte Verhältniß überschritt — er war bekanntlich sieben seiner Fußlängen hoch — sein Haupt schön gerundet, die Augen sehr groß und klar, die Nase etwas mehr als mittelgroß, der Gesichtsausdruck heiter und freundlich, und die grauen Haare des Alters standen ihm sehr gut. Das Alles gab ihm, mochte er stehen oder sitzen, ein Ansehen voll Hoheit und Würde, und das Ebenmaß der übrigen Glieder ließ ganz übersehen, daß sein Hals etwas kurz und dick war und sein Unterleib etwas hervortrat. Sein Gang war fest, seine ganze Körperhaltung männlich, die Stimme zwar klar und hell, aber für seine Figur nicht so recht passend; seine Gesundheit vorzüglich, außer, daß er die letzten vier Jahre vor seinem Tode häufig von Fieberanfällen geplagt wurde; zuletzt wurde ihm auch der eine Fuß gelähmt. Und in diesen Zeiten lebte er mehr nach seinem Gutdünken, als nach dem Rathe der Aerzte, die er nicht leiden mochte, weil sie ihm den Genuß des gebratenen Fleisches, was seine gewöhnliche Kost war, untersagt und Brühen an dessen Stelle anempfohlen hatten. Beständig machte er ritterliche Uebungen und Jagden mit, wie das volksmäßig ist, denn es gibt kaum irgend eine Nation auf der Erde, die sich in dieser Kunst mit den Franken vergleichen darf. Auch war er ein großer Freund der heißen Quellen und hatte sich so im Schwimmen geübt, das ihm darin Niemand den Rang streitig machen konnte. Deßhalb baute er gerade zu Aachen*) einen Palast und wohnte während seiner letzten Jahre beständig dort. Auch lud er nicht bloß seine Söhne zur Theilnahme am Bade ein, sondern auch die Großen des Reiches und seine befreundete Umgebung, mitunter sogar seine Trabanten und Leibwächter, so daß er

*) Aix-la-Chapelle.

sich manchmal in Gesellschaft von hundert und noch mehr Leuten badete.

Sein Anzug war der volksmäßige, d. h. fränkische. Auf dem Leibe trug er ein Kamisol von Linnen und Beinkleider von demselben Zeuge, darüber einen Rock, der einen Seidenbesatz hatte. Im Winter schützte er sich Schultern und Brust mit einem Ueberwurf aus Otter-*) und Zobelpelz**), sein dunkelgrüner Mantel umhüllte ihn, und im Gurte führte er stets das Schwert, dessen Griff und Gehänge von Silber und Gold war. Etliche Male trug er einen mit Edelstein besetzten Degen, doch nur bei großen Festlichkeiten, oder wenn Gesandtschaften von fremden Nationen empfangen wurden. An hohen Festen pflegte er ein mit Gold durchwirktes Gewand und mit Edelsteinen besetzte Schuhe anzuziehen, und sein Haupt schmückte ein Diadem von Gold und Edelsteinen; an den Werktagen aber unterschied er sich in seiner Tracht kaum von dem übrigen gewöhnlichen Volke.

In Speise und Trank war er sehr enthaltsam, doch mehr noch im Trank, denn er hatte stets den größten Abscheu vor Trunkenheit und litt sie um keinen Preis bei den Seinigen. Der Speise konnte er sich nicht so gut enthalten und klagte deßhalb oft, wie wenig zuträglich für seinen Körper die Fasten seien. Große Gelage gab er sehr selten, und nur an den allerhöchsten Festtagen; da aber gab es bei ihm Gäste genug. Gewöhnlich ließ er nur vier Schüsseln auftragen, außer dem Braten, der von dem Jagdgefolge am Bratspieße auf die Tafel gebracht wurde, und das war seine Lieblingsspeise. Während des Essens wurde entweder ein Musikstück aufgeführt oder von Jemand vorgelesen. Gewöhnlich ließ er gewöhnliche Darstellungen von den Thaten der Alten vorlesen. Auch liebte er die Schriften des heiligen Augustin, besonders das Werk, das den Titel „Vom Gottesstaat" führt. Im Weine und dem Genuß sonstiger Getränke war er sehr behutsam. Während des Ankleidens ließ er nicht bloß seine Freunde vor, sondern er ließ auch, wenn der Pfalzgraf ihm von einem Rechtsstreit berichtet hatte, der ohne seinen Richterspruch nicht beendet werden konnte, die processirenden Parteien sogleich hereinkommen und sprach nach Einsicht der Sache sogleich das Urtheil eben so gut, als wenn er auf dem Tribunal säße. Auch pflegte er neben diesen Geschäften zu dieser Stunde alles das in Ordnung zu bringen, was an dem Tage zu besorgen oder irgend einem seiner Diener aufzutragen war.

Seine Rednergabe war außerordentlich bedeutend und reichhaltig,

*) La loutre.
**) La zibeline.

und er verstand alles, was er sagen wollte, mit gehöriger Klarheit auszudrücken. Auch begnügte er sich nicht mit der Fertigkeit in seiner Muttersprache, sondern er bemühte sich auch um die Erlernung fremder Sprachen, von denen er das Lateinische sich so zu eigen gemacht hatte, daß er es eben so gut wie seine Muttersprache zu handhaben wußte; Griechisch verstand er besser als er es sprach. In den freien Künsten gab er sich viele Mühe und hatte große Hochachtung vor den Lehrern derselben, denen er die größten Ehren anthat. Er erlernte die Rechenkunst und stellte mit großem Scharfsinn Untersuchungen über den Lauf der Gestirne an. Er versuchte es auch zu schreiben und hatte zu diesem Behufe Wachstafeln und Pergamentblätter in seinem Bette unter dem Kopfkissen liegen, um in jedem freien Augenblicke seine Hand an die Bildung von Schriftzügen zu gewöhnen.

Das Christenthum, in dem er von frühester Kindheit an auferzogen war, verehrte er auf's Heiligste und baute als Beweis dafür die prachtvolle Kirche zu Aachen, die er mit Gold und Silber, großen Kronleuchtern, Gittern und Pforten aus massivem Erze schmückte. Früh und Abends, eben so in den Nachmittagsstunden und während der Messe fehlte er niemals in der Kirche, und es war ihm ein Gegenstand steter Sorgfalt, daß Alles, was dort vor sich ging, so anständig wie möglich geschah, und darum pflegte er die Kirchenaufseher selbst sehr häufig zu ermahnen, daß sie keinen Unfug oder Schmutz darin duldeten. Für die Verbesserung des Vortrages der Lectionen und des Gesanges gab er sich die größte Mühe; in beiden Stücken war er ausnehmend unterrichtet.

Nach der Annahme des Kaisertitels beschäftigte er sich mit der Verbesserung der Gesetze seines Volkes. Eben so trug er Sorge für die Aufzeichnung und Erhaltung der deutschen uralten Lieder, welche die Thaten der früheren Könige und ihre Kämpfe besingen. Auch legte er den Monaten Bezeichnungen aus seiner Sprache bei, während bei den Franzosen bis dahin theils römische, theils deutsche Namen dafür im Gebrauch gewesen waren.

In der letzten Zeit seines Lebens, wo ihn Krankheit und Alter bereits sehr drückte, berief er seinen Sohn Ludwig, König von Aquitanien, zu sich, machte ihn zum Mitregenten und Mitkaiser, und bestimmte ihn zum Erben seines Reiches. Im Januar des Jahres darauf wurde er durch einen heftigen Fiberanfall an das Bett gefesselt. Wie gewöhnlich bei solchen Fieberanfällen, legte er sich strenge Diät auf und glaubte durch derartige Enthaltsamkeit die Krankheit bezwingen oder lindern zu können; aber zum Fieber trat noch Schmerz in der Seite, ungeachtet dessen setzte

er seine Speisenentziehung noch fort und gab dem Körper keine andere Nahrung als etwas weniges Getränke. Indessen am siebenten Tage, nachdem er sich gelegt hatte, starb er, nach Empfang der heiligen Communion, im 72 Jahre seines Alters und nach Antritt seiner Regierung im 47., den 28. Januar 814, um 9 Uhr des Morgens.

Heinrich Rückert.

---

4. Karl V.

Wenn die alte Sage ihre Helden schildert, gedenkt sie zuweilen auch solcher, die erst eine lange Jugend unthätig zu Hause sitzen, aber alsdann, nachdem sie sich einmal erhoben, nie wieder ruhen, sondern in unermüdlicher Freudigkeit von Unternehmung zu Unternehmung fortgehen. Erst die gesammelte Kraft findet die Laufbahn, die ihr angemessen ist.

Man wird Karl V mit einer solchen Natur vergleichen können. Bereits in seinem sechszehnten Jahre ward er zur Regierung berufen, doch fehlte viel, daß er in seiner Entwickelung dahin gewesen wäre, sie zu übernehmen. Lange war man versucht, einen Spottnamen, den sein Vater gehabt, weil er seinen Räthen allzu viel glaubte, auch auf ihn zu übertragen. Sein Schild führte das Wort: „Noch nicht.“ Ein Croi*) leitete ihn und seinen Staat vollkommen. Selbst während seine Heere Italien unterwarfen und wiederholte Siege über die tapfersten Feinde davontrugen, hielt man ihn, der indeß ruhig in Spanien saß, für untheilnehmend, schwach und abhängig. Man hielt ihn so lange dafür, bis er im Jahre 1529, im dreißigsten seines Lebens, in Italien erschien.

Wie viel anders zeigte er sich da, als man erwartete! Wie zuerst so ganz sein eigen und vollkommen entschieden! Sein geheimer Rath hatte nicht gewollt, daß er nach Italien ginge, hatte ihn vor Johann Andrea Doria**) gewarnt und ihm Genua verdächtig gemacht. Man erstaunte, daß er dennoch nach Italien ging, daß er gerade auf Doria sein Vertrauen setzte, daß er dabei blieb, in Genua an's Land steigen zu wollen. Es war durchaus derselbe. Man nahm keinen überwiegenden Einfluß eines Ministers wahr; an ihm selbst erfand man weder Leidenschaft noch Uebereilung, sondern alle seine Entschlüsse waren gereift; es war Alles überlegt, sein erstes Wort war sein letztes.

Dies bemerkte man zuerst an ihm; darauf, wie selbstthätig, wie arbeitsam er war. Es erforderte einige Geduld, die langen Reden der

*) Croy [Philippe 1^er] tuteur et gouverneur du jeune Charles.

**) Restaurateur de la liberté génoise né en 1468, mort en 1560.

italienischen Gesandten anzuhören; er bemühete sich, die verwickelten Verhältnisse ihrer Fürsten und Mächte genau zu fassen. Der venetianische Botschafter wunderte sich, ihn um nichts weniger zugänglicher und gesprächiger zu finden, als er drei Jahre zuvor in Spanien gewesen war. In Bologna hatte er ausdrücklich darum eine Wohnung genommen, aus welcher er den Papst unbemerkt besuchen konnte, um dies so oft zu thun wie möglich, um alle Streitpuncte selbst ins Reine zu bringen.

Von da an begann er seine Unterhandlungen persönlich zu leiten, seine Heere selber anzuführen; er fing an, von Land zu Land und immer dahin zu eilen, wo das Bedürfniß und die Lage der Geschäfte seine Gegenwart erforderten. Wir sehen ihn bald in Rom sich bei den Cardinälen über die unversöhnliche Feindschaft Franz I. beklagen, bald in Paris die Gunst der Estampes*) suchen und gewinnen, bald in Deutschland dem Reichstage vorsitzen, um die religiöse Entzweiung beizulegen, bald in den castilischen Cortes bemüht, um Servicio stimmen zu lassen. Dies sind friedliche Bemühungen; öfter aber steht er auch an der Spitze seiner Heere. Er dringt über die Alpen in Frankreich vor und überschwemmt die Provence; er setzt Paris von der Marne aus in Schrecken. Dann kehrte er um nach Osten und Süden. Den Siegeslauf Soliman's**) hält er ein an der Raab; er sucht den Halbmond***) bei Algier auf. Das Heer, das ihm in Africa gedient, folgt ihm an die Elbe, und auf der Lochauer Haide hört man das Feldgeschrei Hispania. Da ist Karl das am meisten geschäftige Haupt der Welt. Gar manchmal schifft er über das Mittelmeer, über den Ocean. Indessen sind seine Seeleute Entdecker in früher nie befahrenen Meeren, seine Krieger Eroberer von früher nie betretenen Erden. In so weiter Ferne bleibt er ihr Regierer und Herr. Sein Wahlspruch: „Mehr, weiter,“ hatte eine glorreiche Erfüllung.

So ist sein Leben, wenn wir es im Ganzen betrachten, nach ungewöhnlich langem Ruhen volle Thätigkeit. Nun ist es merkwürdig genug, daß die nämliche Erscheinung, Anfangs ruhen, warten, zusehen, spät die That, auch während seines bewegtesten Lebens in den einzelnen Ereignissen immer wiederkehrt.

Obwohl in der allgemeinen Willensrichtung völlig entschieden, faßte er, Fall für Fall, doch nur langsame Entschlüsse. Auf jeden Vortrag

*) Duchesse d'Étampes, trahissait François 1er en livrant des secrets d'État à Charles V et Henri VIII.

**) Soliman le Grand, mort en Hongrie en 1566.

***) Le Croissant.

antwortete er Anfangs unbestimmt, und man mußte sich hüten, seine vieldeutigen Ausdrücke nicht für eine Gewährung zu nehmen. Dann berieth er sich mit sich selbst. Er schrieb sich oft die Gründe für und wieder auf; da brachte er Alles in so guten Zusammenhang, daß, wer ihm den ersten Satz zugab, ihm den letzten zuzugeben gewiß genöthigt war. Den Papst besuchte er zu Bologna, einen Zettel in der Hand, auf welchen er alle Punkte der Unterhandlung genau verzeichnet hatte. Nur Granvella †) pflegte er jeden Bericht, jeden Vortrag mitzutheilen; diesen fanden die Botschafter immer bis auf die einzelnen Worte, welche sie geäußert, unterrichtet. Zwischen beiden nun wurden alle Beschlüsse gefaßt. Langsam geschah es. Häufig hielt Karl den Courier noch ein paar Tage länger auf.

War es aber einmal so weit, so war nichts auf der Welt vermögend, ihm eine andere Meinung beizubringen. Man wußte dies wohl. Man sagte, er werde eher die Welt untergehen lassen, als eine erzwungene Sache thun. Es war kein Beispiel, daß er jemals durch Gewalt oder Gefahr zu irgend etwas genöthigt worden. Er äußerte sich selbst mit einem naiven Geständniß hierüber. Er sagte zu Contarini*): „Ich bestehe von Natur hartnäckig auf meinen Meinungen.“ „Sire,“ entgegnete dieser, „auf guten Meinungen bestehen ist nicht Hartnäckigkeit, sondern Festigkeit.“ Karl fiel ihm ins Wort: „Ich bestehe zuweilen auch auf schlechten.“

Der Beschluß ist indeß noch lange nicht die Ausführung. Karl hatte eine Scheu, die Dinge anzugreifen, auch wenn er sehr gut wußte, was zu thun war. Im Jahre 1538 sagt Tiepolo von ihm, er zögere so lange, bis seine Sachen gefährdet, bis sie ein wenig im Nachtheil seien. Eben das fühlte Papst Julius III. Karl räche sich wohl, doch müsse er erst einige Stöße fühlen, ehe er sich erhebe. Auch hatte Karl nicht eben immerfort Geld. Die verwickelte Politik gebot ihm tausend Rücksichten.

Indeß er nun harren mußte, behielt er seine Feinde unausgesetzt im Auge. Er beobachtete so genau, daß die Gesandten erstaunt waren, wie gut er ihre Regierungen kannte, wie treffend er zum Voraus beurtheilte, was sie thun würden. Endlich kam die Gelegenheit, die günstige oder die dringende Stunde doch. Dann war er auf, dann führte er aus, was er vielleicht seit zwanzig Jahren im Sinne gehabt.

Das ist die Politik, die seinen Feinden verabscheuungswürdig und Hinterlist, seinen Freunden ein Muster von Klugheit schien. Sie ist

†) Granvelle, chancelier de Charles V — père du Cardinal Granvelle, mort en 1586 à Madrid.

*) Contarini Gaspard né à Venise en 1483, mort en 1542.

wenigstens kaum willkührlich. Dies Harren, Ruhen, Sichunterrichten, nur spät Schlagen ist eben Karl's Natur.

In wie viel andern Dingen war es mit ihm nicht anders bestellt! Er bestrafte zwar, doch ließ er sich zuvor viel gefallen. Er belohnte wohl, aber freilich nicht sogleich. Mancher mußte Jahre lang unbezahlt ausharren, dann aber bedachte er ihn mit einem jener Lehen, mit einer jener Pfründen, deren er so viele hatte, daß er reich machen konnte, wen er wollte, und ohne selbst etwas auszugeben. Hierdurch brachte er Andere dahin, in seinem Dienste alle Mühseligkeiten der Welt zu erdulden.

Wenn man ihm die Waffen anzog, so bemerkte man, daß er über und über zitterte. Erst wenn er gerüstet war, dann ward er muthig, so muthig, daß man glaubte, er trotze darauf daß noch nie ein Kaiser erschossen worden.

Ein solcher Mensch voll Ruhe und Mäßigung, leutselig genug, um sich Verschiedenen zu bequemen, scharf genug, um Viele zugleich in Unterwerfung zu halten, scheint wohl geeignet, mehreren Nationen zusammen vorzustehen. Man lobt Karl'n, daß er durch Herablassung die Niederländer, durch Klugheit die Italiener, durch Würde die Spanier an sich geknüpft.

Was hatte er aber, um den Deutschen zu gefallen? Seine Natur war nicht fähig, sich zu jener treuherzigen Offenheit zu entwickeln, welche diese Nation an ausgezeichneten und hochgestellten Menschen zu allererst anerkennt, liebt und verehrt. Ob er wohl die Manier, wie die alten Kaiser sich mit Fürsten und Herren gehalten, gern nachahmte; ob er sich wohl bemühte, deutsche Sitten anzunehmen, und sogar den Bart in Deutschland nach deutscher Sitte trug, so erschien er den Deutschen doch immer als ein Fremder. Ein Vorspänner bei dem Geschütz, den er heftig antreibt, läßt ihn die Peitsche fühlen; vor Algier legt sogar ein Landsknecht auf ihn an, beide, weil sie ihn für einen Spanier halten. Besonders seit dem schmalkalischen*) Kriege zerfiel er mit der Meinung der Nation. Man nannte seine Gegner die Großmüthigen; er aber, Karl von Gent, wie man ihn hieß, habe hämisch gelacht, wie er den guten Kurfürsten gefangen genommen; mit welcher Hinterlist habe er sich in Halle des Landgrafen bemächtigt! Während die Italiener seine Einfachheit preisen, weil er unter einem glänzenden und reichgekleideten Gefolge selber in einem unscheinbaren Mantel in ihre Städte einritt, fanden die Deutschen auch an solchen Dingen etwas auszusetzen. Als er vor Naumburg von einem Regen überrascht ward, ließ er sich sein altes

*) Smalkalde, ville de l'électorat de Hesse; les états protestants d'Allem. formèrent une ligue contre Charles V en 1547.

Baret aus der Stadt holen, und nahm das neue, das er trug, indeß unter den Arm. „Armer Kaiser, dachte ich," sagt Sastrow, „der Tonnen Goldes verkriegt und um eines sammtnen Käppchens willen im Regen hält!" Genug, in Deutschland ward ihm nie recht wohl. Die Enzweiungen nahmen alle seine Thätigkeit hin, ohne ihm Ruhm zu gewähren; das Klima war seiner Gesundheit nachtheilig; er konnte die oberdeutsche Sprache nicht recht. Die Mehrzahl der Nation mißverstand ihn und war ihm abgeneigt.

Sein Leben fing spät an, selbständig zu werden, und ging ihm früh dahin. Lange wollte er nicht wachsen, und man versuchte manche Küche, um ihn besser zu fördern. Seine Entwickelung blieb ungewöhnlich zurück, bis man im Jahre 1521 bemerkte, daß er einen Bart bekomme und männlicher werde. Seitdem blühete er eine Zeit lang in gesunder Jugend. Er fing an, die Jagd zu lieben. In den Alpuxarren *), in den toledanischen Haiden, verlor er sich mehr als einmal so weit, daß Niemand sein Horn hörte, daß ein Moriske**) ihm am Abend den Weg weisen mußte, und man in der Stadt schon Lichter an die Fenster gestellt hatte und die Glocken zog, um ihn zu suchen. Zu Pferde turnirte er bald in Schranken, bald in offenem Felde; er versuchte sich mit Rohr und Gineta***); auch zu Fuß blieb er nicht zurück. Den Streit, den er mit Franz I. hatte, durch einen Zweikampf zu endigen, war wenigstens bei ihm voller Ernst. Wir haben aus dieser Zeit ein Bild von ihm, mit noch geschlossenem, etwas befehlshaberischen Mund, großem und feurigem Auge, gedrungenen Zügen; es ist ganze Gestalt; er faßt einen Jagdhund am Halsband. Aber allmählich und nur allzu bald entwickelte sich die Trennung zwischen der obern und der untern Hälfte seines Gesichts, welche seine meisten Bilder charakterisirt. Die untere tritt hervor, der Mund bleibt offen, die Augenlieder senken sich. So wie er vollkommen in das thätige Leben eintritt, ist er bereits nicht gesund mehr, und mit einer sonderbaren Art von Neid sieht er den Heißhunger an, mit dem ein eben von der Reise gekommener Geheimschreiber den Braten aufzehrt, den man ihm vorgesetzt hat. In seinem 36. Jahre, zu Neapel, gerade als er sich schmücken wollte, um etwa auch, wie er gesteht, den Damen zu gefallen, bemerkte man die ersten weißen Haare an seinen Schläfen. Nur vergebens ließ er sie wegnehmen, sie kamen immer wieder. Im 40. Jahre fühlte er seine Kraft schon halb gebrochen.

*) Chaîne de montagnes en Espagne.
**) Descendant des Maures.
***) Courte lance.

Es mangelte ihm das alte Vertrauen zu sich selbst und zu seinem Glück; und es ist bemerkenswürdig, daß er sich seiner Begegnisse vor diesem Jahre besser zu erinnern wußte, als der nachfolgenden, obwohl dieselben so viel neuer waren. Seitdem griff ihn besonders die Gicht an. Er mußte meist in der Sänfte reisen. Zuweilen brachte er zwar noch einen Hirsch, ein wildes Schwein von der Jagd, doch gewöhnlich mußte er sich begnügen, mit der Büchse in's Holz zu gehen und nach Krähen und Dohlen zu schießen. Sein Vergnügen war zu Hause, wo ihm der Narr hinter seinem Tische zuweilen ein halbes Lächeln abnöthigte, wo ihn sein Hofmeister Monfalionet mit treffenden Antworten reizte und ergötzte. Doch immer heftiger setzte ihm die Krankheit zu. „Die Gicht", sagt Cavollo 1550, „steigt ihm manchmal bis zum Kopf und droht ihn einmal plötzlich zu tödten." Die Aerzte riethen ihm dringend, Deutschland zu verlassen; die steigende Verwirrung der Geschäfte hielt ihn in diesen Gegenden fest. Da entwickelte sich ein Hang zu schwermüthiger Einsamkeit, der lange in ihm gewesen, zu überwiegender Stärke; im Grunde doch der nämliche, der seine Mutter so lange auf der Welt, so lange der Welt entfremdet gehalten. Karl sah Niemand, wen er nicht ausdrücklich rufen lassen. Oft war er unmuthig, nur zu unterschreiben. Selbst einen Brief zu eröffnen, machte ihm Schmerzen in der Hand. In einem schwarz ausgeschlagenem Gemache, das mit sieben Fackeln erhellt war, lag er Stunden lang auf den Knieen. Als seine Mutter gestorben, glaubte er zuweilen ihre Stimme zu vernehmen, die ihm rufe, nachzukommen.

In diesem Zustande entschloß er sich, das Leben zu verlassen, ehe er noch starb.

Leopold Ranke.

---

5. Peter der Große.

(1682—1725.)

Peter der Große war der Sohn des russischen Czaaren Alexie und 1672 geboren. Schon seine Jugend war stürmisch bewegt. Frühe starb der Vater, welcher Kinder aus verschiedenen Ehen hinterließ. Peter, erst zehn Jahre alt, wurde zum Czaaren und seine Mutter Natalia zur Regentin ausgerufen. Dies erregte den bittersten Neid seiner schon erwachsenen Stiefschwester Sophia, einer ehrsüchtigen, aber der niederträchtigsten Handlungen fähigen Person. Sie wandte sich an die Strelitzen, die regelmäßigen Truppen der Hauptstadt. Eine Verschwörung entstand. Natalia und Peter flohen nach einem festen Kloster, sechs

Meilen von Moskau. Auch dahin folgten ihnen die Mörder. Nach langem Suchen fanden sie Peter in der Kirche, am Altare knieend, vor ihm die Mutter, die schützenden Arme ausbreitend. Eben wollte ein wüthender Strelitz ihm das Messer in die Brust stoßen, als ein anderer ihm zuschrie: „Halt, Bruder! nicht hier am Altar! Er kann uns ja doch nicht entgehen!" — Das rettete den Czaaren, denn eben war die Reiterei erschienen und jagte die Meuterer aus einander. Peter versprach Verzeihung, wenn die Anführer ausgeliefert würden. Dreißig wurden hingerichtet; die Ruhe ward wieder hergestellt.

Peter wuchs kräftig heran. Sein Lieblingslehrer und Freund wurde Lefort, ein Kaufmannssohn aus Genf, der nach mancherlei Schicksalen und Reisen endlich nach Moskau gekommen war, und nun dem wißbegierigen Peter von fremden Ländern und Gebräuchen erzählen mußte. Als er ihm einst die Einrichtung des europäischen Militärs lebhaft beschrieben hatte, sprang Peter begeistert auf und rief: „Das will ich auch versuchen." In einem Dorfe bei Moskau errichtete er eine Compagnie von fünfzig Jünglingen seines Alters. Lefort war ihr Hauptmann, und Peter diente selbst als Gemeiner; denn nur Verdienst, nicht aber Zufall der Geburt sollte zur Auszeichnung führen. Dies alles betrachtete Sophia im Anfang nur als ein Kinderspiel, bis in ihr der Verdacht aufstieg, es könne doch eine ernstere Bedeutung haben. Abermals entwarf sie mit ihren Vertrauten den Plan, Peter mit der Mutter zu ermorden; Peter, zeitig gewarnt, floh wieder nach jenem Kloster und rief seine fünfzig Freunde herzu. Diese mit vielen andern kamen. Die Verschwornen wagen keinen Angriff; Peter aber läßt die treulose Schwester ergreifen und unter strengem Gewahrsam in ein Kloster bringen.

Rußland war damals noch nicht das großmächtige Land, das es jetzt ist. Es hatte weder am schwarzen Meere, wo die Türken, noch an der Ostsee, wo die Schweden herrschten, Häfen. Asow*), die bedeutende Hafenstadt, hatten früher die Russen besessen; Peter mußte es aber erst den Türken wieder entreißen.

Um Seeleute zu gewinnen, sandte er ganze Schaaren junger Leute nach Venedig und Livorno, wo sie den Seedienst erlernen mußten.

Doch dies alles befriedigte seinen Geist noch nicht. Er fühlte, er müßte selbst mit dem Beispiele vorangehen, wenn seine am alten Herkommen klebenden Russen aus ihrem Schlafe sollten aufgerüttelt werden. Zugleich trieb ihn sein wißbegieriger Geist, fremde Länder zu sehen, fremde Sitten und Einrichtungen kennen zu lernen. Er beschloß daher,

*) Sur le Don.

eine Gesandtschaft durch einen Theil Europa's reisen zu lassen und sich unter sie zu mischen, um den Ehrenbezeugungen und Festlichkeiten zu entgehen, die er sonst auszustehen gehabt haben würde. Lefort führte die Gesandtschaft. Holland, als der erste Handelsstaat damaliger Zeit, zog ihn vor allen an. In Saardam, einem großen Dorfe, Amsterdam gegenüber, wohnte er sieben Wochen lang in einer armseligen Schifferhütte. Jeden Morgen ging er mit dem Beile in der Hand nach den Schiffswerften, arbeitete wie der gemeinste Zimmermann und ließ sich Peter Michaeloff nennen. Auch in der Schmiede arbeitete er mit, und erlernte auch die Chirurgie. Von Holland ging er nach England, um das englische Seewesen kennen zu lernen, und äußerte bei dieser Gelegenheit, er wolle eben so gern ein englischer Admiral als Russischer Kaiser sein.

Eben war er im Begriffe, das Wunderland Italien zu besuchen, als ihn die böse Nachricht traf, daß sich die Strelitzen abermals empört hätten. Er eilte zurück. Als er in Moskau ankam, war durch einen tapfern General der Aufruhr gedämpft. Nun hatte er nichts eifriger zu thun, als seine Pläne zur Bildung seines Volkes in Ausführung zu bringen. Er ließ nicht nur Bücher aus fremden Sprachen ins Russische übersetzen und Schulen anlegen, sondern erklärte auch diejenigen, welche nicht lesen und schreiben könnten, des väterlichen Erbes für verlustig. Er führte den Gebrauch des Schreibpapiers in Rußland ein und schaffte eine Buchdruckerei von Holland nach Moskau. Im Jahre 1703 legte er den ersten Grund zu einer neuen Stadt, die nach seinem Namen Petersburg heißt. Um den Bau schnell zu betreiben, wurden Tausende von Bauern, zum Theil aus einer Entfernung von 2—300 Meilen, nach der Newa zusammengetrieben. Die Armen fanden hier weder Obdach, noch Lebensmittel, noch Handwerkszeug. Aber es arbeiteten täglich 20,000 Menschen, und das Werk ging zusehends von Statten. Die ersten Gebäude waren elende hölzerne Hütten, auch fehlte es an Einwohnern. Bald ließen sich jedoch hier viele Liefländer*) und Andere nieder, die im Kriege ihre Häuser verloren hattten, auch Matrosen und Schiffbauer, weil Peter in der Nähe große Schiffswerfte anlegte. Auch errichtete er eine Apotheke, eine Sternwarte und eine Akademie der Wissenschaften daselbst und schaffte die sclavische Sitte, vor dem Czaaren niederzufallen, ab; verbot die Glücksspiele, stiftete Hospitäler, Waisen- und Arbeitshäuser, führte Brief und Reiseposten ein, verbesserte das Maß- und Münzwesen, beförderte den Handel und brachte durch Beru-

*) Livoniens.

fung ausländischer Handwerker und Künstler die Gewerbe in Aufnahme. Das alles war die Frucht seiner Reisen, da er alles im Auslande mit empfänglichem Sinne für das Gute und Nützliche mit eigenen Augen gesehen und, wo er nur immer konnte, selbst mit Hand angelegt hatte. Jetzt sah er erst, wie weit sein Volk noch gegen das Ausland zurück war; jetzt wußte er aber auch, was er thun und wie er es angreifen müsse, um den Grund zu seiner Bildung zu legen. Und wenn es ihm auch nicht gelang, alles so herzustellen, wie es vor seiner Seele stand, vorzüglich da er die längste Zeit seiner segensreichen Regierung mit auswärtigen Feinden Krieg zu führen hatte, so hat er doch den Ruhm für sich, eben dadurch, daß er sich nicht schämte, noch als Mann und Kaiser Lehrling zu sein, seinem Volke für alle Folgezeit unendlich viel genützt zu haben.

Aus Haesters.

---

6. Konstantin der Große.

(333 n. Chr).

Diocletian*) war der letzte römische Kaiser, der als Heide die Christen grausam verfolgte. Sein Nachfolger, Konstantin, ward selbst ein Christ, und die schrecklichen Christenverfolgungen hörten auf. Schon in seines Vaters Hause hatte Konstantin viel Löbliches von den Christen gehört und war ihnen deßhalb im Herzen zugethan. Als er Herrscher eines Theils des römischen Reiches geworden war — denn damals war das römische Reich unter sechs Kaiser vertheilt, die neben einander regierten —, gerieth er in Streit und Krieg mit seinem Mitkaiser Maxentius**), einem schlimmen Christenfeinde. Und als er nun den Tag vor der entscheidenden Schlacht zur Mittagszeit sinnend und nachdenkend vor seinem Heere hin und her geht und überlegt, ob er auch wohl siegen könne, und wie er das anzufangen habe, sah er am hellen Mittag am Himmel ein Kreuz mit der Inschrift: „Hiermit wirst du siegen." Das Kreuz war damals schon das Sinnbild des Christenthums, und jene Inschrift wurde gedeutet: durch die Hülfe der Christen werde Konstantin siegen. Sogleich fielen die Tausende von Christen ihm zu; sie sahen in ihm ihren Beschützer, und waren bereit, ihr Leben für ihn hinzugeben. Und Konstantin siegte; — besiegte auch nach und nach die übrigen Mitkaiser, lauter Feinde des Christenthums, und wurde wieder einmal ein alleiniger

*) Mort en 313.

**) Maxence fut vaincu sous les murs de Rome en 312; il se noya dans sa fuite.

Oberherr im römischen Reiche. Und als nun Konstantin erklärte: „ein jeder dürfe sich ungestört zu der Religion bekennen, die er im Herzen für wahr halte; auch das Christenthum könne bekennen, wer da wolle,“ da gewann das Christenthum immer mehr Bekenner. Kirchen wurden erbaut, und des Kaisers Mutter, Helena, wallfahrtete selbst nach dem heiligen Lande und ließ über dem heiligen Grabe eine prachtvolle Kirche erbauen. Die Heiden geriethen immer mehr in Verachtung, und die Christen wurden mehr und mehr geachtet. — Konstantin zog von Rom fort nach Byzanz am schwarzen Meere und ließ dort viele schöne Häuser aufbauen. Darum hat man ihm zu Ehren jene Stadt seitdem Konstantinopel genannt.

Nach Welter.

---

7. Rudolph von Habsburg.

Rudolph von Habsburg war ein Mann lang von Statur, maß sieben Schuh in der Länge, war mager, hatte ein kleines Haupt, ein blasses Antlitz, eine lange Nase und wenige Haare. Wenn er sprach, gewann er Zutrauen bei Allen, die ihn hörten, durch die ihm innewohnende Freundlichkeit und Milde, deren Abglanz seine Worte waren, selbst beim ernsten Richteramte. Denn eben dadurch steht Rudolph über den Meisten, daß er seinen Arm zum Schutze der Hülflosen erhob, daß seine Fehden nicht auf Unterdrückung der Nachbarn, sondern auf Zusammenbringen der zerstreuten Familiengüter und Lehen gerichtet waren, und daß er auch darin immer bereit war, die Schiedsrichter zu hören. Die großen Prälaten behandelte er nach den Kriegsgesetzen als Fürsten, die ihre Gewalt mißbrauchten; der Kirche aber und ihren würdigen Dienern bewies er solche Achtung, daß er einst einem armen Priester, der, mit dem Sacramente zu einem Sterbenden eilend, an einem angeschwollenen Bache aufgehalten ward, sein eigenes Pferd zum Uebersetzen gab und es nicht mehr zurücknahm, weil es nach solchem Dienste nicht wieder zu gewöhnlichen gebraucht werden sollte. Und daß kein charakteristischer Zug zum Bilde des echten deutschen Mannes ihm fehle, sei's nicht verschwiegen, daß König Rudolph auch den heitern Scherz und harmlose Kurzweil liebte, die liebliche Blüthe eines reinen Herzens in der Hütte wie auf dem Throne. Weil das aber auf dem letztern so selten zu allgemeiner Kunde kommt, so mag hier statt des vielen Ernsten, das wir aus Rudolph's Leben den Geschichtsschreibern nacherzählen könnten, ein lustiger Schwank ein Plätzchen finden, da er des großen Mannes nicht nur nicht unwürdig ist, sondern vielmehr einen tiefen Blick in den Reichs-

thum seines Gemüthes thun läßt. Es war im Anfang des Jahres 128?, als der König Rudolph am Rheine hausete und nach Boppard und Mainz kam, um dort die Klagen der damals hart verfolgten Juden zu hören und zu schlichten. Von der Zeit seines Aufenthalts in der letztgenannten Stadt erzählen die Chronisten, daß eine Kälte geherrscht habe, die man kaum sich denken könnte; der Wein in den Bechern gefror in den Kirchen, oder während er auf dem Tische stand. Eines Tages aber war die Kälte so groß, daß selbst dem Könige in seiner Herberge nicht recht warm werden wollte. Gegenüber war ein Bäckerladen, wo es glühende Kohlen gab. Schnell zog der König nur ein einfaches Wams an und ging hinüber, um sich nach den Kohlen umzusehen. Da redete ihn die Bäckerin, welche nicht wußte, daß er der König war, mit heftigen Worten an und sprach: „Soldaten müssen sich nicht zu armen Weibern machen!" Der König antwortete ganz demüthig dem Weibe und sprach: „Liebe Frau, laßt euch nicht ärgern wegen meiner Gegenwart, ich bin ein alter Soldat, habe alle meine Habe im Dienste des lumpigen Rudolph vergeudet, und nun läßt er mich darben." Das Weib sagte: „Folget nur eurem hungrigen Könige Rudolph, welcher alle Lande verheert und alle Lande ausgesaugt hat." Der König fragte die Frau: „Was hat er denn Böses gethan?" So arg als möglich über den König schmähend und schimpfend und mit großer Bitterkeit des Herzens antwortete sie: „Ich und alle Bäcker dieser Stadt sind durch ihn in Armuth gekommen, daß wir jetzt auf keine Weise mehr zu dem Vermögen kommen können, was wir vorher besessen." Zuletzt fügte sie hinzu: „Packet euch, Herr, denn ihr hindert uns an unserm Geschäfte!" Der König machte im ersten Augenblicke keine Miene, ihr wegen ihres Schimpfens auszuweichen; darüber ärgerte sich das Weib über die Maßen; sie nahm ein Gefäß mit Wasser, schüttete es über die Kohlen, und richtete das Kleid des alten Soldaten oder Königs auf die schändlichste Weise zu. Jetzt nahm dieser die Flucht und eilte, was er konnte, in seine Herberge zurück. Als er dort einige Stunden später an der Tafel saß, gedachte der König an die Gutthaten, die ihm die Bäckerin erwiesen, und trachtete darnach, wie er sie wieder vergelte. Er ließ die Wirthin kommen und sprach zu ihr: „Nehmet jene Schüssel voll Fleisch und bringet sie der Bäckerin von dem alten Soldaten, der ihr danken lasse dafür, daß er sich in der Frühe so gut an ihren Kohlen habe wärmen dürfen." Hierauf erzählte der König, wie die Bäckerin ihn geschmäht und geschimpft hatte, und erregte dadurch bei Allen ein großes Gelächter. Jetzt erfuhr auch die Bäckerin, daß der König es gewesen, den sie gescholten hatte, und es that ihr gar sehr leid; sie machte sich schnell auf, trat vor

den König und bat ihn fußfällig, er möge ihr doch das Unrecht verzeihen, was sie ihm heute angethan habe. Der König wollte sich aber nur dazu verstehen, ihr zu verzeihen, wenn sie ihn jetzt vor aller seiner Gäste Ohren auf eben die Art wieder schimpfe, wie sie zuvor unter vier Augen gethan habe. Das that denn auch die Frau treulich zur Kurzweil der Anwesenden, den Willen ihres gnädigen Herrn erfüllend. — Derselbe Fürst aber, der so heiteres Scherzspiel liebte und übte, war des Reiches ernster Hüter und Mehrer, auf dem Richterstuhle wie auf dem Schlachtfelde, und übte mit rastloser Thätigkeit bis in sein spätes Alter das Königsamt in Handhabung des Rechtes und des Friedens. Darum schützte er die Städte in ihren Freiheiten, züchtigte die Räuber, die von ihren Felsennestern aus die Ehre des Ritterstandes schändeten und den freien Verkehr des Handels gefährdeten, und sicherte das königliche Ansehen durch die Gründung einer ansehnlichen Hausmacht. In allem Diesem den edlen Hohenstaufen ähnlich, ist er es auch in seiner Liebe zu der Sprache seines Volkes — die seit ihm auch in Urkunden statt der bis dahin lateinischen gebraucht wurde — und in der Freude an der edeln Dichtkunst. Zwar verhallten zu seiner Zeit die echten Minnesänger — denn bald nach seinem Tode bestatteten die mainzer Frauen den letzten derselben, Heinrich Frauenlob, und übergossen sein Grab mit Wein. — Doch fehlte es ihm nicht an Sängern seiner Thaten, die in Gemeinschaft mit tüchtigen und zuverlässigen Geschichtsschreibern seinen Ruhm verkündet haben allen Zeiten.

Schönhuth.

---

8. Maximilian I.

Nachdem im Jahre 1431 das luxemburgische Kaiserhaus mit Sigismund*), dem Bezwinger der Hussiten, ausgestorben war, erhielt Albrecht II., der in gerader Linie von Rudolph von Habsburg abstammte, die Kaiserkrone. Mit ihm begann die Reihe der österreichischen Kaiser, deren letzter, Franz II., die deutsche Kaiserwürde niederlegte und seit 1806 den Titel Kaiser von Oesterreich annahm, den seine Nachfolger noch gegenwärtig führen. Auf Albrecht II. folgte sein Vetter Friedrich III., dessen Sohn Maximilian I. war. Dieser wurde 1493 deutscher Kaiser und regierte bis 1519, also bis in den Zeitraum hinein, der die drei letzten Jahrhunderte umfaßt und die Neue Zeit heißt. So steht er, als der erste Herrscher der Christenheit, auf der Gränze zweier Zeitalter und gehört durch seinen ritterlichen Muth und seine persönliche Tapferkeit

*) Fils de l'empereur Charles IV, et d'Anne de Silésie.

eben so dem einen — wie nach seiner ganzen Anschauungs- und Denkweise dem andern an.

Wie durch Verstand und treffendes Urtheil zeichnete sich Maximilian auch durch körperliche Wohlgestalt und Kraft aus; seine Unerschrockenheit kannte keine Gränzen. Kaum war je ein Mensch von so vielen Lebensgefahren bedroht als Max, und stets ist er aus allen oft wunderbar errettet worden. Er war von Jugend auf ein rüstiger Jägersmann. Einst nun kletterte er in Tyrol, bei Zirl im Ober-Innthal, um nach Gemsen zu jagen, die schwindelnd hohe Martinswand hinan. Er verstieg sich und konnte weder vor- noch rückwärts; über sich erblickte er nun den Himmel und unter sich eine furchtbare, schroffe Tiefe. Niemand bemerkte ihn dort oben. Da strengte er sich an, den Thalbewohnern seine entsetzliche Lage bemerklich zu machen; es gelingt ihm, man erkennt ihn, und zahlreiche Scharen von Landleuten versammeln sich am Fuße der steilen Wand; sie rathschlagen über seine Rettung, aber sie kommen nur immer mehr zu der Ueberzeugung, daß alle menschliche Hülfe hier vergebens, daß der Kaiser unrettbar verloren sei. Dies machen sie denn dem unverwandt niederschauenden Fürsten durch Händeringen bemerklich, und er ergibt sich in sein Schicksal. Auf den Knieen liegend, bereitet er sich durch Gebet und Buße zum nahen Tode, bis endlich am dritten Tage plötzlich an seiner Seite ein junger Hirt erscheint; dieser winkt ihm zu folgen, fürt ihn auf einem von Niemandem früher gesehenen Fußsteige und geleitet ihn gefahrlos bis ins Thal hinab. Am Fuße der Felsen verschwindet der Führer, ohne auf Lohn oder auch nur auf einen Dank zu warten; Niemand hat ihn gekannt, Niemand weiß, wer es gewesen.

In jenen unruhigen Zeiten, besonders bei den Kämpfen, die Karl der Kühne von Burgund mit Ludwig XI. von Frankreich zu bestehen hatte, und wo Max, als der Schwiegersohn des ersteren, auch auf dessen Seite stand, hat unser Fürst in vielen Schlachten mitgefochten, nicht selten den Ausschlag gegeben; aber aus dem blutigen Streite auch vierzehn Wunden davongetragen, deren Narben er mit ins Grab genommen. Als ihn einst zwei französische Reiter anfielen, tödtete er den einen und den andern nahm er gefangen. Im Hennegauischen schlug er ein andermal allein sechs Küraßreiter zurück. — In Brabant trug ihn das vom Kopfharnisch geblendete Pferd in vollem Rennen an den Rand des thurmtiefen Schloßgrabens; am Rande desselben warf Max das Pferd zurück und brachte es auf seine Hinterfüße zu sitzen. — In einem fränkischen Landstädtchen konnte er sich nur dadurch bei einem rasch um sich greifenden Feuer aus den Flammen retten, daß er ruhig über die bereits brennende Treppe herabflüchtete. — Dreimal schlug der Blitz dicht vor ihm

in die Erde; während eines heftigen Gewitters hielt er an, stieg mitten unter seinen Hofjunkern vom Pferde, fiel auf die Knie und rief tief bewegt: „Dir, Herr des Donners, sei die Ehre allzeit! Du allein bist der Kaiser, wir andern alle sind deine Bauern.“ — Mit dieser Demuth und Ergebung steht seine Verwegenheit im Widerspruche. In Ulm stellte er sich nämlich auf den oberen Thurmkranz mit einem Fuße und beschrieb mit dem andern einen Kreis in der Luft. In München ging er in den Käfig eines sechsjährigen Löwen, riß ihm den Rachen auf und griff nach seiner Zunge, was sich das königliche Thier alles wie ein Lamm gefallen ließ. Im Lande ob der Enns kroch er einem Bären in die Höhle nach und erlegte ihn.

Sein Charakter war edel und bieder, seine Lebensweise möglichst einfach, seine Tafel sehr mäßig; nie hat Jemand ihn berauscht gesehen. Sein Beispiel veranlaßte, daß der Adel seiner Erbländer eine Verbrüderung gegen das unmäßige Trinken und Fluchen errichtete. — Auf fremdes Lob war er nicht neidisch, und Tadel ertrug er gelassen. Als man ihm den König von Frankreich rühmte, der bei seinen Unterthanen den unbedingtesten Gehorsam fände, während der deutsche Käiser immerdar mit der Widerspänstigkeit der Reichsstände zu kämpfen habe, erwiderte er: „Der König von Frankreich ist ein König der Esel, denn was er seinen Vasallen auferlegt, das müssen sie thun — der König von England ein König der Männer, denn was er seinen Vasallen aufträgt, das thun sie und haben ihren König dabei lieb — ich selbst aber bin ein König der Könige, denn was ich den deutschen Fürsten aufgebe, das thun sie, wenn es ihnen gefällt.“ Ueber Schmähschriften, in denen man ihn zu kränken suchte, äußerte er: „Dergleichen Lieder sind eben so schnell wieder vergessen, als sie aufkommen; keins dauert so lange wie das Lied: „ „Christ ist erstanden“ “, welches schon 1500 Jahre gesungen wird.“ — Als ein Höfling, um Maxens Forschungen über das Alter des Hauses Oesterreich lächerlich zu machen, die Reime an die Wand schrieb: „Da Adam hackt' und Eva spann, wer war denn da ein Edelmann?“ schrieb er gelassen darunter: „Ich bin ein Mann wie ein anderer Mann, nur daß mir Gott die Ehre gann.“ Der Edelmuth Maximilian's zeigte sich auch darin, daß er Künstler und Gelehrte reichlich unterstützte, die Universitäten in Wien und Ingolstadt gut fundirte. Er selbst liebte die Wissenschaften; er betrieb Mathematik und Astronomie und studirte besonders eifrig die Geschichte. „Ein Fürst, der die Geschichte nicht kennt, pflegte er zu sagen, kann unmöglich gut regieren.“ Er war Dichter und Schriftsteller; er sagte einem Geheimschreiber den wunderbaren Gang seines Lebens in die Feder. Das Buch, welches wir noch besitzen, führt

den Titel: „Weiskunig, eine Erzählung von den Thaten Kaisers Max.“

Als Regent brachte er den Namen des Kaisers wieder zu Ansehen und führte die Zügel der Herrschaft so kräftig, als es sich in der aufgeregten und unruhigen Zeit nur thun ließ. Im Jahre 1495 machte er auf dem Reichstage zu Worms durch den ewigen Landfrieden allen Befehdungen der Ritter und Herren in Deutschland unter einander, allen innern Unruhen und Gewaltthätigkeiten unter einander ein Ende. Das Reich hatte damals, die Besitzungen der freien Ritterschaft eingerechnet, über 1000 reichsunmittelbare Gebiete, deren Herren sich in ihren Streitigkeiten immer selbst Recht schaffen wollten; daher stiftete der Kaiser das Reichskammergericht zu Wetzlar*) als höchsten Gerichtshof, bei welchen fortan die Streitigkeiten der Glieder des Reiches anhängig gemacht und entschieden werden sollten, der Kaiser selbst entschied nicht; aber er war entschlossen, wo Jemand sich gegen die oberste richterliche Entscheidung auflehnte, dieser kräftigen Nachdruck zu geben. Unter ihm rissen sich leider die Schweizer vom Reiche los, weil sie die auf dem Reichstage gegen die Türken bewilligte Steuer nicht bezahlen und das Reichskammergericht nicht anerkennen wollten.

Von Maximilian rührt auch die Eintheilung des Reiches in die bekannten zehn Kreise und die Einrichtung des Postwesens her, indem er in Bezug auf letzteres das Reichs-Postmeisteramt den Grafen von Thurn und Taxis übertrug. Auch im Kriegswesen traf er zweckmäßige Anordnungen; er errichtete stehende Truppen, namentlich die sogenannten Lanzenknechte, theilte das Heer in Regimenter, diese in Fähnlein (Compagnieen), diese in Rotten (Corporalschaften); das Geschützwesen vervollkommnete er, er erfand neues Wurfgeschütz, er ließ die Kartaunen (Kanonen), welche man vorher auf der Erde liegen hatte, zum leichtern Fortschaffen auf Wagengestelle auf eine Art Lafetten bringen, u. s. w. Für die Erweiterung der österreichischen Hausmacht sorgte er auf die friedlichste Weise. Wie er selbst als Gemahl der reichen Erbin von Burgund, Lothringen zu Oesterreich brachte, so vermehrte er die Macht derselben durch die Vermählung seiner Enkel mit den Kindern Wladislaw's**) von Ungarn und Böhmen, die später mit Oesterreich verbunden wurden. - Maximilian starb 1519; nach ihm kam die Kaiserkrone auf seinen Enkel Karl V., der zugleich König von Spanien, Neapel und Sardinien war. Max hatte nämlich seinen einzigen Sohn Philipp mit Johanna, der Erbtochter Ferdinand's von Castilien und

*) Chef-lieu de cercle Wetzlar Braunfels, en Prusse, prov. rhén.

**) Vladislas VI, roi de Pologne et de Hongrie, né en 1424.

Isabella's von Aragonien vermählt; bei seinem früheren Tode hatte nun Philipp zwei Söhne, Karl und Ferdinand, hinterlassen, von denen Karl nach dem Rechte der Erstgeburt in den Besitz aller habsburgischen Besitzungen — und nach der Wahl der deutschen Fürsten auch zur Kaiserwürde gelangte. Die Thätigkeit Karl's gehört ganz der neueren Zeit an, und das Mittelalter wird am geeignetsten mit Maximilian beschlossen.

Nach Welter.

---

9. Muhamed.
(622 n. Chr.)

Unter den Arabern trat zu Anfang des siebenten Jahrhunderts ein Mann auf, der dazu bestimmt schien, große Bewegungen im Morgen- und Abendlande hervorzubringen. Das war Abul Casem Muhamed oder Mahomed. Er war um das Jahr 569 in Mekka geboren. Kaum war er zwei Jahre alt, da starb schon sein Vater und hinterließ nur fünf Kameele und eine alte Sclavin, auch die Mutter lebte nicht lange. Nun nahm sein Großvater den sechsjährigen Knaben zu sich, und als er neun Jahre alt war, erzog ihn sein Oheim, ein thätiger Kaufmann, der ihn auf seinen weiten Handelsreisen mitnahm. Das Feuer seiner schwarzen Augen, seine schöne, edle Haltung, sein kräftiger Wuchs zogen Aller Augen auf sich, und ließen den künftigen Herrscher ahnen. Dazu hatte ihm die Natur eine große Kraft der Beredsamkeit gegeben. Keiner konnte seinen Worten widerstehen, wenn er mit Begeisterung sprach. Auf seinen Reisen beobachtete er Länder und Völker mit großer Aufmerksamkeit; über alles, was er sah, dachte er nach. Er hatte sich der Handlung gewidmet und führte von seinem 25. bis 40. Jahre die Geschäfte einer reichen Wittwe mit solcher Thätigkeit, daß sie ihn endlich heirathete, wodurch er ein reicher Mann wurde. Aber die Bequemlichkeit des Lebens konnte seinen feurigen Geist nicht befriedigen. Wenn er mit großen Karawannen auf den Handelsstraßen hinzog und die redseligen Reisegefährten schwatzten oder fröhliche Lieder sangen, ritt er schweigend, in tiefe Gedanken verloren, für sich allein, dachte über höhere Dinge, über Gott, Unsterblichkeit und Bestimmung des Menschen nach, und hörte und sah nicht, was um ihn her vorging. „Die Menschen um dich herum,“ so dachte er, „sind im düstern Aberglauben versunken. Du willst ihnen bessere Begriffe beibringen und die Wohlfahrt deines Vaterlandes begründen.“ Seine Mutter war eine Jüdin, und von ihr hatte er vernommen, daß ihr Volk auf den Messias warte; von einem

Mönche hatte er die Lehre Jesu kennen gelernt. Der sagte ihm, daß Jesus allen denen, die ihn lieben, einen Tröster senden werde. Nun erfaßte den jungen Mann die Einbildungskraft mit aller Gewalt, und er bildete sich bald ein, daß er der verheißene Tröster wäre und letzte Prophet Gottes sei, der die Menschen leiten müsse in alle Wahrheit. Alsbald begab er sich in die Einsamkeit und brütete seinen schwärmerischen Träumen nach. Darauf trat er öffentlich auf und redete mit dichterischer Begeisterung von seiner neuen Glaubenslehre, dem Islam. Er lehrte: „Es ist nur ein Gott (Allah) und Muhamed ist sein Prophet.“ — Seine Reden machten viel Volk gläubig; aber die Vornehmsten in Mekka schimpften ihn einen Thoren und Betrüger. Muhamed mußte aus der Stadt fliehen und kam nach Medina, wo man ihn und seine Anhänger, Moslemim oder Muselmänner genannt, willig aufnahm. Das Jahr seiner Flucht aus Mekka (622) nach Medina ward der Anfang einer neuen Zeitrechnung (Hegira, Hedschra). Es begann nun eine blutige Fehde, in welcher Muhamed mit gewaffneten Scharen über Mekka herfiel. Auch sandte er an alle benachbarten Völker Gesandte, sie zu seinem Glauben, dem Islam, einzuladen. Viele wurden gläubig, andere antworteten trotzig, und so kam es zu neuen Kriegen, in denen, bei Sieg und Niederlage, Muth und Kraft der Moslemim wuchs. Siegreich zog er in Mekka ein, verzieh seinen Feinden und wallte in frommer Ehrfurcht zur heiligen Kaaba*), welches ein schwarzer Stein ist, den die Araber verehren und wohin sie Wallfahrten machen und Geschenke bringen. Muhamed weihete den Stein für immer als ein Heiligthum der Moslemim ein. Von nun an sandte er in alle Theile der Halbinsel, um alle Araber gläubig zu machen; wo er Widerstand fand, da zog er aus mit großem Kriegsheere, und so bereitete er sich nicht nur ein geistliches, sondern auch ein weltliches Reich, denn er wurde bald Gebieter von ganz Arabien. In Mekka starb Muhamed. Man legte ihn in einen eisernen Sarg und begrub ihn in Medina**), wo man noch den Sarg in einer reichgeschmückten Moschee (Kirche) sehen kann. Er hängt an der Decke, der Sage nach an einem ungeheuren Magnet. Seine Lehre ist nach seinem Tode in einem Buche, dem Koran, aufgezeichnet.

Muhamed's Nachfolger in der Herrschaft, Chalifen, führten die Araber, die sich auch Mauren nennen, zu neuen Eroberungen. Erst eroberten sie Aegypten, dann die Nordküste Africa's, hernach sogar Spanien. Aus Frankreich wurden sie durch Karl Martell (dem Vater

*) Maison de Dieu, construite par Adam ou Abraham d'après leurs traditions; il n'en reste que quelques pierres.

**) Ville arabe.

Pipin's des Kurzen, dem Großvater Karl's des Großen) wieder nach Spanien gejagt, woraus sie von den Christen später wieder nach Africa zurückgedrängt wurden.

Im Osten verband sich ein wildes Gebirgsvolk, die Türken, mit ihnen und nahm ihren Glauben an. Und als später die Macht der Araber abnahm, fing die der Türken an zu wachsen. Sie führten beständige Kriege mit dem morgenländischen Kaiserthume, bis sie im Jahre 1453 gar die Hauptstadt Konstantinopel einnahmen und damit dem ganzen Reiche ein Ende machten.

Nach Haesters.

---

10. Alexander der Große, König von Macedonien.

(333 v. Chr.)

Alexander, der Sohn Philipp's, des Königs von Macedonien, verdankte seine Bildung dem berühmten Philosophen Aristoteles. Schon als Knabe hatte Alexander für alles Ruhmwürdige einen regen Sinn. So oft er die Nachricht von einem Siege seines Vaters erhielt, rief er schmerzlich aus: „Mein Vater wird mir nichts mehr zu erobern übrig lassen!" Einmal bekam sein Vater ein wildes Pferd, Bucephalus genannt. Die besten Reiter versuchten ihre Kunst daran, aber es ließ keinen aufsitzen. Da bat er seinen Vater, ihm einen Versuch zu gestatten. Nach vielem Bitten erhielt er endlich die Erlaubniß. Nun ergriff er das Pferd beim Zügel und führte es gegen die Sonne; denn er hatte bemerkt, daß es sich vor seinem eigenen Schatten scheute. Er streichelte es, und plötzlich schwang er sich pfeilgeschwind hinauf. Das Pferd flog in wildem Galopp mit ihm davon, und sein Vater fürchtete für sein Leben. Als er aber umlenkte und das unbändige Roß sicher tummelte, da erstaunten alle, und Phillipp rief voll Freuden: „Mein Sohn, suche dir ein anderes Königreich, Macedonien ist zu klein für dich." —

Alexander war kaum zwanzig Jahre alt, als sein Vater starb. Zuerst unterwarf er sich Griechenland und zeigte sich überall als einen Kenner und Beschützer der Künste und Wissenschaften.

Mit glühendem Eifer begann er nun die Eroberung des persischen Reiches. Von Europa setzte er nach Asien über den Hellespont*). Hier traf er mit den Persern am Flüßchen Granikus zusammen. Seine Feldherren widerriethen es, im Angesicht des Feindes über den Fluß zu gehen; aber Alexander antwortete: „Der Hellespont würde sich ja

*) Canal des Dardanelles.

schämen, wenn wir dieses Flüßchen fürchteten." Mit diesen Worten stürzte sich der kühne Jüngling in den Fluß; seine Macedonier folgten, und glücklich wurde das jenseitige Ufer erreicht. Sogleich begann auch der Kampf, und fast hätte Alexander hier sein Leben verloren; denn zwei persische Führer sprengten auf ihn los, hieben ihm auf den Kopf, daß der Helm zersprang, und schon hob der eine den Arm empor, um ihm den Kopf zu spalten. Da, in dem gefährlichen Augenblicke, sprengte Alexander's Feldherr Klitus herbei und schlug mit einem Streiche dem Perser den rechten Arm herunter, daß Schwert und Arm zugleich herabfielen. Alexander's Leben war gerettet.

Die Eroberung Kleinasiens war die Frucht dieses Sieges. Im Südosten dieser Halbinsel lag die Stadt Tarsus, welche von dem Cydnus durchflossen wird. Hier kam Alexander bei großer Hitze, mit Staub und Schweiß bedeckt, an. Das klare Wasser des Flusses lud ihn zum Bade ein. Aber kaum war er einige Minuten darin, so überfiel ihn ein heftiges Fieber; leichenblaß und zitternd an allen Gliedern, mußte er aus dem Bade getragen werden. Die Krankheit verschlimmerte sich bald so daß die Aerzte ihn aufgaben, und keiner mehr etwas verordnen wollte. Und doch war Alexander's Genesung eben jetzt sehr nöthig, denn der persische König Darius Codomannus war mit einem großen Heere im Anmarsche. Da entschloß sich sein treuer Arzt Philippus, ein gefährliches aber entscheidendes Mittel anzuwenden. Während er damit beschäftigt war, den Trank zu bereiten, erhielt Alexander von seinem treuen General Parmenio einen Brief, worin dieser ihm schrieb: „Alexander, wenn dir dein Leben lieb ist, so trau' dem Philipp nicht, denn er ist von Darius bestochen, daß er dich vergifte!" — Alexander legte den Brief unter sein Kopfkissen. Philipp trat herein mit ruhiger, freier Miene; mit fester Hand reichte er Alexandern den Becher, und dieser nahm ihn mit der einen Hand, während er mit der andern dem Philipp den Brief reichte. Während Philipp las, trank Alexander ruhig die Arznei. Der Arzt war entrüstet über diese Verleumdung; doch Alexander suchte ihn zu beruhigen mit den Worten: „Der Ausgang wird dich rechtfertigen." Wirklich wurde Alexander's Vertrauen durch eine schleunige Genesung belohnt; denn schon am dritten Tage stand er wieder an der Spitze seines jubelnden Heeres. Unterdessen war Darius Codomannus mit einem Heere von einer halben Million herangerückt. Bei dem Städtchen Issus trafen die Heere auf einander; aber trotz der großen Uebermacht wurden die Perser von den Macedoniern geschlagen. Schrecklich war das Gemetzel; über 100,000 Perser blieben in der Schlacht. Darius sprang aus seinem Wagen, ließ Mantel, Schild und Bogen zurück, warf sich

auf sein Pferd, und jagte, ohne anzuhalten, Tag und Nacht fort. Seine Mutter, seine Frau, zwei Töchter und ein Sohn, das ganze Lager, voll von den größten Kostbarkeiten, fielen den Siegern in die Hände. Die gefangene Familie des Darius brach in lautes Wehklagen aus, weil sie glaubte, daß Darius erschlagen sei. Alexander aber tröstete sie und gab ihnen die Versicherung, daß Darius noch lebe. Er behandelte die hohen Gefangenen mit der größten Güte, als wäre die Familie eines Freundes zu ihm auf Besuch gekommen. Darauf zog er längs der Meeresküste weiter, eroberte Tyrus*), die berühmteste Handelsstadt der alten Welt, dann Palästina, ging nach Aegypten, eroberte es und legte an der Mündung des Nil eine Stadt an, die er nach seinem Namen Alexandrien nannte.

Jetzt erst wagte sich Alexander nach Asien, um Darius zu verfolgen und die Eroberung des Persischen Reiches zu vollenden. Er traf das persische Heer zwischen den Städten Arbela und Gaugamela (in Assyrien). Die macedonischen Feldherren, erschrocken über die ungeheure Macht der Perser, riethen am Abend vor der Schlacht Alexandern, den Feind lieber in der Nacht anzugreifen. Alexander aber antwortete: „Nein, stehlen will ich den Sieg nicht!“ und legte sich sorglos zur Ruhe. Am andern Morgen weckte ihn Parmenio und sprach: „Du schläfst ja so fest, als wenn du schon gesiegt hättest!“ „Glaubst du denn nicht,“ antwortete Alexander, „daß wir schon so gut wie gesiegt haben, da wir den Darius vor uns haben?“ Der Kampf war sehr hitzig; die Perser fochten wie Verzweifelte; doch Alexanders Kriegskunst siegte. Durch diesen Sieg wurde er Herr des großen persischen Reiches. Der unglückliche Perserkönig war geflohen, aber Alexander verfolgte ihn unablässig. Da kam er einst durch eine große Wüste, wo nirgend ein Tropfen Wasser war. Endlich hatte ein Soldat etwas aufgefunden und brachte es in seinem Helme dem Alexander. Als der König sah, das seine Soldaten eben so wie er vor Durst lechzten, sprach er: „Soll ich der einzige sein, der trinkt!“ und goß das Wasser auf die Erde. Als die Soldaten solche Enthaltsamkeit ihres Königs sahen, riefen sie voll Verwunderung aus: „Auf, führe uns weiter, wir sind nicht müde, wir sind nicht durstig, wir halten uns nicht für sterblich, wenn ein solcher König uns führt!“

Der flüchtige Darius wurde endlich von seinem eigenen Statthalter Bessus gefangen genommen und tödtlich verwundet. Alexander's Reiter fanden den unglücklichen König in den letzten Zügen. Er bat sie um einen Trunk Wasser, welchen ein Macedonier ihm reichte. Erquickt sprach

*) Tyr.

der sterbende König: „Freund, das ist mein größtes Leiden, daß ich dir diese Wohlthat nicht vergelten kann; doch Alexander wird sie dir vergelten; und dem Alexander werden die Götter die Großmuth vergelten, die er meiner Mutter, meiner Gattin und meinen Kindern erwiesen hat. Ich reiche ihm hier durch dich meine Rechte." Der Macedonier ergriff sie, und Darius verschied. Gleich darauf kam Alexander. Er war sehr bewegt bei dem Anblicke, zog sein Oberkleid aus und breitete es über den Leichnam, den er mit großer Pracht beisetzen ließ.

Jetzt eilte Alexander an der Spitze seines jubelnden Heeres siegend von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Doch bald änderte sich der Sinn der Macedonier. Sie wurden unwillig und murrten laut. Denn als dem Alexander das große persische Reich fast ganz unterthan war, veränderte er seine Tracht und Sitten. Er heirathete eine schöne Perserin, kleidete sich selbst wie ein Perser, verlangte von seinen Soldaten und Freunden, daß sie nach morgenländischer Sitte vor ihm niederknieen sollten. Einst bei einem Schmause erhoben Schmeichler die Thaten Alexander's über die Thaten der berühmtesten Helden. Nur Klitus, der dem Könige im Granikus das Leben gerettet hatte, stimmte nicht ein, sondern setzte die Thaten Philipp's, des Vaters Alexander's, über die Thaten des Sohnes. Da erhob sich Alexander finster von seinem Sitze; sein Auge funkelte vor Zorn, alle zitterten für das Leben des Klitus und führten ihn eiligst hinaus. Doch er trat wieder in den Saal und behauptete noch heftiger seine Aussage. Da gerieth Alexander in Wuth, riß einem Trabanten die Lanze aus der Hand und erstach den, der ihm das Leben gerettet hatte. Kaum aber war die blutige That geschehen, so kam er wieder zur Besinnung. Er entsetzte sich, weinte laut, lag drei Tage und drei Nächte in seinem Zelte ohne Speise und Trank und rief unaufhörlich den Namen Klitus. Die Soldaten wurden unruhig. „Wer wird uns aus diesem feindlichen Lande nach Hause führen, wenn Alexander nicht mehr ist?" so jammerten sie. Seine Feldherren aber trösteten ihn, und so kam er denn endlich wieder hervor zu seinem Heere. Doch seine Reue war nur von kurzer Dauer. Darum folgten ihm seine Macedonier nur mit Unwillen.

Hierauf eroberte Alexander noch das reiche Indien. Als er aber damit nicht zufrieden war und bis an das Ende der Welt vordringen wollte, wurden seine Soldaten unmuthig und empörten sich. Nicht einen Schritt wollten sie weiter vorwärts; Alexander versuchte noch einmal, sie zu weitern Siegen zu ermuntern, aber vergeblich. Da mußte er sich zur Rückkehr entschließen. Er theilte das Heer in zwei Theile, die eine Hälfte machte den Weg zu Wasser unter einem geschickten Admiral; die

andere Hälfte führte Alexander zu Lande zurück. Unter unsäglichen Beschwerden und Entbehrungen kam er zu Babylon an, das er zur Hauptstadt seines Reiches machen wollte. Allein mitten in seinen großen Plänen ereilte ihn der Tod. Ein hitziges Fieber, die Folge seiner Anstrengungen, aber noch mehr der Schwelgereien, denen er sich überließ, überfiel ihn, und bald war alle Hoffnung zur Genesung verschwunden. Die Feldherren standen wehmüthig um sein Lager und reichten ihm die Hände. Zuletzt fragten sie ihn, wen er zu seinem Nachfolger bestimme. Er antwortete: „Den Würdigsten." Hierauf verschied er in einem Alter von 33 Jahren. Sein großes Reich theilten seine Feldherren unter sich.

Nach Welter.

---

11. Die ersten Thaten der alten Helvetier*).

(Hundert Jahre vor Christi Geburt.)

Das Volk in den Thälern zwischen den Alpen und dem Jura, dem lemanischen und windischen See (Bodensee) vermehrte sich langsam mit den Jahrhunderten. Es lebte zwischen Wäldern, Felsen und Strömen vom Ertrag der Jagd, der Felder und Heerden, ungekannt von der Welt in rauher Freiheit. So viel Thalschaften, so viel unabhängige Gemeinsamen. Ihre streitbare Jugend zog durch finstere Gehölze dem Wilde nach, oder kämpfte mit dem Schlangengewürm der Felshöhlen und Sümpfe und mit den Ungeheuern in den Bergen, oder streifte von Zeit zu Zeit gegen die Nachbarn hinaus auf Raub. Ein Fell war ihr Rock, Speer und Keule, Pfeil und Bogen ihre Waffe. Zu Schutz und Trutz hielten viele Gemeinde zusammen in einem Gau. Vor allen ward zuerst am Rhein und an der Thur der Gau der Tigurer namhaft.

Denn es begab sich, daß durch die Wälder Deutschlands ein schreckliches Volk aus fernen Gegenden heranzog. Dreimalhunderttausend streitbare Männer waren es, die da hießen Kymern**), das ist: Bundesgenossen aus allerlei Volk. Viele derselben, sagt man, sind aus Fries- und Schwedenland und aus dem Nordland gekommen, wo die bewohnte Welt in Schnee und Eis erstarrt. Es wird erzählt, daß sie von Hunger ausgetrieben worden, als über ihrer Heimath die Schleusen des Himmels gebrochen, und Thal und Höhe Sumpf und See geworden waren. Nun kamen sie kriegend und siegend zum Rheine, und über den Rhein in die Städte des Galenlandes, heute Frankreich genannt.

*) Helvétie, Suisse.

**) De Kymris, peuple de l'Europe ancienne, du Nord, qui vint s'établir entre le Rhin et la Seine.

Als solches die Jugend im Gau der Tigurer hörte, ward sie gelüstig, am Siegesruhm und an der Beute der Kymern Theil zu haben. Und wer streiten konnte, zog aus und stieß zu den gewaltigen Kymern. Da ist viel Gut gewonnen, viel Blut geronnen. Und die Völker des Galenlandes wehklagten und schrieen um Hülfe bis Rom.

Rom sandte alsbald ein starkes Kriegsheer. Das zog über die weißen Berge*) herab zum lemanischen See. Deß erschraken die Tigurer, welche bei den Kymern waren, denn sie meinten, es gelte ihrer Heimath im Gebirge. Stracks eilten sie den Römern entgegen am lemanischen See. Ein junger Held war ihr Führer, Diviko genannt. Als dieser das Lager der Römer sah, griff er zum Schwerte. Es erhob sich ein entsetzliches Schlachten, daß die Römerleichen weit das Feld bedeckten, bis die Ueberwundenen um Gnade baten. Da richtete Diviko zwei Baumstämme auf, oben durch einen Querbalken verbunden. Unter diesem Galgenjoche ließ er, zum ewigen Ruhm der Seinen und zur Schmach Roms, die entwaffneten Feinde durchkriechen; dann schickte er sie über die Berge heim.

Er aber zog nach dem Siege wohlgemuth wiederum den Kymern zu, seinen Kriegsgesellen, und verwüstete mit ihnen das Galenland. Und sie überstiegen das hohe Gebirge und brachen in Italien ein und bedrängten Rom. Da erhoben sich die Römer, viel blutige Schlachten wurden geschlagen. Das Glück aber verließ die Kymern. Die meisten derselben fielen durch die Schärfe des Schwertes. Wer das Leben davon trug, rettete sich mit Diviko in die Sicherheit des helvetischen Gebirges.

Also mögen von den Männern, die vor Zeiten durch Wasserfluth und Hungersnoth aus dem kalten Nordland vertrieben gewesen waren, nach Helvetien gekommen sein. Noch singt von ihnen in den Bergen das Westfriesenlied. Am Ufer des Waldstättersees, zu den Füßen des Hacken und Mythenberges, ließen sie sich bei Bruch, das heißt Sumpfland, nieder, und rotteten den Wald aus. Darum wurden sie Bruchenburen genannt. Von den Brüdern Suiter und Swen soll Schwyz gestiftet sein. Noch hört man in jenen Thälern Namen der Geschlechter, die auch im Schwedenlande blühen.

Von da haben sich die Menschen, als ihrer zu viel wurden, verbreitet in die Waldthäler am See, in das Land am Kernwald, gegen den schwarzen Berg, Brünig, und jenseits desselben durch's Hasli im Weißland am Fuße der weißen Eisberge von Thal zu Thal nach Frutigen, Obersibnen, Sanen, Aufflentsch und Jaun.

So lehren die uralten, ungewissen Sagen.

Zschokke.

---

*) Les Alpes.

12. Der Bund der Schweizer im Rütli. Wilhelm Tell.

In der Nacht Mittwochs vor Martinstag im Wintermonat*) brachte Fürst, Melchthal und Stauffacher, jeder zehn rechtschaffene Männer seines Landes, die ihm redlich ihr Gemüth geoffenbaret, in das Rütli. Als diese dreiunddreißig herzhaften Männer, voll Gefühls ihrer angestammten Freiheit und ewigen Bundesverbrüderung, durch die Gefahr der Zeiten, zu der innersten Freundschaft vereiniget, im Rütli beisammen waren, fürchteten sie sich nicht vor König Albrecht und nicht vor der Macht von Oesterreich. In dieser Nacht gaben sie sich einander mit bewegtem Herzen die Hände darauf, „daß in diesen Sachen Keiner von ihnen etwas nach eigenem Gutdünken wagen, Keiner den Andern verlassen wolle; sie wollen in dieser Freundschaft leben und sterben; Jeder soll das unschuldige unterdrückte Volk in seinem Thal nach gemeinem Rath in den uralten Rechten ihrer Freiheit so behaupten, daß ewig alle Schweizer dieser Freundschaft Genuß haben sollen; sie wollen den Grafen von Habsburg von allen ihren Gütern, Rechten und eigenen Leuten auch nicht das Geringste entfremden; die Vögte, ihr Anhang, ihre Knechte und Söldner sollen keinen Tropfen Blut verlieren, aber die Freiheit, welche sie von ihren Voreltern empfangen, dieselbe wollen sie ihren Enkeln aufbewahren und überliefern.“ Als Alle dessen fest entschlossen waren und mit getrostem Angesicht und mit getreuer Hand Jeder, in Erwägung, daß von ihrem Glück wohl all ihrer Nachkommen Schicksal abhange, seinen Freund ansah und hielt, hoben Walther Fürst, Werner Stauffacher und Arnold an der Halden aus Melchthal, ihre Hände auf gen Himmel, und schwuren in dem Namen Gottes, der Kaiser und Bauern von gleichem Stamm in allen unveräußerlichen Rechten der Menschheit hervorgebracht, also mannhaftig die Freiheit mit einander zu behaupten. Als die dreißig dieses hörten, hob ein Jeglicher die Hand auf und leistete bei Gott und bei den Heiligen diesen Eid. Ueber die Art, ihren Entschluß zu vollstrecken, waren sie einig; dann ging Jeder in seine Hütte, schwieg still und winterte das Vieh.

Indeß trug sich zu, das der Vogt Hermann Geßler todtgeschossen wurde durch Wilhelm Tell, einen Urner aus dem Orte Bürgeln, der Walther Fürsten Schwiegersohn und einer der Verschwornen war. Der Vogt, aus tyrannischem Argwohn oder auf erhaltene Warnung bevorstehender Unruhen, unternahm zu prüfen, wer seine Herrschaft am ungeduldigsten ertrug, und (wie sinnbildliche Art jenen Zeiten und solchen Völkern gewöhnlich ist) ein Hut sollte die Ehre des Herzogs vorstellen.

*) Novembre.

Die Freunde der Freiheit wollte er dazu bringen, die Hauptzier des Fürsten zu ehren, dem sie nicht gehorchen wollten. Ein Jüngling, Tell, der Freiheit Freund, verschmähete ihr altes Sinnbild, den Hut, in solchem Sinne zu ehren; durch voreilige Aeußerung seiner Denkungsart, bewog er den Vogt, sich seiner zu versichern. Dieser übte den Muthwillen der Tyrannei, so daß Wilhelm Tell seinem Sohne einen Apfel vom Kopfe schießen mußte. Nach der That übernahm den Mann das Gefühl, daß Gott mit ihm sei, so, daß er bekannte, er würde bei schlimmerem Glücke den Sohn gerächt haben. Der Vogt, besorgt wegen seiner Verwandten und Freunde, getraute sich nicht, Wilhelm Tell im Lande Uri hiefür gefangen zu halten, sondern führte ihn (mit Verletzung der Freiheit, welche die ausländischen Gefangenschaften verbot) über den Waldstädter See. Da sie nicht weit jenseits des Rütli gekommen, brach aus den Schlünden des Gotthard plötzlich der Föhn*) mit einer eigenthümlichen Gewalt los; es warf der enge See die Wellen wüthend hoch und tief, mächtig rauschte der Abgrund, schaudervoll tönte durch die Felsen sein Hall. In dieser großen Todesnoth befahl Geßler voll billiger Furcht, Wilhelm Tell, einem starken, mächtigen Manne, den er als vortrefflichen Schiffer kannte, die Fesseln abzunehmen. Sie ruderten in Angst vorbei die grauen Felsenufer; sie kamen bis an den Axenberg, rechts wenn man aus Uri fährt. In diesem Ort ergriff Tell sein Schießzeug und nahm den Sprung auf einen platten Fels. Er kletterte den Berg hinauf, der Kahn prallte an und von dem Ufer, Tell floh durch das Land Schwyz; auch der Vogt entkam dem Sturm. Als er aber bei Küßnach gelandet, fiel er durch Tells Pfeil in einer hohlen Gasse hinter einem Gebüsch. Hermann Geßler nahm diesen Ausgang vor der zur Befreiung des Landes verabredeten Stunde, ohne Theilnehmung des unterdrückten Volkes, durch den gerechten Zorn eines freien Mannes. Diesen wird Niemand mißbilligen, als wer nicht bedenkt, wie unerträglich dem feurigen Gemüthe eines tapfern Jünglings Trotz, Hohn und Unterdrückung der uralten Freiheit des Vaterlandes, zumal in diesen Zeiten, war. Seine That war nicht nach den eingeführten Gesetzen, sondern wie die, welche in den alten Geschichten und in den heiligen Büchern an den Befreiern Athens und Roms und an vielen Helden der alten Hebräer darum gerühmt werden, auf daß für Zeiten, wo die uralte Freiheit eines friedsamen Volkes überlegener Macht nicht widerstehen könnte, zum Lohn der Unterdrücker solche Männer aufgenährt werden. Gesetzmäßige Regenten sind heilig; daß Unterdrücker nichts zu fürchten

*) Tempête.

haben, ist weder nöthig noch gut. Die That Wilhelm Tell's gab dem gemeinen Manne höhern Muth; aber es war zu besorgen, die Gewalt Landenberg's und aller Bergvögte möchte durch Wachsamkeit befestiget werden. Die Verschwornen schwiegen still. Das dreizehnhundert und siebente Jahr wurde vollendet.

Johannes von Müller.

---

13. Alba's Zug nach den Niederlanden über die Alpen (1567).

Am 5. Mai 1567 ging der Herzog von Alba, um den Aufruhr in den Niederlanden zu dämpfen, mit dreißig Galeeren*), die Andreas Doria und Herzog Cosmo von Florenz dazu hergeschafft hatten, zu Karthagena unter Segel und landete innerhalb acht Tagen in Genua, wo er die für ihn bestimmten Regimenter in Empfang nahm. Aber ein dreitägiges Fieber, von welchem er gleich nach seiner Ankunft ergriffen wurde, nöthigte ihn, einige Tage unthätig in der Lombardei zu liegen, eine Verzögerung, welche von den benachbarten Mächten zu ihrer Vertheidigung benutzt wurde. Sobald er sich wieder hergestellt sah, hielt er bei der Stadt Asti, in Montferat**), eine Heerschau über alle seine Truppen, die tapferer als zahlreich waren, und nicht viel über 10,000 Mann Reiterei und Fußvolk betrugen. Er wollte sich auf einem so langen und gefährlichen Zuge nicht mit unnützem Troß beschweren, der nur seinen Marsch verzögerte und die Schwierigkeiten des Unterhaltes vermehrte. Diese 10,000 Veteranen sollten gleichsam nur der feste Kern einer größern Armee sein, die er nach Maßgabe der Umstände und der Zeit in den Niederlanden selbst leicht würde zusammenziehen können.

Aber so klein dieses Heer war, so auserlesen war es. Es bestand aus Ueberresten jener siegreichen Legionen, an deren Spitze Karl V. Europa zittern gemacht hatte; mordlustige undurchbrechliche Scharen, in denen der alte macedonische Phalanx***) wieder auferstanden war; rasch und gelenkig durch eine lang geübte Kunst; gegen alle Elemente gehärtet; auf das Glück ihres Führers stolz und keck durch eine lange Erfahrung von Siegen; fürchterlich durch Ungebundenheit, fürchterlicher noch durch Ordnung; mit allen Begierden des wärmeren Himmels auf ein mildes, gesegnetes Land losgelassen und unerbittlich gegen den Feind. Dieser fanatischen Raubgier, diesem Ruhmdurst und angestammten Muth kam eine rohe Sinnlichkeit zu Hülfe, das stärkste und zuverlässigste Band, an

*) Bateaux de guerre à rames.

**) Ancien duché d'Italie.

***) Phalange, corps d'Infanterie ancienne, employé en Macédoine.

welchem der spanische Heerführer diese rohen Horden führte. Mit absichtlicher Nachsicht ließ er Schwelgerei und Wohlleben unter dem Heere einreißen. Aber so sehr er von der einen Seite die Sitten seiner Soldaten aufzulösen beflissen war, so sehr preßte er sie von der andern durch eine übertriebene Mannszucht wieder zusammen, wovon nur der Sieg eine Ausnahme machte, und die Schlacht eine Erleichterung war.

Das ganze Fußvolk, ungefähr 9000 Köpfe stark und größtentheils Spanier, vertheilte der Herzog in vier Brigaden, denen er vier Spanier als Befehlshaber vorsetzte. Alphons von Ulloa führte die neapolitanische Brigade, die unter neun Fahnen 3230 Mann ausmachte; Sancho von Lodogno die mäiländische, 2200 Mann, unter zehn Fahnen; die sicilianische Brigade, zu eben so viel Fahnen und 1600 Mann befehligte Julian Romero, ein erfahrener Kriegsmann, der schon ehedem auf niederländischem Boden gefochten, und Gonsalo von Branamonte die sardinische, die durch drei Fahnen neu mitgebrachter Recruten mit der vorigen gleichzählig gemacht wurde. Jeder Fahne wurden noch außerdem spanische Muscetiere zugegeben. Die Reiterei, nicht über 1200 Pferde stark, bestand aus drei italienischen, zwei albanischen und sieben spanischen leicht und schwer geharnischten Geschwadern, worüber die beiden Söhne des Herzogs, Ferdinand und Friedrich von Toledo, den Oberbefehl führten. Feldmarschall war Chiappin Vitelli, Marquis von Catona, ein berühmter Officier, mit welchem Cosmo von Florenz den König von Spanien beschenkt hatte, und Gabriel Serbellon, General des Geschützes. Von dem Herzoge von Savoyen wurde ihm ein erfahrener Kriegsbaumeister, Franz Paciotto aus Urbino, überlassen, der ihm in den Niederlanden bei Erbauung neuer Festungen nützlich werden sollte. Seinen Fahnen folgte noch eine Anzahl Freiwilliger und die Auswahl des spanischen Adels, wovon der größte Theil in Deutschland, Italien und vor Tunis gefochten; Christoph Mondragone, einer der zehn spanischen Helden, die unweit Mühlberg, den Degen zwischen den Zähnen, über die Elbe geschwommen und unter feindlichem Kugelregen von dem entgegengesetzten Ufer die Kähne herübergezogen hatten, aus denen der Kaiser nachher eine Schiffbrücke schlug; Sancho von Avila, den Alba selbst zum Soldaten erzogen; Camillo von Monte, Franz Ferdugo, Karl Davila, Nicolaus Basta und Graf Martinengo, alle von edlem Feuer begeistert, unter einem so trefflichen Führer ihre kriegerische Laufbahn zu eröffnen oder einen bereits erfochtenen Ruhm durch diesen glorreichen Feldzug zu krönen.

Nach geschehener Musterung rückte die Armee, in drei Haufen vertheilt, über den Berg Cenis, desselben Weges, den achtzehn Jahrhun-

derte vorher Hannibal soll gegangen sein. Der Herzog selbst führte den Vortrab, Ferdinand von Toledo, dem er den Obersten Lodogno an die Seite gab, das Mittel, und den Nachtrab der Marquis von Catona. Voran schickte er den Proviantmeister Franz von Ibarra nebst dem General Serbellon, der Armee Bahn zu machen und den Mundvorrath in den Standquartieren bereit zu halten. Wo der Vortrab des Morgens aufbrach, rückte Abends das Heer ein, welches am folgenden Tage dem Nachtrabe wieder Platz machte. So durchwanderte das Heer in mäßigen Tagereisen die savoyischen Alpen, und mit dem vierzehnten Marsch war dieser gefährliche Durchzug vollendet. Eine beobachtende französische Armee begleitete es seitwärts, längs der Gränze von Dauphiné und dem Laufe der Rhone, und zur Rechten die verbündete Armee der Genfer, an denen es in einer Nähe von sieben Meilen vorbei kam; beide Heere ganz unthätig und nur darauf bedacht, ihre Gränze zu decken. Wie es auf den steilen, abschüssigen Felsen bergauf und bergunter klomm, über die reißende Isere, oder sich, Mann für Mann, durch enge Felsenbrüche wand, hätte eine Handvoll Menschen hingereicht, seinen ganzen Marsch aufzuhalten oder es rückwärts ins Gebirge zu treiben. Hier aber war es ohne Rettung verloren, weil auf jeglichem Lagerplatz immer nur für einen einzigen Tag und für ein einziges Dritttheil Mundvorrath bestellt war. Aber eine unnatürliche Ehrfurcht und Furcht vor dem spanischen Namen schien die Augen der Feinde geblendet zu haben, daß sie ihren Vortheil nicht wahrnahmen oder es wenigstens nicht wagten, ihn zu benützen. Um sie ja nicht daran zu erinnern, eilte der spanische Feldherr, sich mit möglichster Stille durch diesen Paß zu stehlen, überzeugt, daß es um ihn geschehen sein würde, sobald er beleidigte. Während des ganzen Marsches wurde die strengste Mannszucht beobachtet, nicht eine einzige Bauernhütte, nicht ein einziger Acker litt Gewalt, und nie ist vielleicht seit Menschengedenken eine so zahlreiche Armee einen so weiten Weg in so trefflicher Ordnung geführt worden. Ein schrecklicher Glücksstern leitete dieses zum Mord gesandte Heer wohlbehalten durch alle Gefahren, und schwer dürfte es zu bestimmen sein, ob die Klugheit seines Führers oder die Verblendung seiner Feinde mehr unsere Verwunderung verdienen.

Fr. v. Schiller.

---

14. Die Schlacht bei Ligny.

Mit jenen drei Abtheilungen, die 80,000 Mann betrugen, beschloß der Feldherr die Schlacht gegen Napoleon's 130,000 Mann, denn er hoffte, Bülow mit der vierten werde noch vor Abend gleichfalls auf

dem Kampfplatze sein, und auch Wellington werde von seiner Seite Hülfe senden. Das preußische Heer stand auf den Höhen am Ligny-Bach und hatte die Dörfer St. Amand, Ligny und Sombref in einer Schlachtreihe, so daß das erste den rechten, das letzte den linken Flügel und Ligny die Mitte stützte. Napoleon hatte die Absicht, mit aller Gewalt auf dem rechten preußischen Flügel durchzubrechen, und ihn von den Engländern ganz abzuschneiden; daher griff er zuerst, um drei Uhr Nachmittags, das Dorf St. Amand an. Ziethen stand hier mit dem ersten Heereshaufen, der schon Tags zuvor im harten Streite gewesen war; dennoch hielt er sich sehr tapfer gegen die heftigsten französischen Stürme, bis die Feinde einen Seitenweg durch ein Gehöft gefunden hatten, und nun noch einmal von allen Seiten mit Uebermacht hereindrangen. Da mußten die wackern Kämpfer, unter denen viele aus den neuen preußischen Ländern am Rheine waren, das Dorf verlassen und sich hinter dem Ligny-Bache aufstellen.

Nun hatte Napoleon es auf den Mittelpunct abgesehen, und ließ das Dorf Ligny mit der ungestümsten Heftigkeit angreifen. Es entstand ein Kampf, der, wie der preußische Schlachtbericht selber sagt, zu den hartnäckigsten gehört, die je gefochten worden sind. Ligny ist groß, aus Steinen gebaut, und erstreckt sich längs des Baches. Da wurde nun um jedes Haus, jeden Garten und jede Gasse mit beispielloser Erbitterung gestritten. Sonst werden Dörfer genommen und wieder verloren; hier aber dauerte das Gefecht fünf Stunden lang im Dorfe selbst, bald vor- bald rückwärts wogend, und unaufhörlich rückten von beiden Seiten neue Haufen in den Kampf. Dazu schmetterten wohl 200 Geschütze von beiden kämpfenden Theilen, von den Höhen dies- und jenseits unaufhörlich ihre Kugeln in das Dorf, daß es bald an mehreren Stellen in Flammen stand, und die Ziegeln, Balken und Steine krachend zusammenstürzten.

Während die Schlacht hier so entsetzlich wüthete, und Napoleon seinen linken Flügel, um Ligny desto eifriger zu bestürmen, geschwächt hatte, benutzte Feldmarschall Blücher den Augenblick, und führte einen neuen Angriff gegen daß früher verlorne Dorf St. Amand aus. Ein Theil des Dorfes wurde glücklich erstürmt, und nun hätte die von Wellington erwartete Hülfe oder die Bülow'sche Heerschar zur Stelle sein müssen, dann hätte der Feldmarschall einen seiner Sturmangriffe gegen den ganzen linken Flügel des Feindes gerichtet, und der würde die Schlacht entschieden haben. Allein die englische Abtheilung, die hier erscheinen sollte, war selbst bei Quatre-Bras so heftig von Ney angefallen, das sie sich dort kaum halten konnte, und Bülow war durch mancherlei Hinder-

nisse auf seinem Zuge um etwas verspätet worden, und so mußte der Feldherr mit den Seinigen in der eigenen tapfern Brust die Hülfe suchen, die von Außen nicht kam.

Schon war die Dämmerung eingebrochen, und bei Ligny dauerte die Schlacht noch immer gleich mörderisch und unentschieden fort. Alle Abtheilungen waren im Gefecht oder hatten gefochten, und frische Haufen waren nicht mehr zur Hand. Plötzlich griff eine starke Schaar Fußvolk, die unter dem Schutze der Dämmerung auf der einen Seite das Dorf umgangen hatte — es waren Napoleon's Garden selbst —, die Preußen jenseits an, und von der anderen Seite brachen Kürassiere und Garde-Grenadiere gleichfalls gegen sie hervor. Das war ein gefährlicher Augenblick. Der alte deutsche Feldherr vergaß alle Sorge für sein eigenes Leben, jagte an die Spitze des nächsten seiner Reitergeschwader und führte es selbst gegen die stärkeren französischen Haufen. Aber die kleinere, leichter bewaffnete Schaar konnte gegen die gepanzerten Reiter auf ihren hohen Pferden nicht durchdringen, sie wurde zurückgeworfen und des Feldmarschalls Pferd wurde von einer Kugel durchbohrt. Der Schuß hemmte nicht sogleich seinen Lauf, der Schmerz trieb es vielmehr immer heftiger zu krampfhaften Sprüngen, bis es plötzlich im vollen Rennen todt zu Boden stürzte. Der theure Greis lag, vom gewaltsamen Sturze betäubt, unter dem todten Pferde, die französischen Kürassiere sprengten in der Verfolgung heran. Die letzten preußischen Reiter waren schon bei dem Feldmarschalle vorüber; nur sein treuer Begleiter, der Major Graf Nostiz, war bei ihm und wollte, nach der altdeutschen Weise des Waffengefährten gegen seinen Herzog, nicht unter den Lebenden gefunden werden, wenn sein Feldherr verderbe. Er sprang vom Pferde und jagte es durch einen Schlag in's weite Feld, um die Blicke der Feinde nicht auf die gefährliche Stelle zu lenken. Wirklich jagten sie auch in wilder Eile vorüber, ohne den Feldmarschall zu bemerken, und als der Sturm sich wieder wendete, und die Franzosen zurückgeschlagen umkehrten, brausten sie noch einmal vorbei. Jetzt erst brachte man mit Mühe den Feldherrn unter dem todten Pferde hervor.

Der gerettete Feldherr bestieg ein Dragonerpferd und eilte zu den Seinigen hinter Ligny zurück. Das preußische Fußvolk wehrte sich sehr tapfer gegen die Reiterstürme, und gab eine Probe, welcher Muth in der Brust eines jeden Kriegers lebte. Obwohl von allen Seiten umringt, in der Dunkelheit der Nacht, die dem Menschen jede Gefahr vergrößert, schlug es die Reiterhaufen, so oft sie in ihren Harnischen rasselnd heranbrausten, immer kaltblütig durch sein Gewehrfeuer zurück, und zog sich langsam, festgeschlossen, manche Schaar mit lautem, fröhlichem

Klange ihrer Feldmusik, gegen Tilly zurück. Hier, eine halbe Stunde vom Schlachtfelde, stellten sie sich wieder auf, ohne daß der Feind zu folgen wagte. Nur 15 Stück Geschütze fielen ihm in die Hände, die sich in der Dunkelheit in Hohlwegen verfahren hatten. Wenn schon die Schlacht verloren war, so war sie doch ehrenvoll verloren. Nur ein Theil des preußischen Heeres hatte den furchtbaren Kampf gegen Napoleon's Hauptmacht mit untadelhafter Tapferkeit bestanden, ja, der Sieg war dem Feinde so schwer geworden, daß Napoleon selbst 10,000 Mann vom Ney'schen Heerhaufen, der an diesem Tage gegen Wellington's Vorhut focht, herbeirufen mußte.

---

15. Die Schlacht bei Belle-Alliance oder Waterloo.

(Den 18. Juni 1815.)

Wellington und Blücher führten beide ihre Heere am 17. etwas rückwärts, um enger mit einander vereinigt zu sein. Napoleon aber glaubte die Preußen so vernichtet und erschrocken, daß sie eilig über Mastricht an den Niederrhein zurückweichen würden; daher schickte er ihnen nur den Marschall Grouchy mit einem Heereshaufen und dem Befehle nach, „sie in den Rhein zu stürzen"; und von den Engländern fürchtete er nichts weiter, als daß sie ihm entlaufen und zu einer ordentlichen Schlacht es gar nicht kommen lassen würden. Deßwegen sollte ihnen Vandamme, der eine Strecke Weges mit Grouchy zog, über Wavre und Brüssel herum in den Rücken gehen. Aber mit den beiden Bundesheeren stand es ganz anders. Wellington hatte sich eine treffliche Stellung, vier Stunden auf der Mittagsseite von Brüssel, auf den Hügeln von Mont St. Jean ausersehen; da lag der große Soigner Wald in seinem Rücken, und vor ihm einige gut zu vertheidigende Höfe. Wenn ihm sein Waffengenosse Blücher zwei Heereshaufen zur Unterstützung senden könne, ließ er diesem sagen, so wolle er hier mit 80,000 Mann gegen Napoleon's 120,000 die Schlacht annehmen. Er antwortete: „Nicht mit zwei Haufen, sondern mit dem ganzen Heere will ich kommen, und wenn die Franzosen nicht angreifen, so wollen wir angreifen." — Dann legte er sich wieder hin und schlief bis an den Morgen. Und als am Morgen noch Regengüsse vom Himmel herabstürzten, sprach er in heiterer Ahnung: „Siehe, unsere Alliirten von der Katzbach*)!"

Da erscholl auf einmal, noch in der Nacht des 17. auf den 18., das alte wohlbekannte theure Wort: „Es geht wieder vorwärts!" Ein

*) Rivière en Silésie, Prusse, célèbre bataille, le 26 avril 1813.

Hause rief es jubelnd dem andern zu, und in wenigen Augenblicken war in den Tausenden, die so eben schweigend dalagen, das regste Leben aufgeweckt. Ehe der Tag graute, waren sie schon in Bewegung, um auf einigen Seitenstraßen dem französischen Heere, weil es in heißer Arbeit mit Wellington begriffen wäre, in die rechte Seite zu fallen

Als am Morgen des 18. Juni das englische Heer noch auf den Höhen vor dem Soigner Walde gesehen wurde, war Napoleon sehr froh und rief aus: „Ha! nun habe ich sie, diese Engländer!" Und sobald der Regen etwas nachgelassen hatte, machte er seine Anstalten zur Schlacht. Vor Wellington's Mittelpuncte lag rechts ein Vorwerk, Hougoumont, und links ein anderes, La Haye Sainte; die hatte der Feldherr als kleine Festungen vor seiner Schlachtordnung stark besetzt, und beide mußten genommen werden, ehe Napoleon an die englischen Reihen kommen konnte. Daher ließ er sie von zehn Uhr Morgens an bestürmen. Gegen Hougoumont zog sein Bruder Jerome heran. Er traf hier wiederum, wie bei Quatre-Bras, auf alte Bekannte, auf die Braunschweiger und die trefflich schießenden hanöver'schen Jäger, welche mit einem Theile der englischen Garden das Vorwerk vertheidigten. Wohl 30,000 Mann guter Krieger führte er nach und nach zu diesem Orte; allein die eben so guten Vertheidiger hielten so wacker Stand, daß jene auch nicht das mindeste gewinnen konnten, als nur den Hof in Brand zu schießen. La Haye Sainte dagegen eroberten die Franzosen nach der muthigsten Gegenwehr seiner Vertheidiger; diese verließen es nur, nachdem sie die letzte Kugel verschossen hatten, und die Unmöglichkeit sahen, neuen Vorrath herbei zu schaffen. Napoleon hatte nun wohl einen Angriffspunct gewonnen, aber der tapfere Widerstand hatte doch so viel geholfen, daß indeß zwei Uhr Nachmittags herangekommen war, und die Preußen schon ein gutes Stück ihres Weges zurückgelegt haben konnten.

Jetzt hatte Napoleon seinen Hauptangriff gegen die Höhen von Mont St. Jean angeordnet. Achtzig Kanonen fuhren vorauf, Fußvolk und Reiterei zogen neben und hinterher, alles die Hügel hinan, gerade gegen die englischen und deutschen Reihen. Die französische Reiterei gedachte das Geschütz der Gegner durch schnellen Sturm zu nehmen: aber nicht sobald war sie nahe genug heran, als erst das Geschütz, dann das Fußvolk sie mit zerstörendem Feuer empfing, und die englische Reiterei, die verdeckt in einigen Gründen dahinter gehalten hatte, durch die Zwischenräume der Vierecke plötzlich gegen sie hervorbrach. Da wurde mit beispielloser Erbitterung zwischen den beiden Völkern gefochten, die sich schon lange haßten. Aber so überlegen bewies sich die englische Reiterei

über die französische, daß diese bei jedem Zusammentreffen geworfen und zerstreut wurde. Nachdem die Reiter zurückgeworfen worden waren, folgte das französische Fußvolk, und der gleiche Kampf erneuerte sich. So wurde mit wiederholten schrecklichen Angriffen die Höhen hinauf und hinab gestritten; dreimal schienen die Franzosen nahe daran zu sein, Wellington's Stellung zu überwältigen, aber immer siegte am Ende die unübertreffliche Standhaftigkeit der englischen und deutschen Krieger. Gerade in diesem Mittelpuncte, auf der Straße von Genappe nach Brüssel, wo Napoleon mit aller Gewalt durchbrechen wollte, stand der hannöver'sche General Alten mit Hannoveranern und der deutschen Legion am heißen Platze, und hat den deutschen Waffenruhm zu seiner und der Seinigen Ehre trefflich behauptet. Diese 8000 Männer der hannöver'sch-deutschen Legion konnten sich rühmen, daß sie nun zwölf Jahre lang, seit die Franzosen das hannöver'sche Land besetzten, den argen Feind ihres Vaterlandes unermüdlich bekämpft hatten, wo sich nur ein Kampfplatz für sie zeigte. In Portugal, in Spanien, in Sicilien, in Süd-Frankreich hatten sie sich mit den Gegnern gemessen und von ihrem großen Feldherrn das ausgezeichneste Lob geerntet. Jetzt kämpften sie nun die größte, die wahre Entscheidungsschlacht, und sie haben keinen geringen Theil an ihrem herrlichen Ausgange.

Vor Allen muß aber auch der englische Feldherr selbst gepriesen werden. Das waren die Stunden, da er sich in seiner ganzen Feldherrngröße zeigte. Klar, ruhig, mit unerschütterlicher Entschlossenheit übersah er Alles, wußte für jeden drohenden Augenblick eine Hülfe und eilte gewöhnlich selbst dahin, wo der Streit am grimmigsten war. Wo ein Haufe, ein Viereck eben einen furchtbaren Anfall ausgehalten hatte oder ihm entgegensah, da stärkte er ihn mit Worten, die in die Seele drangen. Es war ein denkwürdiges Wort, als er einem hartbedrängten Haufen zurief: „Kinder, wir müssen uns tapfer halten, wir dürfen nicht geschlagen werden; was würde man in England sagen?" Sein Leben galt ihm nichts, wenn nur der Ehrenplatz behauptet wurde; und als seine Reihen schon sehr dünn geworden waren, als manches zerschossene Geschütz schon rückwärts gefahren wurde, und die entsetzlichen Stürme doch noch nicht nachließen, da setzte er sich, um den Seinigen die feste Entschlossenheit seiner Seele zu zeigen, auf die Erde nieder und sprach: „Hier werde ich bleiben und keinen Fuß breit von dannen weichen."

Napoleon dagegen war auf seinem Hügel bei Belle-Alliance, von wo er das Schlachtfeld überschaute. Als ihm gemeldet wurde, wie schwierig die Sache an diesem oder jenem Orte stehe, so antwortete er immer mit den Worten: „Vorwärts, vorwärts!" Vor der Uebermacht, meinte er,

müsse die Tapferkeit doch endlich erliegen, und um drei Uhr Nachmittags hatte er schon einen Siegesboten nach Paris abgesendet. Schon hatte Wellington seinen ganzen Rückhalt heranziehen und seinen linken Flügel fast entblößen müssen, um nur den Mittelpunct zu behaupten. Zehntausend seiner tapfern Krieger sah er schon entseelt um sich liegen und die Lebenden hatten in achtstündiger Kriegsarbeit fast die letzte Kraft aufgewendet. Da sprach er seufzend: „Ich wollte, es wäre Nacht oder die Preußen kämen!“ — Und als er nun bald darauf den Donner ihres Geschützes im Rücken des Feindes vernahm, da konnte er die heftige Bewegung der Seele und das Gefühl des Augenblicks, an welchem das Schicksal Europa's hing, nicht zurückhalten, Thränen drängen aus seinen Augen und begeistert auffahrend rief er: „Nun da, ist der alte Blücher!“

Das preußische Heer war durch sehr schlechte, vom Regen beinahe grundlos gemachte Wege, besonders die Hohlwege von St. Lambert, aufgehalten worden, und um fünf Uhr Abends waren erst zwei Brigaden von Bülow's Heerhaufen in dem Walde bei Frischemont angekommen, wo sich alle sammeln und zum plötzlichen Anfalle verdeckt aufstellen sollten. Allein der Augenblick dringender Entscheidung war gekommen; drüben war das englische Heer noch im heftigsten, kaum zu ertragenden Kampfe begriffen. Die preußischen Feldherrn beschlossen daher mit dem, was zur Hand war, nur gleich den Angriff zu machen, und so brach Bülow mit den zwei Brigaden aus dem Walde hervor, die Anhöhen hinab, in den Rücken von Napoleons rechtem Flügel. Es war ein furchtbar schöner Anblick, wie die Haufen der Preußen, in geschlossener Ordnung, von den stufenartig gebildeten Höhen herabstiegen, eine Schaar über der andern, und das Geschütz zwischen ihnen, welches schon in mehreren Reihen über einander seine Feuer hinabsendete. Erst im Schritte, dann im Laufe, die Reiter trabten voran, gings die Hügel hinunter, immer neue Haufen traten da hinten aus dem Dunkel des Waldes hervor. — Der Feind verlor jedoch die Besonnenheit nicht, er wandte sogleich den ganzen Rückhalt unter dem General Mouton gegen die Preußen, und es begann ein mörderischer, noch lange unentschiedener Kampf, während die Angriffe gegen die Engländer gleichfalls fortdauerten.

Denn jetzt eben wollte sie Napoleon durch einen letzten, unwiderstehlichen Sturm von den lange behaupteten Hügeln in den Soigner Wald zurückwerfen, und alsdann seine ganze Macht gegen die Preußen wenden. Aus dem größten Theile seiner Garden bildete er einen Angriffskeil, furchbarer als alle vorhergehenden, und führte ihn selbst bis an die entscheidenden Höhen. In dichten geschlossenen Haufen, gleich dem schweigend und dumpf herannahenden Ungewitter, stiegen die alten Krieger, denen

keine Gefahr neu und keine zu groß war, hinan. Wellington sah sie herankommen und erkannte, daß dieses nun die letzte, verzweifelte, und deßhalb gefährlichste Anstrengung des Feindes sei. Er stellte sein Geschütz auf die rechten Flecke, dahinter sammelte er von seinem linken Flügel, der eben jetzt durch die Preußen unter Ziethen verstärkt worden war, 8000 Mann seines besten, noch übrigen Fußvolkes, ließ die Männer, die schon ein schweres Tagewerk bestanden hatten, sich einen Augenblick lagern und ruhen; und als nun der französische Sturmhaufen nahe war, daß kein Schuß auf die dichten Waffen verloren ging, da donnerte das Geschütz mit Kartätschen in sie hinein. Dennoch wichen sie nicht, schlossen die zerissenen Reihen wieder und rückten immer näher. Aber es empfing sie das Feuer und die Bayonnette des tapfern Fußvolks, besonders der starken schottischen Männer, und zugleich drang von den Seiten die furchtbare englische Reiterei auf sie ein. Es war ein entsetzliches Blutbad. Unaufhaltsam stürzten die Ueberbleibsel der Garde und der übrigen Angriffshaufen wieder die Anhöhen hinunter. Sie wollten einen Rückhalt bei den übrigen suchen, die da hinter ihnen geblieben waren; aber mit denen stand es schlimmer, als mit ihnen selbst.

Ein Haufe der Preußen nach dem andern war in die Schlachtlinie eingerückt und alsbald frisch an's Werk gegangen. Von drei Seiten wurde der rechte Flügel des Feindes bestürmt; er wich; im Sturmschritt, unter Trommelschlag ging's immer heftiger auf ihn ein; zugleich machte Lord Wellington die letzte Anstrengung und ging mit seiner ganzen Schlachtreihe unaufhaltsam vorwärts. Noch ging der Rückzug des Feindes in einiger Ordnung, so lange das Dorf Plancenoit von ihm behauptet wurde; es stritten dort einige Haufen der alten Garde. Aber es sollte an diesem Abende noch Alles zusammenbrechen. Die Preußen ließen in ihren heftigen Stürmen nicht nach, und endlich schlugen ein Paar Landwehr-Regimenter die Garden aus dem wichtigen Dorfe; von da an wurde aus dem Rückzuge eine Flucht, die bald Alles wilder und immer wilder mit sich fortriß. „Rette sich, wer kann!“ so erscholl es von allen Seiten. Es war kein Befehl mehr, sondern ein jeder folgte seinem Triebe des Lebens, und die ersten Befehlshaber, die sonst nur mit fürchterlichem Glanze umgeben sich zeigten, und die selbst bei der schrecklichen Flucht über die Berezina noch ihr Ansehen behauptet hatten, wurden jetzt den gemeinen Kriegern gleich, mit dem Strome fortgerissen, und Hoch und Niedrig hatten keine Bedeutung mehr. Solche Bestürzung und gänzliche Auflösung war noch nie in dem französischen Heere erhört worden.

In diesem Augenblicke trafen der Feldmarschall Blücher und der

Lord Wellington durch Zufall an eben dem Orte zusammen, wo Napoleon sich befunden, von wo er den Sieg erringen wollte. Es war die Meierei La Belle-Alliance (der schöne Bund) genannt, auf einer Anhöhe im Mittelpuncte der französischen Stellung. Freudig begrüßten sich hier die sieggekrönten Feldherrn; der Feldmarschall aber befahl nachher zum Andenken des schönen Bündnisses der Völker, die hier ohne Eifersucht zusammen gestritten, und des wechselseitigen Zutrauens der beiden Feldherrn, daß diese Schlacht die Schlacht bei Belle-Alliance genannt werden sollte. Wegen der Verfolgung des Feindes machten die Heerführer aus, daß dieselbe der Preußen Arbeit sein sollte, welche noch die Frischeren an Kräften waren. Da versammelte der Feldmarschall seine Anführer, und wohl wissend, daß, wer Großes ernten will, nicht halbe Arbeit verrichten muß, befahl er, daß der letzte Hauch von Mensch und Pferd zur Verfolgung aufgeboten werde. In des unermüdlichen, ritterlichen Gneisenau's Hände, der in diesen Tagen sich überall so sehr in die Gefahr gestürzt hatte, daß zwei Pferde unter ihm getödtet und der Griff seines Degens von einer Kugel zerschmettert war, gab er den flüchtigen Feind. Und rasch setzte sich Gneisenau an die ersten Reiter- und Schützenhaufen, die er fand, und ein Paar Stücke leichten Geschützes reichten hin, die Feinde aus allen Lagerplätzen, wo sie endlich nach so harter Tagesarbeit auszuruhen gedachten, aufzuschrecken. Denn kaum hörten sie das Wirbeln der Trommeln und den Klang der Flügelhörner, so erhob sich die wilde Flucht von Neuem, und wohl von zehn Lagerplätzen nach einander wurden sie vertrieben. Der Mond erhellte mit seinem klaren Lichte die weite Gegend und leuchtete den Verfolgern. Die Heerstraße sah wie ein großer Schiffbruch aus. Sie war mit unzähligen Geschützen, Pulverkarren, Wagen, Gewehren und Trümmern aller Art übersäet.

Die Preußen langten vor dem Städtchen Genappe an. Hier hatten sich die Franzosen mit umgeworfenen Wagen und Geschützen versammelt, und schienen Widerstand leisten zu wollen. Ihr Kaiser war darin und wollte in seinem Wagen eine Stunde Ruhe genießen. Doch einige Kanonenschüsse, ein Hurrah, und die Stadt war genommen. Dies war eine schreckliche Verwirrung. Die Wagen Napoleons und seiner Minister und Heerführer hatten sich in Hast zusammengefahren, die Preußen drangen hinein, mitten in das Getümmel, hieben die Kutscher herunter, waren hart an Napoleon's Wagen, und er sprang so eilig hinaus, daß er seinen Degen zurückließ und seinen Hut verlor. Im Getümmel und unter dem Schutze der Nacht entkam er aus dem Orte. Auch den schwarzen preußischen Adlerorden, den er einst, als er in der Reihe

der Fürsten Europa's dastand, getragen hatte, eroberten die tapfern Preußen unter den vielen Kostbarkeiten in diesem Wagen, und schickten das mit Ehren erstrittene Unterpfand ihrem Könige zurück; der König aber schenkte es seinem General Gneisenau, als ein Ehrendenkzeichen dieser ruhmvollen Nacht.

Es war ein Sieg, wie die Geschichte kaum einen ähnlichen aufzuweisen hat. Nur Trümmer des französischen Heeres waren entflohen, 300 Stück Geschütz und 500 Pulverwagen wurden erbeutet, und der Weg nach Frankreich stand den Siegern ohne Hinderniß offen. Es war nicht die Begierde, der Eigennutz und die kalte Klugheit, die den Streit ausgefochten hatten, sondern die Begeisterung des Gemüthes in Hohen und Niedern. Darum war es auch kein Kampf der überfeinen Kriegskunst gewesen, welche die Einzelnen zu willenlosen Werkzeugen ihrer Berechnungen macht; kein künstlicher Streit aus der Ferne mit Listen und Umgehungen; kein freiwilliger Rückzug zur rechten Zeit, um am günstigeren Orte das Blutvergießen zu erneuern, sondern eine Schlacht in der Nähe, und eine Anstrengung aller Kräfte, Mann gegen Mann, wie die Schlachten des Alterthums, wenn Völker gegen einander standen, und ein jeder Einzelne das Kriegsfeuer in seinen Adern fühlte. Selbst die Feldherren befanden sich oft mitten im Schlachtgewühle, so daß um sie die Freunde sanken, und nur eine höhere Hand sie selbst rettete. Und sie erkannten es, daß nicht sowohl ihr Verstand, als der treibende Geist in ihren Heeren den Sieg gewonnen habe. Der Lord Wellington schreibt in einem Briefe: „Nicht ihm komme die Ehre des Sieges zu, sondern der körperlichen Kraft und dem standhaften Muthe seiner Krieger.“ Und der Feldmarschall Blücher, der immer die Volkskraft in ihrer ganzen Bedeutung gekannt hat, rief seinem Heere nach dem wichtigen Tage zu: „Ihr habt große Dinge gethan, Ihr meine braven und hochgeachteten Waffengefährten! Zwei Schlachten habt Ihr in drei Tagen geliefert. Die eine war unglücklich, und dennoch war euer Muth nicht gebeugt. Alle großen Feldherrn haben von jeher gemeint, mann könne mit einem geschlagenen Heere nicht sogleich eine Schlacht wieder wagen. Ihr habt den Ungrund dieser Meinung dargethan und gezeigt daß tapfere Krieger wohl können überwunden, aber ihr Muth nicht kann gebrochen werden!“

Kohlrausch.

III. Theil b.

Gemeinnützliches.

---

1. Die Oberfläche der Erde.

Die Erde ist, wie bekannt, eine ungeheure Kugel mit einem Durchmesser von 1720 und einem Umfange von 5400 Meilen. Diese gewaltige Kugel ist an zwei entgegenstehenden Seiten abgeplattet. Man denke sich von einer zu der andern Plattseite mitten durch die Erde einen Stab hindurchgestoßen, den man die Axe nennt und der mit dem obigen Durchmesser nicht derselbe ist, denn er beträgt nur 1712 Meilen. Die Endpuncte dieses Stabes heißen der Nord- und Südpol. Mit Hülfe dieser angenommenen Puncte und einer uns bekannten Linie, die wir den Aequator oder Gleicher nennen, so wie mit Hülfe einer andern Linie, die wir den ersten Meridian oder die erste Mittagslinie nennen (denn es gibt derselben unzählige, da jeder Ort von Morgen gegen Abend seine eigene Mittagslinie hat), kann man auf der Erde die Lage jedes Landes, jeder Insel, jeder Stadt u. s. w. angeben. Der erste Meridian nämlich, der durch die kanarische Insel Ferro im Nordwesten von Africa in Gedanken gezogen wird, theilt die Erde in eine östliche und westliche Hälfte, wie der Aequator sie in eine nördliche und südliche theilt. Die Entfernung eines Ortes nun vom Aequator heißt die **Breite**, und die Entfernung desselben vom ersten Meridian heißt die **Länge** des Ortes. Die Breite ist eine doppelte: entweder nördliche oder südliche, und die Länge ebenfalls eine doppelte: entweder östliche oder westliche. Da jeder Kreis in 360, der Halbkreis in 180 und der Viertelkreis oder Quadrant in 90 Grade eingetheilt wird, so hat man diese Eintheilung auch auf die auf der Erde angenommenen Kugelkreise angewendet und jeden Grad nach Meilen ausgemessen, deren er 15 enthält. Nun erst ist man im Stande, ganz genau die Lage der Orte auf der Erde zu bestimmen. So liegt Breslau etwa unter dem 51. Grade nördlicher Breite, demnach 765 Meilen vom Aequator und 585 Meilen vom Nordpol; ferner liegt es zwischem dem 34. und 35. Grad östlicher Länge,

also ungefähr 520 Meilen vom ersten Meridan. Die Bestimmungen der Länge und Breite eines Ortes sind insbesondere für die Schiffer äußerst wichtig, da sie eine von ihnen entdeckte Insel sonst nicht wiederfinden, überhaupt nicht wissen könnten, welchen Lauf sie auf dem Meere einzuhalten hätten, um nach einem bestimmten Hafen zu kommen. Sie sind nämlich mit Hülfe ihrer Meßwerkzeuge und Seekarten im Stande, genau anzugeben, wo sie auf dem Meere sich befinden und in welcher Richtung und Entfernung daher ihr Bestimmungsort liegt.

Betrachten wir nun die Oberfläche der Erde, so besteht sie, wie früher bereits gesagt worden, aus fast drei Viertel Wasser und aus wenig über ein Viertel Land. Das Land bildet drei goße zusammenhangende Massen oder Continente; den östlichen, den westlichen und südlichen Continent. Der östliche heißt auch die alte Welt, da er von jeher schon den Leuten in unserem Erdtheil bekannt war; er umfaßt die drei Erdtheile: Asien, Europa und Afrika. Die beiden andern Continente heißen, weil sie erst seit etwa 300 Jahren uns bekannt sind, die neue Welt, die demnach den westlich gelegenen Erdtheil America und den südlich gelegenen Australien, auch Polynesien oder Inselwelt genannt, umfaßt. Der fünfte Erdtheil, nämlich Australien, besteht aus Neu-Holland, oder wie es jetzt heißt, Australland, aus Neu-Seeland, Neu-Guinea und einer kaum zählbaren Menge kleiner Inseln. — Wie die Continente fünf Erdtheile bilden, so unterscheidet man auch bei dem Ocean, der die Continente umgibt, fünf Hauptmeere: 1) das nördliche Eismeer um den Nordpol herum, 2) das südliche Eismeer am Südpol, 3) das indische Meer südlich unter Asien, 4) das atlantische Meer, zwischen Europa und Africa einerseits und America andererseits, und 5) den großen Ocean zwischen America und Asien.

Eine Kugel, welche die Gestallt und Oberfläche der Erde angibt und verdeutlicht, heißt ein Globus; wird die Oberfläche der Erde auf einer Ebene, und zwar die der östlichen Hälfte besonders, und auch die der westlichen Hälfte besonders gezeichnet, so nennt man ein solches Bild einen Planiglob. Betrachten wir nun den Planiglob, so finden wir, daß die Hauptmasse des festen Landes auf der nördlichen Hälfte der Erde liegt und daß die Erdtheile alle mehr oder weniger nach Süden hin spitz zulaufen. Wir können uns dies nur durch Annahme einer ungeheuren Revolution erklären, in welcher vielleicht ein Erdtheil zwischen Europa und America, von den Alten Atlantis genannt, untergegangen, der südliche Continent von dem östlichen losgerissen und durch einen über alle Vorstellung gehenden Orcan die Hauptmasse des Landes nach dem Norden zu gedrängt worden ist.

Von diesen grauenhaften Begebnissen, die noch vor der Schöpfung des Menschen auf unserer Erde eingetreten sind, finden sich im Meere und auf dem Festlande Spuren genug. Könnte man das Meer ablassen, so würde es auf seinem Grunde nicht viel anders aussehen, als auf vielen Stellen der Erdoberfläche. Wir würden da große, lange Sandflächen und Berge von Kalk und Gyps sehen, die sich untermischt mit Muscheln und anderen Seethierüberresten in dem Meerwasser gebildet haben. Auch mit unseren Bergen ist es so gegangen, auch sie haben in und unter einem großen Meere sich gebildet. Viele sind ganz erfüllt von Muschel- und Seethierüberresten, und auf manchen hohen Bergen von Australland sieht man noch jetzt Korallenbäumchen, d. h. Gehäuse von gallertartigen Meerthieren aufrecht stehen. Aber auch in und auf unseren Kalkbergen findet man Korallen- und Muschelarten, die nur im Meere entstehen. Ferner sieht man es vielen unserer Sandgegenden an, daß darüber einmal lange Zeit hindurch Wasser gefluthet sein muß; und das Salz, das manche unserer Berge und Ebenen in sich führen, muß auch noch aus der Zeit herrühren, wo ein salziges Meer dort stand.

Das rasche Zurückweichen des Meeres von dem festen Lande ist übrigens nicht die einzige Veränderung, die mit unserem Erdboden vorgegangen sein muß. Im mittlern und südlichen Deutschland, in Frankreich, selbst im kalten Sibirien hat man Knochen ausgegraben, die von Elephanten, Nashörnern und anderen solchen Thieren waren, die nur in sehr heißen Ländern leben können; eben so hat man in nördlichen Gegenden Palmen, Bambusrohre und andere Gewächse aus südlichen Ländern in der Erde gefunden. Sind diese Thiere und Pflanzen alle nicht durch jenen urweltigen Orcan, von dem wir oben geredet, mit hinweggerissen, nach dem Norden getrieben und hier tief im Boden begraben worden, so bleibt nichts übrig als anzunehmen, daß es in den kältern Ländern einmal viel wärmer gewesen sei als jetzt, und daß demnach die südlichen Thiere und Bäume dort einheimisch gewesen seien.

Die Knochen oder andere Ueberreste von Thieren der Vorwelt, die man am häufigsten gerade in den nördlichen Gegenden gefunden hat, gehören größtentheils zu den jetzt lebenden Thiergeschlechtern, nur sind sie oft größer als die jetzigen, weichen auch in der Gestalt von ihnen ab. Sehr verschieden von den jetzt lebenden Säugethieren waren: das Mammuthsthier, eine große Elephantenart, mit langen Mähnen — das Riesenelen, das centnerschwere Geweihe hatte — das Ohiothier, so hoch aber länger wie ein Elephant, mit großen Stoß- und zackigen Backenzähnen, und mit langen Haaren bedeckt — das Riesenfaulthier, zwölf Fuß lang und sechs Fuß hoch, mit langen und scharfen Klauen.

— Ueberreste von Vögeln der Vorwelt hat man im Ganzen noch wenig gefunden, dagegen viele Amphibien. Eidechsen von 24 Fuß Länge, Krokodile, so groß wie die noch jetzt im Nil und Ganges lebenden. — Fische gab es in der Vorwelt von allen jetzt lebenden Arten, darunter Haifische von ungeheurer Größe, denn ihre Zähne allein waren 7 Fuß lang..

An manchen Orten, wie in Sibirien, hat man solche Thiere der Vorwelt noch mit Haut und Haaren und Fleisch gefunden, von welchem letzteren Hunde und Wölfe sich nährten. Es muß also die große Veränderung, wodurch es nach den Polen unserer Erde hin so kalt wurde, wie es jetzt ist, noch nicht viele Jahrtausende her und plötzlich geschehen sein; denn nur in einem so kalten Lande, wie Sibirien, konnte sich das Fleisch solcher Thiere so gut erhalten. Wie es nun damit zugegangen und wodurch eine solche Veränderung entstanden sei, das wissen die Gelehrten selber nicht. Die heil. Schrift aber und die Sagen vieler Völker in Europa, Asien und Amerika erzählen uns von einer großen Fluth, von der Sündfluth, die über den ganzen Erdboden kam und ihre höchsten Berge bedeckte, und wobei fast alle auf der Welt lebenden Wesen untergingen. Und an eine solche, vielleicht mit Feuer und Orcan im Bunde stehende Fluth, nach deren Verlauf die Erdoberfläche ihre jetzige Gestalt und ihr jetziges Klima erhielt, muß man glauben, wenn man nicht allen Zeugnissen der Natur und der Völker geradezu ins Angesicht widersprechen will.

Nach allem hier Gesagten muß es gewaltige Kräfte auf der Erde und um die Erde geben, welche die Zerstörungen bewirkten. Diese Kräfte sind noch vorhanden, sie wirken, wenn auch gegenwärtig nicht gerade zerstörend, so doch umschaffend, noch immer fort.

---

2. Die Luft.

Die gemeine oder atmosphärische Luft, die wir athmen, die zur Erhaltung der Thiere und Pflanzen unumgänglich nothwendig ist, umgibt unsere Erde bis auf eine Höhe von zehn Meilen und befindet sich in den Zwischenräumen aller zur Erde gehörigen Körper. Sie besteht aus Sauerstoff und Stickstoff oder aus Lebensluft und Stickluft; von ersterer enthält sie einen Theil und von letzterer drei Theile. Außerdem sind aber der Luft nach Ort, Wärme und andern Umständen noch andere Körper, hauptsächlich Wasserdampf und Kohlensäure oder fixe Luft beigemischt.

Die Luft ist außerordentlich elastisch, d. h. sie läßt sich ungemein zu-

sammenpressen, dehnt sich aber sogleich wieder von selbst aus, sobald der Druck nachläßt. Man hat sie in metallenen Gefäßen schon so stark zusammengepreßt, daß sie nur den 120sten Theil ihres früheren Raumes einnahm, und man würde sie noch mehr zusammendrücken können, wenn es die Gefäße aushielten; denn je stärker man sie zusammenpreßt, je größer wird auch die Gewalt, mit der sie die Gefäße zu zersprengen sucht, um ihren früheren Raum wieder einzunehmen. Ausdehnen kann sich die Luft ins Unbestimmbare.

Die Luft ist farblos und durchsichtig, denn wie möchten wir sonst die Gegenstände um uns her sehen, oder, wenn sie gefärbt wäre, wie rothes, blaues, gelbes Glas, wie einförmig würde uns Alles erscheinen, ja, wie nachtheilig würde es unseren Augen sein! Was man in der Luft sieht, das sind Wassertheile, wie Nebel und Wolken, oder erdige Theile, wie Staub u. dgl. — Die Luft ist ferner dünn und leicht beweglich man müßte sie um das 770fache zusammenpressen, bis sie so dicht würde wie Wasser; aber wie traurig wäre es dann für uns, wenn wir uns beim Gehen durch die Luft hindurch arbeiten müßten wie durch einen Strom. — Endlich ist die Luft auch schwer; sie hat ein, wenn auch nicht bedeutendes Gewicht. Der Bürgermeister Otto von Guerike in Magdeburg hat im Jahre 1650 die Luftpumpe erfunden, durch welche man die Luft aus hohlen Metallkugeln heraussaugen kann. Wägt man nun eine solche Kugel sammt der in ihr enthaltenen Luft, — und dann wieder, wenn die Luft herausgepumpt ist, so findet man einen merklichen Unterschied an Gewicht. Pumpt man noch mehr Luft hinein, als von selbst hineindringt, so nimmt ihr Gewicht um ein Merkliches zu. Das Gewicht der uns umgebenden Luftmasse mag hiernach beträchtlich genug sein, wir fühlen es aber nicht, weil die Luft uns von allen Seiten umgibt und die in uns enthaltene Luft der Luft außer uns das Gleichgewicht hält. Könnte man die innere Luft aus uns herausziehen, so würde die äußere uns gewaltig pressen; könnte man die äußere auf einer Seite wegnehmen, so würde uns die von der andern zu Boden werfen.

Aus dem bisher Gesagten lassen sich folgende Naturerscheinungen leicht erklären: Auf sehr hohen Gebirgen findet man eine viel leichtere, dünnere Luft als in tieferen Gegenden; denn die unteren Schichten werden von den obern mehr zusammengedrückt, während mit zunehmender Höhe der Druck der Luftschichten sich vermindert. — Luftschiffern, die sich zu hoch erhoben, Reisenden, welche die höchsten Berge zu ersteigen suchten, drang zuletzt das Blut aus den Augenwinkeln, aus der Nase und aus den Lippen, weil die im menschlichen Körper enthaltene schwere

Luft, um das Gleichgewicht mit der leichteren äußeren Luft herzustellen, aus den zartesten Theilen des Körpers mit Gewalt herausdrang und feine Blutgefäße zerriß. — Wenn der Stempel einer ins Wasser gehaltenen Spritze zurückgezogen wird, so füllt sich die Röhre mit Wasser. Durch das Zurückziehen des Stempels wird nämlich der untere Theil der Röhre luftleer, und es treibt der Druck der äußeren Luft auf das Wasser dieses in den luftleeren Raum. Durch das Aufziehen eines Blasebalges wird die in demselben befindliche Luft mehr ausgedehnt, daher dünner und sogleich dringt dichtere äußere Luft durch die Klappe hinein. Ebenso dringt durch die Erweiterung der Brusthöhle Luft in die Lungen. — Wenn man ein volles, fest verspundetes Faß anbohrt, so tröpfelt die Flüssigkeit nur, sie fängt aber sogleich an zu strömen, wenn man oben den Spund öffnet, wo dann die äußere Luft auf die Oberfläche der im Faße enthaltenen Flüssigkeit drückt und so dieselbe durch das Zapfenloch hinaus treibt.

Im Barometer oder Wetterglase steht das Quecksilber in der langen Röhre viel höher als in dem kurzen Schenkel; die längere Röhre ist oben verschlossen und luftleer gemacht, während der kurze Schenkel eine kleine Oeffnung hat und so die äußere Luft eindringen läßt. Da nun in der langen Röhre kein Gegendruck Statt finden kann, so steigt natürlich das Quecksilber darin. Es steigt aber nicht höher als 27 bis 28 Zoll des altfranzösischen Maßes, weil die Luftsäule, die auf den kürzern Schenkel drückt, doch zu schwach ist. In einer weiteren, mit Wasser gefüllten Röhre steigt das Wasser 32 Fuß hoch; denn da drückt die äußere Luft auf eine bedeutende Wasserfläche, und das weit leichtere Wasser läßt sich leichter empor treiben. Enthält die Luft, wie bei heranziehendem Regen, viele Wasserdämpfe, so drücken diese, die leichter als die gewöhnliche Luft sind, weniger auf das Quecksilber im Wetterglase, und die Quecksilbersäule darin fällt; je reiner aber die Luft wird, was dann zu geschehen pflegt, wenn das Wetter sich aufheitert, desto höher steigt die Quecksilbersäule. Auf solche Art kündigt der Barometer oder Schweremesser regnerisches oder schönes Wetter oft im voraus an.

---

3. Der Wind.

Die ruhige Luft geräth manchmal in einen gewaltigen Aufruhr; die in Aufruhr gerathene oder bewegte Luft nennen wir Wind. Sie ist nicht in allen Gegenden gleich warm; die warme Luft nun ist leichter als die kalte, erstere steigt daher stets in die Höhe, während an dem Orte, wo sie sich befand, kältere Luft hinströmt. Darum ist es in den

Zimmern oben immer wärmer als am Fußboden, und wenn man die Thüre öffnet, entsteht ein Luftzug, ein kleiner Wind, indem die warme Luft oben zur Thüre hinaus — die kältere dagegen unten hereinfließt, wie man leicht sehen kann, wenn man ein brennendes Licht in die offene Thüre hält. In der Nähe starker Feuersbrünste entsteht bei sonst stiller Luft doch ein Wind, da die Flammen die Luft erhitzen, sie leichter machen und in die Höhe führen, so daß die kalte Luft um die entwichene wärmere zu ersetzen, aus der Nachbarschaft nach dem Feuer hinströmt und einen starken Luftzug hervorbringt. Was hier im Kleinen geschieht, geschieht in der Natur im Großen. Unter dem Aequator wird die Luft sehr heiß, sie steigt daher in die Höhe und fließt nach den Polen zu, von wo die kalte Luft unter der oberen wärmeren Schichte nach dem Aequator zieht. Dadurch entstehen die Nordost- oder Passatwinde, die wir besonders im Frühjahr häufig in unsern Gegenden haben. Der Wechsel zwischen dem wärmeren Tage und der kälteren Nacht, dann der Wechsel der Jahreszeiten allein müßte schon Luftströmungen oder Winde verursachen, wenn es nicht noch viele andere Ursachen gäbe. Man benennt den Wind nach den verschiedenen Himmelsgegenden, aus denen er kommt, und zählt daher vier Hauptwinde, den Nord-, Ost-, Süd- und Westwind. Die zwischen den Weltgegenden herrschenden Winde nennt man: Nordost-, Südost-, Nordwest-, und Südwestwinde. Die Seefahrer machen noch mehr Abtheilungen und zählen 32 Winde. Eine Vorrichtung, auf welche die Richtung der Winde angedeutet ist, heißt eine Windrose. — Da gewöhnliche Winde in einer Secunde nur etwa 12 Fuß zurücklegen, so hat man für solche, die in dieser Zeit 60 bis 80 Fuß zurücklegen, einen besondern Namen, man nennt sie Stürme oder Orcane. Durch zwei heftig einander entgegen wehende Winde entsteht ein Wirbelwind, eine sogenannte Windsbraut.

Winde und Stürme sind außerordentlich nützlich, ja, für den großen Haushalt der Natur unentbehrlich; sie reinigen die Luft, sie trocknen den allzu feuchten Boden und befördern so daß Wachsthum der Pflanzen und das Wohlsein der Menschen und Thiere, ganz abgesehen von den vielfachen Vortheilen, die sie dem Gewerbebetriebe, z. B. der Müllerei, Gerberei, dem Bleichen und besonders der Schifffahrt, gewähren. Aber die Stürme sind auch schrecklich, wenn sie über die Länder der Erde heulend hinbrausen, Bäume mit der Wurzel aus dem Boden reißen und wie Spreu umherschleudern, ganze Wälder krachend niederstürzen, die Dächer menschlicher Wohnungen hoch in die Luft führen, die festesten Gebäude erschüttern, Ströme in ihrem Laufe hemmen und aufschwellen, Berge abtragen und Felsen zerreißen. Das donnernde Getöse in der

Höhe und Tiefe weit umher vermehrt die Furchtbarkeit dieser Erscheinung, die Wolken des Himmels eilen geflügelt über uns hin; die Vögel flüchten ängstlich in ihre Nester und das Wild des Waldes rettet sich heulend zu seinen Höhlen.

Doch entsetzlicher noch ist der Anblick der tief erschütterten Luft auf dem Meere. Masten zerbrechen, Schiffe scheitern. Mit dem Sausen des Orcans mischt sich das Erbrausen der geschlagenen Wellen, die in schauerlicher Beweglichkeit bald Abgründe zu öffnen, bald die Wolken des Himmels zu berühren scheinen. — Am schaudervollsten sind die Stürme in den heißen Weltgegenden. So zittert der Aegypter, wenn der tödliche Chamsin oder Gluthwind aus den Wüsten hervorbricht. Dann wird der sonst immer heitere Himmel trübe, die Sonne gleicht einer röthlich braunen Scheibe, die Luft ist grau, wie mit einem staubigen Dunste gefüllt, und wird immer glühender. Schnell welken die Pflanzen ab, die Blätter fallen verdorrt von den Aesten der Bäume, das Kälteste wird heiß, selbst Marmor, Eisen und Wasser erwärmen. Thiere und Menschen flüchten in Schatten, Höhlen und Gruben, um den brennenden Windstößen zu entrinnen. Wehe dem, den sie treffen; er stürzt erstickt zu Boden, ein augenblicklicher Tod ist sein unabweisbares Loos.

Aehnlich dem Chamsin ist in Arabiens Wüsten der giftige Samum. Wenn er sich erhebt, scheint der ganze Luftkreis feurigroth; mit Zischen und Knestern und erstickendem Schwefelgeruch fährt er daher. Er tödtet mit der Geschwindigkeit des Blitzes Thiere und Menschen, die sich nicht schnell vor seiner Berührung retten. Ganz anders wie diese und wie der gefährliche Sirocco, der von Africa nach Europa herüber weht, äußern sich an den Ufern des Senegals die Tornado-Stürme. Eine drückende Schwüle der Luft geht diesen voran; düstere Wolken erheben sich zwischen Osten und Süden und färben dort den Himmel schwarz. Man verspürt auch nicht das Wehen eines Lüftchens, alles ist Todesstille. Menschen und Thiere verbergen sich. Immer finsterer wird die Luft; nichts regt sich weit umher. Plötzlich stürzt ein Alles verheerender Sturm eiskalt und mit Brausen und Heulen durch die Landschaft. Palmen brechen, Hütten stürzen ein, Schiffe zertrümmern. Donner, Blitz und Regengüsse bilden das Gefolge des vorübergegangenen Sturmes. — Höchst wohlthätig wirkt jener Wind, der unter dem Namen Harmattan bekannt ist. Nach der Regenzeit in Africa, wo alles Land versumpfen will und gefährliche Krankheiten ausbrechen, trocknet er mit großer Heftigkeit die übergroße Nässe, indem bei seinem Wehen nicht nur Pfützen, sondern selbst Teiche schnell versiegen.

4. Der Schall.

Wenn irgend ein Körper oder ein oder mehrere Theile desselben in eine zitternde oder schwingende Bewegung gebracht werden, so theilt sich diese Bewegung der Luft mit, die dann in solche Wellen geräth, wie das Wasser, in welches ein Stein geworfen wird. Diese Wellen oder bewegten Lufttheile verbreiten sich immer weiter, bilden immer größere Kreise, bis sie zu unserem Ohre gelangen und von demselben vernommen werden. Die so entstandene und wahrgenommene Lufterschütterung nennen wir den Schall. Ist das, was wir mit dem Gehör vernehmen, dumpf und unklar, so nennen wir es Geräuch; ist es dabei stark, so heißt es Getöse; geht es von der menschlichen Stimme aus, so erhält es den Namen Laut; wird der Schall durch musikalische Instrumente hervorgebracht, so bezeichnen wir ihn mit dem Worte Ton. Da zu jenem Schalle, den wir Ton nennen, eine bestimmte Höhe oder Tiefe, Stärke oder Schwäche gehört und die menschliche Stimme auch sehr bestimmte und angenehme Laute hervorbringen kann, so nennen wir auch diese natürlich Töne. Ein recht heller und anmuthiger Ton heißt auch Klang. Die in der Luft entstehenden schwingenden Bewegungen heißen Schallwellen; sie gehen so von dem schallenden Körper aus, wie die Lichtstrahlen von dem strahlenden Körper. Die menschliche Sprache ist sehr reich an Ausdrücken, um die verschiedenen Eindrücke zu bezeichnen, die von schallenden Körpern auf unser Ohr gemacht werden, als: rauschen, rasseln, brausen, klirren, heulen, toben, dröhnen, u. s. w.

Die Luft ist offenbar das hauptsächlichste Fortpflanzungsmittel des Schalles, aber es ist nicht das einzige. Wenn jemand an einen langen Balken an dem einen Ende desselben klopft, so vernimmt der, welcher sein Ohr an das andere Ende hält, dieses Klopfen deutlicher, als wenn er aufgerichtet dem Klopfenden weit näher tritt. Eben so hört man, wenn man das Ohr auf die Erde legt, die Huftritte der Pferde, einen fahrenden Wagen in bedeutender — ja, Kanonendonner in meilenweiter Entfernung. Es gibt demnach viele Körper, die wir als Schallleiter bezeichnen können. Solche Körper müssen eine gewisse Elasticität, Trockenheit und Härte haben. Durch solche Körper wird denn der ursprüngliche Schall sehr verstärkt. Die Resonanzböden bei Saiten- und Flügel-Instrumenten, das Metall bei Glocken, an Hörnern und Trompeten, die Gewölbe in Sälen und Kirchen verstärken den Schall.

Der Schall braucht Zeit, um von dem schallenden Körper bis in unser Ohr zu kommen, und zwar mehr Zeit als das Licht. Wird auf einem Hügel eine Kanone abgebrannt und wir befinden uns in bedeutender Entfernung davon, so nehmen wir das Aufleuchten des entzün-

deten Pulvers weit eher wahr, als das mit dem Aufleuchten gleichzeitig entstehende Krachen. Durch oft wiederholte Versuche hat man gefunden, daß der Schall in einer Secunde einen Weg von 1040 Fuß zurückgelegt. Hiernach kann man die Entfernung eines Gewitters bestimmen. Sieht man den Blitz, und verfließen dann noch fünf Secunden, ehe man den Donner hört, so hat der Donner einen Raum von fünf Mal 1040 Fuß oder von einer Viertelmeile ungefähr zurücklegen müssen, ehe er von der Gewitterwolke bis in unser Ohr gelangte; das Gewitter ist demnach etwa noch eine Viertelmeile entfernt. — Stößt der Schall an einen harten Körper, so wird er zurückgeworfen; ist der zurückwerfende Körper etwa 60 Fuß von uns entfernt, so hören wir den Schall zum zweiten Male. Ein so zurückgeworfener und abermals vernommener Schall heißt Echo. In der Nähe von Häusern, Wäldern, Felsen oder Bergen kommt das Echo häufig vor. Es gibt zweifache, dreifache und vielfache Echo, die dann natürlich eine Entfernung von zwei Mal 60, drei Mal 60 und mehrmalig 60 Fuß erfordern.

Lange Saiten, lange Pfeifen geben tiefe — kurze Saiten und Pfeifen geben hohe Töne. Die Geiger, Harfenisten und Guitarrespieler verkürzen die Saiten durch die Finger, die Flötenspieler und Bläser verkürzen Flöte, Pfeife, Clarinette durch Oeffnen der Luftlöcher und Klappen und verlängern dieselben durch Bedeckung der Luftlöcher mit den Fingern oder durch Niederlassen der Klappen; anders natürlich macht es der Posaunist, der Hornist, der Trompeter, aber immer kommt es darauf an, zur Hervorbringung hoher Töne kurze Luftsäulen im Blaseinstrumente zu haben und zur Hervorbringung tiefer Töne die in Bewegung gesetzten Luftsäulen zu verlängern.

Der Schall entsteht in den Körpern nicht gleichmäßig durch alle ihre Theile. Schlägt man auf ein langes, straffgespanntes Seil, so bewegen sich einzelne Theile in einer Schlangenlinie hin und her; dasselbe geschieht bei einer tönenden Saite; einzelne Theile der Körper kommen daher nicht aus der Ruhe, wenn auch die andern in Bewegung gerathen. Hierbei zeigt sich eine gewisse Regelmäßigkeit, wie man sich leicht überzeugen kann, wenn man eine Glasscheibe frei zwischen den Fingern hält, sie mit feinem Sande bestreut und mit einem Bogen am Rande streicht, denn dann sammelt sich der Sand in Figuren auf der Scheibe. Die Stellen nur, wo der Sand liegt, müssen in Ruhe geblieben sein, während die vom Sande freien Stellen in einer schwingenden Bewegung sich befanden. Der Schall theilt sich auch leicht anderen verwandten nahen Körpern oder Theilen desselben Körpers mit. Die Saite einer Geige tönt mit einer gleichbestimmten Saite einer andern Geige; wird

auf dem Clavier eine Saite angeschlagen, so hört man die Saiten verwandter Töne mitklingen: bei einer wohltönenden Glocke hört man mehrere entsprechende Töne.

---

3. Das Wasser.

Wenn das Wasser, dessen wir so nothwendig als der Luft bedürfen, ganz rein ist, so hat es weder Farbe, noch Geruch noch Geschmack. Allein ganz reines Wasser findet sich selten in der Natur; darum bereiten es Apotheker und Chemiker zu mancherlei Zwecken, indem sie Regen- oder Brunnenwasser wie Branntwein destilliren, d. h. es so abziehen, daß es Satz und Erdtheile im Kessel läßt. Diese stammen aus dem Boden, über und durch welchen das Wasser fließt, ehe es in den Quellen oder in den Brunnen hervorkommt; auch der Regen bringt fremdartige Stoffe mit aus der Luft, besonders wenn es lange geregnet hat. Alles Wasser, das gewöhnliche wie das lautere, kommt in einem dreifachen Zustande vor: dampfförmig, tropfbar-flüssig und hart; dampfförmig nämlich in den von der Erde aufsteigenden Dünsten, die sich in der höhern Atmosphäre zu Wolken gestalten — tropfbar-flüssig in der Art, wie wir es in Quellen, Brunnen, Gräben, Teichen, Seen, Flüssen Strömen und im Meere wie auch in dem vom Himmel niederfallenden Regen sehen — fest endlich, indem es in der Kälte zu Eis, Schnee, Hagel, Schlossen und Graupen gefriert; aus einem Zustande kann es in den andern unter gewissen Umständen übergehen.

Das Wasser besteht eigentlich aus Sauerstoff und Wasserstoff, doch ist fast allem auch fixe Luft oder Kohlensäure beigemischt; in manchem, wie in dem Sauerwasser (Säuerling), kommt von dem letzteren so viel vor, daß es davon braus't. Die Kohlensäure ist die Ursache von dem säuerlichen Geschmacke vieler Gesundbrunnen (dem Selter, Fachinger, Reinerzer) und von dem erfrischenden Geschmacke des Quell- und Brunnenwassers. Sie verursacht aber auch, daß das Wasser Erdtheile, namentlich Kalktheile, aus dem Boden auflöset, welche dasselbe hart macht, wie man sagt, weil Erbsen, Bohnen, Linsen u. s. w. sich darin nicht weich kochen lassen; auch macht es die Seife gerinnen und ist deßhalb zum Waschen unbrauchbar. Läßt man hartes Wasser an der Luft stehen, so geht die Kohlensäure allmählig fort, das Wasser steht ab, es wird fade, setzt aber auch zugleich seine Erdtheile ab, die dasselbe hart machten. Geschwinder geht das beim Kochen des Wassers. Das Bach- und Flußwasser hat seine Kohlensäure an der Luft größtentheils verloren, darum auch seine Erdtheile; es enthält aber noch viel gewöhnliche

Luft, sonst könnten ja die Fische nicht darin leben.

Die Mineralwasser sind reich an Salz- und Erdtheilen (wie der Brunnen in Salzwasser); manche enthalten auch Schwefeltheile (die Warmbrunner Gesundquellen), und andere sprudeln so heiß aus der Erde, daß man Hühner darin brühen und Eier hart kochen kann, z. B. die Quellen zu Wiesbaden, Aachen, Gastein und Karlsbad; weit minder heiß sind die in Warmbrunn, Kudowa, Landeck, Johannesbad unter der Schneekoppe. Die heißen Quellen finden sich, wie auf Island, in der Nähe feuerspeiender Berge, oder wo deren ehemals waren, oder sie kommen sehr tief aus der Erde, die in ihrem Innern sehr heiß ist. Die eigentlichen Salzquellen enthalten so viel Kochsalz, daß es der Mühe werth ist, dasselbe zu gewinnen, was in der Gegend von Preußisch-Halle und an den gleich oder ähnlich benannten Orten in Würtemberg und Oesterreich auch geschieht. Das Meerwasser ist auch salzig, aber zugleich bitter, weil es nicht nur mit Salztheilen, sondern auch mit fauligen Ueberresten von todten Seefischen, Würmern und Mollusken angefüllt ist, so daß man es nicht trinken kann, ohne krank zu werden; ja, es würde in völlige Fäulniß übergehen, wenn es nicht vom Winde bewegt würde. Die Seefahrer müssen deßhalb süßes Wasser in Fässern mitnehmen, das aber auch oft ungenießbar wird, wenn es Unreinigkeiten enthält, die faulen können. Gegen die Fäulniß kann man übrigens das Wasser schützen, wenn man Holzkohle zu Pulver stampft, sie in das verdorbene Wasser schüttet, alles unter einander rührt, eine Zeitlang stehen läßt und zuletzt die Flüssigkeit durch ein grobes hänfenes oder wollenes Tuch laufen läßt.

Das Wasser ist ziemlich schwer; ein Kubikzoll reines Wasser wiegt $1^2/_9$ Loth, ein Kubikfuß demnach 1728 mal so viel oder 66 Pfund; daß das Wasser dabei 770 mal so schwer ist als die Luft, wurde schon oben gesagt. Bei dieser Schwere, welche das Wasser hat, können Kähne und Schiffe darauf gehen, Menschen und Thiere, besonders Amphibien und Fische darin schwimmen. Was schwimmen soll, das muß leichter sein, als diejenige Menge Wasser, die aus dem Raume des schwimmenden Körpers getrieben wird. Die Fische können hoch oder tief schwimmen, indem sie ihre Schwimmblase mit mehr oder weniger Luft anfüllen, und die Menschen können sich, ohne alle künstliche Bewegung schon dadurch über dem Wasser erhalten, daß sie den Kopf etwas zurücklegen, den eingezogenen Athem anhalten, die Arme unter dem Wasser behalten und die Füße in Bewegung bringen wie beim Treppensteigen. Todte Menschen und Thiere schwimmen nach einigen Tagen von selbst auf dem Wasser, weil sich durch die Fäulniß Luftarten in ihrem Körper erzeugen,

die denselben anschwellen. Im Seewasser kann man leichter schwimmen, weil dasselbe wegen seiner Salztheile etwa ein Vierzigstel schwerer ist als das Flußwasser, was daher auch der Schifffahrt zum Vortheil gereicht.

Man pflegt gerne die Schwere anderer Körper mit der des Wassers zu vergleichen und bestimmt dann ihr specifisches oder besonderes Gewicht, d. h. man gibt das Verhältniß ihres Gewichtes zu dem einer gleich großen Masse Wassers an. Da man nämlich weiß, daß der Kubikzoll Wasser $1^2/_9$ Loth wiegt, und auf der Wage leicht finden kann, daß z. B. ein Kubikzoll Eisen $9^1/_2$ Loth schwer ist, so darf man nur sehen, wie oft $1^2/_9$ enthalten ist in $9^1/_2$ und man findet dann, daß das Eisen ungefähr acht Mal schwerer als Wasser ist, daß also das specifische Gewicht des Eisens 8 beträgt. In gleicher Weise hat man gefunden, daß das specifische Gewicht des Silbers 14, das des Goldes 19, und das des Platin noch ein höheres ist.

Das Wasser wie jede andere tropfbare Flüssigkeit sucht immer eine wagerechte Oberfläche zu behalten, wie man leicht sehen kann, wenn man ein nicht übervolles Gefäß neigt; das Wasser bildet oben immer eine vollkommene Ebene. Diesem Streben des Wassers nach einer wagerechten Oberfläche verdanken wir es unter anderm, daß es in Brunnenröhren auch aufwärts läuft, sobald nämlich nur die Quellen höher liegen, als die Oberfläche des Brunnens. Liegt die Quelle nicht hoch genug, so treibt man das Wasser durch Pumpwerke auf Wasserthürme, von welchen es dann in Röhren bis zu dem bestimmten Orte geleitet wird, an welchem es wieder eben so hoch zu steigen sucht, als es tief gefallen ist. Auf solche Weise kann man sich denn die Anlage der Springbrunnen und die Beschaffenheit der artesischen Brunnen erklären, in denen aus einer oft sehr bedeutenden Tiefe mitten in einer sandigen Ebene durch die hineingetriebenen über einander befindlichen Röhren ein starker Wasserstrahl ohne alles Pumpwerk unablässig hervorsprudelt.

---

6. Die Wärme.

Von der Wärme wissen wir nicht genau, ob sie mehr als eine Naturkraft, ob sie ein Stoff ist; wir nehmen das letztere indeß an, wiewohl wir ihr wahres Wesen nicht, sondern nur ihre Wirkungen kennen. In den Körpern befindet sich die Wärme im gebundenen Zustande und erst, wenn sie durch verschiedene Ursachen frei gemacht wird, nehmen wir ihre Anwesenheit durch das Gefühl wahr, indem sich die Körper je nach der Menge des freien Wärmestoffes lau, warm oder heiß an-

fühlen. Der höchste Grad von Wärme ist die Glühhitze, wobei die Körper leuchten, und dies ist es, was man Feuer nennt. Faules Holz und manche Insecten, wie die Johanniswürmchen, leuchten auch, aber natürlich nicht in Folge eines hohen Hitzegrades, sondern in Folge des Phosphors, eines im Dunkeln leuchtenden Stoffes, den sie an sich haben. Körper, welche wenig freie Wärme enthalten, nennt man kalte; die Kälte ist demnach keine eigenes Wesen, sondern nur Abwesenheit von Wärme.

Die Wärme erscheint hauptsächlich bei dem Verbrennen der Körper. Das Verbrennen aber oder das Feuer entsteht auf verschiedene Weise: durch das Schlagen des Stahles an einen Stein, auf welchem Schwamm sich befindet, so daß die Funken auf den Schwamm fallen und dann an den gleichsam eingefangenen Funken Schwefel oder eine andere leicht Feuer fangende Materie entzündet wird — durch Streichhölzer, deren Spitze in einen phosphorhaltigen Teig eingetaucht ist — durch Zündhölzer, die man in enge mit entzündbarem Stoffe halbgefüllte Fläschchen stößt — durch das Aneinander-Reiben zweier trockner Hölzer, von denen das eine weicher als das andere ist, so daß man es sich hieraus erklären kann, wie ungeölte Wagenachsen bei sehr trockner Witterung durch die schnelle Umdrehung des Rades in Brand gerathen und, wenn sie von Eisen sind, glühend werden können. Ein hoher Wärmegrad wird ferner beim Löschen des Kalkes und durch dichte Auflagerung feuchten Heues hervorgebracht. Die eigentliche Quelle der Wärme in der Natur ist aber die Sonne; denn daß ihre Strahlen nicht bloß leuchten, sondern an heiteren Sommertagen sogar auch brennen, weiß jeder. Mittels eines Brennglases oder Brennspiegels kann man die Sonnenstrahlen sammeln, auf einen kleinen Punct hinleiten und dadurch die größte Hitze erzeugen. Daß endlich die Electricität Feuer erzeugt, sehen wir bei einem Gewitter, das eine electrische Naturerscheinung ist; wenn nämlich der Blitz einschlägt, setzt er meistens den getroffenen Gegenstand in Brand oder versengt ihn wenigstens.

Eine allgemeine Wirkung der Wärme ist die, daß sie die Ausdehnungskraft der Körper vermehrt, die einzelnen Theilchen derselben mehr oder weniger von einander entfernt und so bewirkt, daß die Körper einen größeren Raum einnehmen als zuvor. Man sagt daher: die Wärme dehnt alle Körper aus. Sie verändert dadurch auch den Zustand vieler Körper, sie macht feste Körper, z. B. Metalle, flüssig, sie schmelzt dieselben — sie macht flüssige Körper luftförmig, indem dieselben sieden und verdampfen; umgekehrt können auch viele luftförmige Körper flüssig, und flüssige fest werden, indem sie erstarren und gefrieren, wenn man sie mehr oder weniger abkühlt. Manche Luftarten werden durch die

Wärme so ausgedehnt, daß sie dann leichter sind als die atmosphärische Luft und in ihr emporsteigen. Diesen Umstand benutzt man denn auch und füllt große Bälle aus leichten Stoffen damit, die sich leicht in die Höhe erheben. Befestigt man an einen recht großen Ball der Art ein Flechtwerk, eine Gondel oder einen Korb, so kann auch ein Mensch in dieses Flechtwerk steigen und wird mit in die Luft emporgetragen; man nennt eine solche Vorrichtung einen Luftballon und den, der mit dem Ballon in die Höhe steigt, einen Luftfahrer oder einen Luftschiffer. Indem er durch ein am Ballon angebrachtes Thürchen atmosphärische Luft in den Ballon einströmen läßt, senkt sich dann derselbe, und der Luftschiffer kann wieder ungefährdet zur Erde kommen. — Die durch Wärme bewirkte Ausdehnung der Metalle machen sich die Mechaniker, Schlosser, Schmiede, Gelbgießer und viele andere Handwerker wohl zu Nutze. Die Schmiede z. B. legen eiserne Reifen heiß um die Wagenräder, damit sie um so fester sitzen, wenn sie wieder kalt geworden sind; denn um eben so viel, als ein Körper sich durch die Wärme ausgedehnt hatte, zieht er sich wieder beim Erkalten zusammen.

Auf der Ausdehnung der Körper durch die Wärme beruht auch das Thermometer, mit welchem man die Wärmegrade mißt, und welchen man daher auf Deutsch auch Wärmemesser nennen kann. Es ist ein dünnes hohles Glasröhrchen mit einer kleinen Glaskugel in welcher sich Quecksilber befindet. Wird letzteres erwärmt, so dehnt es sich aus und muß in der Röhre steigen; weil es in der Kugel nicht mehr Raum genug hat. Wenn die Kugel kalt wird, fällt das Quecksilber wieder. Da, wo dasselbe im schmelzenden Schnee stehen bleibt, ist der Nullpunct, und der Siedepunct dort, wo das Quecksilber im siedenden Wasser stehen bleibt. Wenn der Zwischenraum vom Null- zum Siedepuncte in 80 Theile oder Grade eingetheilt ist, so ist es ein Thermometer nach Reaumur oder nach alt-französischem Maße; Celsius zählt 100 Grade vom Gefrier- zum Siedepuncte, und Fahrenheit gar 180. — Den meisten nördlichen Bewohnern der Erde sind 16 Grad Wärme nach altem Maße am zuträglichsten; in den Sommermonaten steigt jedoch auch bei uns das Thermometer im Schatten zuweilen bis auf 28 Grad. In einem gewöhnlichen Winter fällt es nicht leicht tiefer als 10 bis 12 Grad unter den Gefrierpunct, in sehr kalten jedoch auch bis auf 23 Grad und noch darüber.

Daß nicht alles Wasser zu ewigen Eisklumpen erstarrt, daß unser Blut in den Adern strömt, daß die Säfte der Pflanzen emporsteigen, und Blätter, Zweige, Blüthen und Früchte hervorbringen, daß Eier und Gesäme sich entwickeln, daß Dünste sich zu Wolken sammeln u. s. w.,

kurz, daß unser Leben und Dasein sich fristet, verdanken wir der Wärme. Und wie stünde es um uns, hätten wir das Feuer nicht? Was nützte uns alles Metall in den Schachten, könnten wir es nicht scheiden, schmelzen und verarbeiten? Womit sollten wir Speisen kochen und so manche Getränke bereiten? Wie wollten wir den Kalk zum Erbauen der Gebäude benutzen, wie die Zimmer im kalten Winter erwärmen, wodurch Licht in der Finsterniß erhalten? Ach, ohne Feuer und Wärme wären wir mitten unter den Menschen so übel dran, wie ein Schiffbrüchiger auf einer schönen, aber unbewohnten Insel.

Alle wohlthätigen Wirkungen des Wärmestoffes nun verdanken wir dem in ihm verborgenen Triebe, sich kalten Körpern mitzutheilen. Legt man ein glühendes Eisen auf einen kalten Stein oder in kaltes Wasser, so geht die Hitze des Eisens so lange in den Stein oder in das Wasser über, bis beide gleich warm sind. Die Metalle nehmen die Wärme leicht an, verlieren sie aber auch schnell wieder; Wolle, Seide, Holz, Federn und vor allem die Luft nehmen sie dagegen nur langsam an, bleiben dafür aber auch lange warm. Erstere nennt man daher gute, letztere schlechte Wärmeleiter. Kleider, aus letzteren gemacht, halten die Wärme des Körpers zusammen; wären sie aber gute Wärmeleiter, so würde uns im Sommer selber oft nur allzu kühl. Auch auf kleinere und größere Entfernungen hin theilt sich die Wärme mit, indem sie von den warmen Körpern in geraden Linien ausgeht; man nennt dies die Wärmestrahlung. Die Wärmestrahlen kann man, wie die Lichtstrahlen, durch einen Schirm aufhalten; man denke nur an den Ofenschirm!

Ohne diese weise Einrichtung Gottes könnten wir kein heiteres Dasein führen, wir könnten weder im Winter am Ofen uns erwärmen, noch im Sommer im Schatten uns abkühlen; wir könnten weder kochen, noch backen und braten; denn in allen diesen Fällen müssen die Wärmetheile in die kalten Stoffe übergehen. Ohne diese Einrichtung wäre kein Holz anzuzünden, kein Zimmer zu heizen, kein Metall zu schmelzen, kein Eisen zu Stahl zu härten, und wir entbehrten die größte Menge der uns so nützlichen und nothwendigen Werkzeuge.

Durch dieses Naturgesetz daß die Wärme so gerne kalten Körpern sich mittheilt, wird auch mancher Schaden angerichtet. Wie viele Menschen zogen sich schon den Tod zu durch zu plötzliche Abkühlung nach vorhergegangener Erhitzung — wie auch durch plötzliche Erwärmung nach vorhergegangener Erkältung? Mancher erfriert erst seine Glieder am warmen Ofen, indem die Hitze des Ofens die durch Kälte verengten Saftgefäße zu schnell ausdehnt. Dies bewirkt in den feinsten Theilen des menschlichen Körpers eben die Zerstörung, wie in

den Saftgefäßen der Pflanzen, die aus großer Kälte plötzlich in bedeutende Wärme gebracht, gewiß verloren sind. Den nämlichen Fall, wie bei Blumen, hat man bei gefrorenem Obste; thaut man es in mäßig kaltem Wasser auf, so kann es noch gerettet werden, weil die Saftgefäße nicht zerrissen, sondern allmählig wieder in ihre gehörige Lage gebracht werden. Ein kaltes Glas, in welches plötzlich ein sehr heißes Getränk gegossen wird, zerspringt, weil die Hitze einzelne Theile des Glases zu rasch ausdehnt und dadurch den Zusammenhang mit den übrigen zerstört oder unterbricht. Erwärmt man das Glas allmählig, indem man es über die heiße Flüssigkeit hält und die warmen Dünste in dasselbe eindringen läßt, so werden alle Theile nach und nach gleichmäßig erwärmt; die dann hineingegossene Flüssigkeit steigert zwar die Ausdehnung der Theile, zerreißt aber ihren Zusammenhang nicht.

---

7. Das Licht.

Das Licht kommt hauptsächlich von der Sonne und von den Sternen, wird aber auch bei jeder Verbrennung erzeugt. Faules Holz, Johanniswürmchen u. s. w. verbreiten ebenfalls ein, freilich sehr schwaches Licht. In Surinam *) in der heißen Zone hat man eine Art Grillen, den sogenannten Laternenträger, der wirklich auch statt einer Laterne gebraucht wird. Die Lichtmaterie ist unter allen Körpern am weitesten verbreitet. Die Luft umgibt nur unsern Erdball bis zu einer gewissen Entfernung, sie reicht nicht bis zu Sonne, Mond und Sternen; das Licht hingegen durchstrahlt die ganze Schöpfung Gottes. Wäre das nicht, wie könnten wir die über 20 Millionen Meilen von uns entfernte Sonne und die noch viel weiteren Sterne sehen. Wir nennen diese in der ganzen Schöpfung verbreitete Lichtmaterie den Aether, und die Gelehrten behaupten, daß nicht eigentlich von der Sonne, den Fixsternen, den Feuerflammen und anderen leuchtenden Körpern selbst die Lichtstrahlen ausgehen, sondern daß alle die genannten Körper nur den Aether in eine leuchtende Bewegung setzen und so die Millionen und Millionen Lichtstrahlen erwecken, die von ihnen zu kommen scheinen.

Das Licht ist die allerschnellste Materie, seine Geschwindigkeit übersteigt fast alle menschlichen Begriffe; es verbreitet sich beinahe 100,000 Mal schneller als der Schall. Ein Lichtstrahl legt, wie Gelehrte berechnet und bewiesen haben, 20,50,000 Meilen in einer Minute zurück. — Wenn wir von der Erde nach der Sonne gehen und täglich fünf Meilen

*) Dans la Guyane française en Amérique.

zurücklegen könnten, so brauchten wir mindestens 11,000 Jahre dazu. Eine Kanonenkugel, die Tag und Nacht in gleicher Geschwindigkeit flöge, brauchte bis dorthin 25 Jahre 10 Monate; der Sonnenstrahl jedoch braucht zu uns nur — 8 Minuten. Ungeachtet dieser unbegreiflichen Schnelligkeit braucht ein Lichtstrahl von den andern Fixsternen bis zu uns doch viele Jahre, z. B. vom Sirius, dem nächsten aller Fixsterne nach der Sonne, nicht weniger als 60 Jahre. Da die Lichtstrahlen der Fixsterne Tag und Nacht auf die Erde gelangen, nur daß sie am Tage von der Sonne überglänzt werden, so brauchen wir nicht erst auf ihre Ankunft zu warten; sie sind schon da, wenn die Nacht, eintritt, wie die Sonnenstrahlen bei Sonnenaufgang.

Das Licht ist eines der leichtesten, feinsten und theilbarsten Stoffe. Halten wir ein Papier, durch das wir mit einer Nadel eine Oeffnung gestochen haben, vor unser Auge, so können wir dadurch einen großen Raum des Himmels übersehen. Wie viel tausend Lichtstrahlen müssen also durch dieses unbedeutende Loch fallen! Ein Licht, das in finsterer Nacht auf einer Anhöhe brennt, kann von vielen tausend Menschen im ganzen Umkreise gesehen werden. Wer vermag die Millionen Lichtstrahlen zu berechnen, die demnach von einem einzigen Flämmchen ausgehen, und wie fein müssen sie sein und wie theilbar die Lichtmaterie selbst!

Das Licht verbreitet sich nicht nur von selbstleuchtenden, sondern auch von dunkeln Körpern, wenn Lichtstrahlen auf sie fallen; undurchsichtige dunkle Körper werfen also die Lichtstrahlen wieder zurück. Die uns umgebenden Gegenstände: Häuser, Thürme, Bäume u. a. m., sind alle dunkle Körper und doch werden sie am Tage, wo Licht auf sie fällt, schon in bedeutender Entfernung gesehen. Der Mond ist gleichfalls ein dunkler Körper und leuchtet uns dennoch wie eine Schwache Sonne, weil von ihm die Sonnenstrahlen auf uns zurückprallen. Mit einem metallenen Hohlspiegel kann man die Sonnenstrahlen sammeln und brennender zurückwerfen, als sie durch ein Brennglas fallen. Je glätter, polirter und dichter ein Körper ist, desto stärker wirft er die Lichtstrahlen zurück, daher Spiegel die in ihnen sich abbildenden Gegenstände so deutlich darstellen. Ist aber die Spiegelfläche uneben, so wirft sie die Lichtstrahlen falsch zurück und kann den Hineinschauenden so verzerren, daß er sich selbst kaum erkennt.

Alle Lichtstrahlen gehen in gerader Linie, so lange sie nicht aus einer dünneren Materie durch eine dichtere fallen oder umgekehrt. Geschieht letzteres, so brechen sie sich, daher uns ein Stäbchen, das wir schräg in ein Glas Wasser stecken, an der Oberfläche des Wassers gebrochen er-

scheint, wenn wir es von der Seite betrachten. Brenngläser, Brillen, Vergrößerungs- und Ferngläser bewirken eine solche Brechung der Lichtstrahlen und biegen dieselben entweder aus einander oder auf einen Punct zusammen, sie zerstreuen oder sammeln die Lichtstrahlen. Bei dem Kurzsichtigen fallen die Lichtstrahlen zu zerstreut ins Auge, die Bilder derselben im Auge sind demnach undeutlich und verschwommen; darum bewaffnet sich der Kurzsichtige mit vertieft geschliffenen Gläsern: diese brechen die Lichtstrahlen, die von den Gegenständen ausgehen, mehr nach dem Auge zu und so erscheinen die Bilder derselben auf der Netzhaut des Auges deutlicher. — Das Licht macht uns endlich nicht nur alle Gegenstände sichtbar, es ist auch die Ursache der Farbenerscheinungen. Aus diesem Grunde kommt uns beim Talg- oder Oellichte manche Farbe, z. B. die grüne und blaue, ganz anders vor als im Sonnenlichte.

8. Die Electricität.

Reibt man bei trockner Luft eine Siegellackstange mit einem wollenen Tuche, und nähert derselben zwei an den Enden eines Seidenfadens aufgehängte Korkkügelchen, so legen sich dieselben einige Zeit an dieselben an, werden aber nach einer Weile abgestoßen, und die abgestoßenen Korkkügelchen stoßen sich unter einander selbst zurück. Bietet man einem abgestoßeneu Kügelchen den Finger dar, so fährt es schnell an denselben, kehrt aber zum geriebenen Körper zurück, wird aber von demselben wieder abgestoßen und sofort, bis der geriebene Körper keine Wirkung mehr äußert. In der Dunkelheit sieht man, wenn die Wirkung stark ist, einen Funken zwischen beiden Körpern, der von ihnen zugleich ausgeht, von dem einen in Form eines kleinen Strahlenbüschels, von dem andern in Form eines leuchtenden Punctes. Dies wechselseitige Verhalten nennt man electrische Zustände und die diese Zustände hervorbringende Kraft **Electricität**. Die electrische Wirkung in Form eines Strahlenbüschels ist die starke oder positive — die in Form eines leuchtenden Punctes die schwache oder negative Electricität; beide sind einander entgegen gesetzt und gleichen sich in beiderseitigem Funkenschlagen aus. Die Ausgleichung nennt man Entladung. Läßt man von einer geriebenen Glasscheibe einen Funken auf eine Harzscheibe schlagen, die mit feinem Staube bestreut ist, so bildet sich der Staub zu einem strahligen Stern; läßt man aber von einer geriebenen Harzscheibe einen Funken auf Staub einer Glasscheibe schlagen, so bildet sich dieser Staub zu wolkenförmigen, strahlenlosen Ringen; darum nennt man die starke Electricität auch Glas-Electricität — und die schwache Harz-Electricität.

Stellt sich ein Mensch auf einen Schemel mit Glasfüßen und wird er mit einer geriebenen Glasscheibe in Verbindung gebracht, so wird er in einen stark electrischen Zustand versetzt, der für mancherlei Krankheitsfälle, namentlich für Nervenleiden, sehr heilsam sein kann. Man sagt von einem solchen Menschen, er befinde sich in einem electrischen Bade. Seine Haare richten sich dann auf, aus jedem Leibestheile, den man berührt, springen Funken; jeder entlockte Funken verursacht ihm einen Stich; des Nachts sieht man auch aus seinen Haaren ein schwaches Licht strömen. — Durch Wasserverdünstung wird besonders die Luft in electrischen Zustand versetzt; der Blitz ist die Ausgleichung electrischer Wolken und des electrischen Erdbodens, besonders großer Wasserflächen. Hervorragende Gegenstände, wie Bäume, Felsen, Thurmspitzen, Eisenstangen, Rauch, schwitzende Menschen und Thiere ziehen die electrischen Entladungen an, sie sind Electricitätsleiter. Gute Electricitätleiter sind überhaupt: Metalle, Wasser, Wasserdämpfe, Flammen, Kohle, Stroh, — keine guten Leiter sind: Glas, Seide, Haare, Leder, Eis, Asche, Wachs, Pech, trockne Luft.

Legt man eine große Zink- oder Kupfermünze über die Zunge und eine solche Silbermünze unter die Zunge oder umgekehrt, und bringt man beide vorn in Berührung, so empfindet man einen faulen Geschmack auf der Zunge und sieht im Dunkeln einen kleinen Blitz vor den Augen. Die Electricität nun, die in diesen Erscheinungen sich kund gibt, nennt man Berührungs-Electricität oder G a l v a n i s m u s. Man baut galvanische Säulen oder Ketten gewöhnlich aus Zink- oder Kupferplättchen, zwischen welche man befeuchtete Tuchscheiben legt; je mehr solche Plattenpaare über einander gelegt werden, desto mehr nimmt die electrische Spannung zu. Ist die untere Platte Zink, so muß die oberste Kupfer sein; man nennt die Endplatten Pole. Damit die Säule feststehe und zu Versuchen zweckmäßig angewendet werden könne, so isolirt man sie, man setzt sie auf eine Glasplatte zwischen Glasstege. Von einer solchen Säule werden leicht Korkkügelchen angezogen und abgestoßen. Setzt man das Ende eines Drahtes, der einen gläsernen Handgriff hat, an den einen Pol, und nähert das andere Drathende dem andern Pole, so sieht man im Augenblicke der Berührung einen lebhaften Funken. Berührt man mit bloßen Händen, welche durch eine Salzauflösung befeuchtet sind, die beiden Pole, so erhält man einen erschütternden Schlag. Feuchte musculöse Theile kurz vorher getödteter Thiere, vorzüglich solche von kaltblütigen Thieren, wie von Fröschen, gerathen in Zuckungen. Dadurch kann man manchmal Scheintodte, ertrunkene und erstickte Menschen wieder ins Leben rufen. Leitet man von den Polen Gold-

oder Platindräthe ins Wasser, so wird dasselbe zersetzt, und am Zinkpol entwickelt sich Sauerstoffgas, am Kupferpol aber Wasserstoffgas. Eben so werden Säure, Salze und Erden zersetzt. Diese zersetzende Wirkung der entgegengesetzten Electricitäten ist die Ursache, daß Metalle, die sich berühren, leicht rosten, daß Wein, Bier, Essig u. s. w. aus metallenen Gefäßen einen unangenehmen Beigeschmack bekommen, daß unter der Erde Erhitzung, Wasserzersetzung, Verdampfung, Entzündung, und dadurch Erdbeben und vulkanische Ausbrüche entstehen.

---

9. Der Magnetismus.

Die magnetische Kraft, die der Erde im Großen und Ganzen einzuwohnen scheint, ist uns noch unbegreiflicher als die Lichtmaterie. Viele Körper üben eine gewisse anziehende Kraft auf andere aus, z. B. die festen auf die flüssigen, geriebene Glasröhren und Siegellackstangen auf Holzsplitterchen und Papierschnitzchen. Besonders merkwürdig ist die anziehende Kraft einer Art aschgrauen Eisenerzes, das in Sibirien, Norwegen und Schweden und auch in Deutschland gefunden wird und Magneteisenstein, oder kurz Magnet genannt wird. Der Magnet zieht ohne alle Reibung Eisen und Eisenhaltiges an sich, selbst durch Holz, Leder, Papier, Glas und Stein wirkt diese Kraft, so daß z. B. Eisenfeilspäne auf einer Schiefertafel in eine auffallende Bewegung kommen, wenn ein kräftiger Magnet darunter bewegt wird. Der Magnet zieht übrigens nicht an allen Stellen seiner Oberfläche Eisen gleich stark an; hat er die Gestalt eines Stabes, so äußert er seine Kraft an den beiden Endpunkten am stärksten. Man nennt diese Pole und die Linie, welche beide Pole verbindet, die Achse des Magnetes. Weit merkwürdiger noch als die Eigenschaft des Anziehens ist eine andere am Magnete. Hängt man einen Magnetstein frei an einem Faden auf, so dreht sich der eine Pol von selbst immer nach Norden und der entgegengesetzte nach Süden, man nennt daher jenen den Nordpol und diesen den Südpol. Hält man nun von zwei Magneten den Nordpol des einen gegen den des andern, so stoßen sie sich ab; hält man aber den Nordpol des einen gegen den Südpol des andern, so ziehen sie sich an. Man drückt dies kurz so aus: Die gleichnamigen Pole stoßen einander ab, die ungleichnamigen ziehen einander an. Diese räthselhafte Neigung des Magnets nach den Polen der Erde zu hat man nun zur genaueren Angabe der Weltgegenden sowohl auf dem Lande, als auf dem Meere, trefflich zu benutzen gewußt.

Da nämlich gewöhnliches Eisen, wenn man es neben oder auf einen Magnet legt, oder noch besser, wenn man es mit einem Magnet reibt

oder streicht, die Eigenschaft des Magnetes selber annimmt und gleich jenem Pole bekommt, so hat man eine große breitgeschlagene Nadel von Stahl mit einem Grübchen von Messing oder Achat in der Mitte gefertigt, diese Nadel stark mit Magnet, und zwar die eine Seite mit dem Nordpol und die andere mit dem Südpol desselben bestrichen; man hat diese Nadel dann, daß sie frei schwebt, auf einen Stift gesetzt, der sich in einer runden Kapsel von Kupfer oder Holz befindet. Ist auf dem Boden derselben nun eine Wind- oder Schiffsrose mit den 32 Angaben der Himmelsgegend genau bemerkt und hat man die Kapsel mit einem Glase oben verschlossen, dann ist ein sogenannter Compaß oder eine Bussolle fertig. Einen solchen Compaß mag man rechts oder links drehen, so wendet sich die eine Spitze der frei schwebenden Magnetnadel immer nach Norden und die andere immer nach Süden. So kann man dann nicht nur genau den Nord- und Südpunct, sondern auch den Ost- und Westpunct und jede zwischen den Hauptpuncten liegende Weltgegend wissen.

Da man auf dem Meere keinen Weg und gewöhnlich auch weit und breit keinen andern Gegenstand vor sich sieht, da der Polarstern, der den Norden anzeigt, am Himmel während des Tages und bei trübem Wetter auch des Nachts nicht zu sehen ist, so dient der Compas den Schiffern als der einzige Wegweiser; denn nach dem Stande der Magnetnadel kann man genau berechnen, auf welche Himmelsgegend man zusteuert. Erst nach Erfindung des Compasses konnte daher die Schifffahrt, die bis dahin nur Küstenschifffahrt gewesen war, Weltschifffahrt werden; erst dann war man im Stande, auf dem unermeßlichen Weltmeere neue Inseln und Festländer zu entdecken.

---

10. Der electro-magnetische Telegraph.

Wenn man einen Kupferdrath an dem einen Ende mit einer Kupferplatte, an dem andern mit einer Zinkplatte anlöthet, und diese beiden Platten in den feuchten Erdboden steckt, so nimmt der Drath wunderliche Eigenschaften an. Faßt man ihn mit feuchten Händen an und reißt ihn aus einander, so fühlt man in den Händen ein stechendes Reißen, und sieht im Dunkeln sogar einen kleinen Funken von einem Ende zum andern überspringen.

Weiter. Wenn man den Draht um eine Spule von Holz wickelt und durch die Spule ein weiches Eisen, z. B. einen Bretternagel steckt, so wird dieses Eisen magnetisch, d. h. ein anderes Eisen, was man darunter legt, bleibt daran kleben. Nimmt man den Nagel aber heraus

oder den Draht aus einander, so ist auch der Nagel nicht mehr magnetisch, und das daran klebende Eisen fällt ab. Ihr seht also, es ist hier etwas im Drahte, was diese Erscheinung hervorbringt, und dieses Etwas heißt der galvanische Strom.

Solche Drähte nun, deren Endplatten in die Erde gelegt sind, führt man von einer Stadt zur andern. Um aber die Trennung und Wiedervereinigung des Drahtes recht schnell und leicht zu bewirken, hat man Klappen angebracht, wie etwa an den Klarinetten. Drückt nun Jemand auf die Klappe, so trennt sich der Draht, und an dem entgegengesetzten Orte fällt das magnetisch angezogene Eisen ab und macht einen Schlag auf den darunter gestellten Tisch. Wird die Klappe geschlossen, so springt auch das Eisen wieder an den Magnet. Statt des herabfallenden Eisens hat man jedoch einen Hebel angebracht, der auf einem sich fortbewegenden Papierstreifen Puncte und Striche einprägt, die gewisse Buchstaben bezeichnen, und von den Eingeweihten gelesen werden können. Ein . bedeutet e, . . i, . . . g, — t, — — m, .—a,.—. r, . . — n u. s. w. Der hier beschriebene Telegraph heißt der Morse'sche Drucktelegraph und wird meistens in America angewendet. In Belgien und in Deutschland aber findet man am häufigsten den Wheatstone'schen Buchstaben-Telegraphen. An demselben befindet sich statt des Hebels ein Rad mit einem Zeiger, welcher sich auf einer Scheibe bewegt, worauf unsere 25 Buchstaben verzeichnet sind. Je öfter der Eisenstab hin und her geht, desto weiter bewegt sich der Zeiger auf der Scheibe. Bei einer Bewegung des Stabes tritt der Zeiger z. B. auf den Buchstaben a, bei zwei Bewegungen auf b u. s. w. Jedes Wort nun, das telegraphirt wird, wird buchstabirt; der Zeiger tritt auf den Buchstaben der gemeint ist, und bleibt darauf stehen; dagegen geht er schnell über die auf der Scheibe verzeichneten Buchstaben fort, die in dem gemeinten Worte nicht vorkommen. So kann der Telegraphist oder Fernschreiber in einer Minute wenigstens 17 Worte zu Papier bringen, was der andere am entgegengesetzten Ende eben so schnell lesen und beantworten kann. Ja, man will es bereits so weit gebracht haben, ganze Reden so schnell zu telegraphiren, als sie gesprochen werden.

Wollte man aber den Draht in die feuchte Erde legen, so würde diese den galvanischen Strom ableiten. Dies zu vermeiden, legt man den Draht in eine Umhüllung von Gutta-Percha, das ist ein Baumharz aus Ostindien, welches in siedendem Wasser weich und bildsam, bei der gewöhnlichen Temperatur aber wieder hart wie Leder wird. Damit kann man den Draht sogar auf dem Grunde des Wassers fortführen, wie es vom Festlande nach England geschieht. Durch den Telegraphen kann

man eine Nachricht von Triest nach Hamburg bringen, ehe zwei Pulsschläge vergehen, ja, man würde nicht länger brauchen, wenn man einen Draht um die ganze Erde ziehen könnte. Man schreibt also nun mit Blitzesschnelle, ja, selbst mit dem Blitze selbst. Welche nützliche Erfindung für den Kaufmann, für die Sicherheitsbehörden, für die Regierungen, selbst für Familien, da auch jeder Privatmann gegen eine gewisse Gebühr sich des Telegraphen bedienen kann!

Barthel's Lesebuch.

---

11. Die Gasbeleuchtung.

Es gab eine Zeit, wo es Nachts auf den Straßen der Städte stockfinster war. Niemand bekümmerte sich darum, ob man den Hals brach oder ob Roß und Mann in den ungepflasterten, bodenlosen Wegen stecken blieben. Da ward Licht; die Straßenlanternen mit Oellampen kamen auf und wurden mit Jubel begrüßt. Jahrhunderte lang war man zufrieden mit ihrem trüben Lichte hinter den schwarz beräucherten Scheiben, und als man vollends blitzende Metallblenden hinter der Flamme anbrachte, da waren die öligen Lampenputzer in mondlosen Nächten der civilisirten Welt beste Freunde und geschworene Feinde aller Diebe und andern schlechten Gesindels.

Die armen Oellampen, wie verachtet sind sie doch jetzt! In die kleinen Städte, in die Vorstädte der größern haben sie sich zurückziehen müssen! Und vor wem? Vor der schwarzen rußigen Steinkohle und ihrem reinen, weißen Lichte, das die Nacht in Tag verwandelt! Niemand freut sich mehr als der Lampenputzer. Längst hat er sein fettiges Röcklein ausgezogen und die Scheere, die den Docht putzt, in den Winkel geworfen. Er dreht den Hahn in der eisernen Röhre auf, hält das Licht daran und husch — brennt die weiße helle Flamme, — ein Licht ohne Oel und Talg, ohne Wachs und Docht, die kein Wind verlöscht — eine Gasflamme, eine Leuchte von brennender Luft, von Kohlenwasserstoffgas! — Was doch alles in einer schwarzen rußigen Steinkohle, diesem aus Pflanzen und Bäumen der Urwelt zusammengebackenem Stoffe, stecken kann, und — was der Mensch nicht alles erfindet!

Da ist eine der vielen Gasbeleuchtungs-Anstalten, wie sie bei großen Städten gar häufig sich finden. Tritt näher aber halte die Nase zu, denn das Gas stinkt gewaltig. Hier sind rohe Steinkohlen; sie werden in ein von allen Seiten zu verschließendes eisernes Behältniß gebracht, in das eine eiserne Röhre hineingeht, worauf man außerhalb ein recht

gehöriges Feuer rings um das eiserne Behältniß anbrennt. Sobald die Kohlen in dem glühenden Eisenkasten zu glimmen anfangen, entwickelt sich das Leuchtgas (brennbare Luft), welches sogleich in der angebrachten eisernen Röhre in die Höhe steigt. Da dasselbe aber noch eine große Menge dicker, schmutziger Bestandtheile bei sich hat, wird es in den Röhren durch ein großes mit kaltem Wasser angefülltes Faß hindurch getrieben. Sobald es kalt wird, setzt es dort den bekannten Steinkohlentheer ab, der durch eine andere Röhre abfließt. Es ist das der schwarze, zur Sommerszeit stark riechende Theer, mit welchem man häufig die Fensterladen und Balken an den Häusern anstreicht. Das Gas aber steigt wieder in die Höhe in ein großes, mit Wasser gefülltes Gefäß. In diesem Gefäße steht im Wasser, wie ein umgekehrt hineingestelltes Bierglas, der eiserne, ungeheuer große Gasbehälter, so daß das Wasser den ganzen innern Raum desselben ausfüllt. Da die leichte Luft nämlich im Wasser stets in die Höhe steigt, so würde das Gas aus dem Wasser in die freie Luft entweichen, wenn es nicht der umgekehrt hineingestellte Gasometer auffinge und zurückhielte. Je mehr sich Gas entwickelt, desto höher hebt es den Gasbehälter, der immer leerer vom Wasser wird. Zuletzt ist das ganze Gefäß mit Gas gefüllt und steht nur mit dem Rande unten noch im Wasser, damit das Gas auch nicht von unten entweichen könne. Aus diesem Gasbehälter, der gewöhnlich 30,000 Kubikfuß faßt und 11 Ellen hoch und 20 Ellen weit ist, führen nun eiserne, unter der Erde fortgeleitete Röhren das Gas in die Straßen und Häuser der Städte. Sobald man an den Röhren den Hahn aufdreht, ist es da! — Nun kommt es freilich vor, daß der Gasbehälter springt; nun, dann brennt keine Lampe in der ganzen Stadt, und die Herrschaften in dem mit Gas erleuchteten Theater sitzen mit einem Male im Finstern! Das konnte allerdings in der guten alten Zeit nicht vorkommen! Manchmal bekommen sogar die Röhren Risse, es strömt äußere Luft hinein und bildet, mit dem Leuchtgase vermischt, das furchtbare Knallgas, das angezündet, wie Pulver Explosionen erzeugt und Röhren und alles um sich her zerschmettert. Aber wer denkt daran, wenn man beim blendenden Gaslicht die Nacht in Tag verwandeln sieht? Wer denkt daran, daß aus denselben Kohlen sich auch jenes furchtbar tödliche Gas entwickelt, das, wenn man mit glühenden Kohlen gefüllte Oefen schließt oder Kohlenbecken in verschlossene Stuben stellt, bei dem Unvorsichtigen unmerkbar den Todesschlummer herbeiführt?

Da lobe ich mir meine alten Oellampen, spricht der Träge. Der Denker aber bewundert in der herrlichen Naturkraft, die hier tödtet,

dort erfreut und erleuchtet, die Größe Gottes, der nur von denkenden Menschen seine Gaben benutzt wissen will.

---

12. Die Luftschifffahrt.

Durch weite Meere fliegt auf hölzernen und eisernen Schiffen der Mensch, mit den Flügeln des Dampfes rollt er auf feurigen Wogen mit Windesschnelle, und selbst hoch, hoch über der Erde, in die blauen Lüfte erhebt er sich, getragen von einer Kugel aus dünner Seide mit — Luft gefühlt! Vor ungefähr sechszig Jahren hat der nie rastende Verstand des Menschen die Kunst des Luftschiffens erfunden. Jedes Kind wußte, daß eine mit Luft gefüllte Schweinsblase, im Wasser untergetaucht, rasch stets wieder oben auf schwimmt, weil die darin enthaltene Luft leichter ist als das Wasser. Gleicherweise schloß ein denkender Kopf, müßte ein größere Blase, ein Ballon, wenn man ihn mit Luft anfüllen könnte, die leichter wäre, als die uns umgebende Luft, in die Höhe gehen. Eine solche Luft fand endlich ein Franzose, Robert, in dem Wasserstoffgas, und man leitete das aus Eisenfeilspänen und darauf gegossene Schwefelsäure gewonnene Gas in den Ballon. Ein anderer Franzose, Montgolfier, füllte seine Ballons mit gewöhnlicher Luft und verdünnte dieselbe in dem unten geöffneten Ballon durch darunter angezündetes Feuer, worauf der Ballon sich von selbst in der Höhe hob. Rozier war der erste, der es wagte, durch einen mit Wasserstoffgas gefüllten Ballon sich selbst in die Luft heben zu lassen. Zweihundert ungefähr haben es bis heute ihm nachgethan, und man weiß seitdem von mehr als 2000 Luftreisen. Bald liefen sie glücklich ab, bald unglücklich. Der Ballon des italienischen Grafen Zambe..ari gerieth durch die Spirituslampe, welche die Luft im Ballon zu verdünen bestimmt war, in Flammen, ward erst zur unabfehbaren Höhe getrieben, wo dem Grafen die Hand erfror, und stürzte dann ins adriatische Meer, aus welchem Schiffer ihn retteten. Rozier ertrank im Meere; der Ballon der Madame Blanchard in Paris, die beim Aufsteigen an dem Ballon Feuerwerk anzuzünden pflegte, brannte an, und sie stürzte auf die Häuser herab. Glücklicher war der Vater Green's, er flog in Begleitung zweier Männer am 1 Novembre 1837 in Engeland am Nachmittage fort, über den Kanal hinweg und ließ sich am andern Morgen im Nassauischen nieder, in 17 1/2 Stunde eine Entfernung von hundert Meilen zurücklegend. Dieser Green war es, der zuerst den Ballon mit dem Kohlenwasserstoffgas, füllte. Es ist weit wohlfeiler herzustellen als das Wasserstoffgas, und ward

auchbei der 158. und 159. Luftfahrt Green's, welche derselbe während der Michaelimesse 1846 in Leipzig veranstaltete, zur Füllung des Ballons angewendet.

Der aus dichtem, buntem Seidenzeuge (welches durch eine Aufflösung von Gummi elasticum luftdicht gemacht ist) gefertigte Ballon ist mit Steinkohlengas in der Gasbereitungs-Anstallt gefüllt; 25,000 Kubikfuß gehen in seinen weiten Bauch, der 40 Fuß im Durchmesser hat. Ein aus starken Schnüren geflochtenes Netz umspannt ihn, an dessen unterem Ende ein kleiner aus Weidenruthen geflochtener und zierlich geschmückter Korb hängt—die Gondel, in welcher der Luftschiffer Green und die Mitreisenden sitzen. Die Leinen, die den Ballon festhalten, werden gelös't, der Ballon erhebt sich unter Musikklang, Green, der in dem Strickwerke hängt, schwenkt den Hut und der Ballon schwebt über den Köpfen der unzählbar versammelten Menge hinweg, begleitet von dem Jubelgeschrei der tausend und aber tausend Schaulustigen.

Wir fliegen mit! —Immer undeutlicher wird das Jubelgeschrei, das bald nur noch wie ein fernes Summen eines Bienenschwarmes ans Ohr der Reisenden schlägt, die durch Schwenken der Fahnen die Menge grüßen. Sie sehen in die Straßen, in die Höfe der Stadt, die wie ein Model nett und reinlich unter ihnen liegt. Er sind ringsum zahlreiche Flecken und Dörfer; — gleich Würfeln erscheinen die Häuser zwischen den scharf abgegränzten grünen und braunen Aeckern, wie auf einer Situationszeichnung. Klein und scharf begränzt recken die Thürme der Dorfkirchen ihre Spitzen in die Höhe; die Reisenden möchten sie anfassen mit den Fingern und wie Spielwerke umdrehen. Da ein Dächerfleckchen und dort noch eins und dazwischen die Teiche und Gebüsche gleich blitzenden Spiegeln und silbernen Flinkern. Wie Silberfäden schlängeln sich Flüsse, Flüßchen und Bäche durch Ebenen und die zu Maulwurfshügeln zusammenschrumpfenden Bergzüge; wie Moos auf der Haide erscheinen die gewaltigen grünen Eichenwälder. Noch immer hören sie den Donner der Eisenbahn-Dampfmaschine unter sich und das Schrillen der Pfeife. Da wird abermals einer von den mit Sand gefüllten Säcken, die als Ballast in der Gondel liegen, ausgeschüttet und plötzlich sind die Reisenden in Nebel eingehüllt. Sie sind mitten in den Wolken, in einer Höhe von über 6000 Fuß! Schon wird die Kälte fühlbar, schon dringen Streiflichter von oben durch die Wolken; — der Blutandrang zum Kopfe der Reisenden wird heftiger, es flimmert ihnen vor den Augen und das aus dem Ballon ausströmende Steinkohlengas beschwert das Athmen. Aber das Gas leuchtet im Ballon, der in den Wolken wie eine matt erhellte Laterne von buntem Glase ein prächtiges

Schauspiel darbietet. Da öffnet Herr Green das oben im Ballon angebrachte Ventil; das Kohlengas entweicht, die schwerere atmosphärische Luft dringt ein, und pfeilschnell sinkt der Ballon. Die Reisenden halten sich fest an den Stricken und sind im Augenblicke etwa 1000 Fuß über der Erde. Die Hasen auf dem Felde, vor der ungewohnten Lufterscheinung erschreckend, wissen weder aus noch ein, — die ausgeworfene Leine schleppt am Boden und: „Halt fest, halt fest!“ rufen die Reisenden. Bald ergriffen die zahlreichen Hände der herbeigeeilten Landbewohner den Strick, drücken den Anker in die Erde—und die Reisenden steigen vier stunden von Leipzig auf den Boden aus ihrem schwankenden Luftschiffe aus. Hierauf wird die Luft aus dem Ballon gelassen, und die entleerte Hülle des ganzen ungeheuren Ballons läßt sich in dem kleinen Gondelboote nebst allen andern Gegenständen der Ausrüstung nach Hause schaffen.

Poetischer Theil I.

Fabeln und Parabeln.

1. Der Zeisig.

Ein Zeisig war's und eine Nachtigall,
Die einst zu gleicher Zeit vor Damons Fenster hingen.
Die Nachtigall fing an, ihr göttlich Lied zu singen,
Und Damons kleinem Sohn gefiel der süße Schall.
„Ach welcher singt von beiden doch so schön?
„Den Vogel möcht' ich wirklich sehn!“
Der Vater macht ihm diese Freude,
Er nimmt die Vögel gleich herein.
Hier, spricht er, sind sie alle beide;
Doch welcher wird der schöne Sänger sein?
Getraust du dich, mir das zu sagen?
Der Sohn läßt sich nicht zweimal fragen,
Schnell weis't er auf den Zeisig hin:
„Der, spricht er, muß es sein, so wahr ich ehrlich bin.
„Wie schön und gelb ist sein Gefieder!
„Drum singt er auch so schöne Lieder;
„Dem andern sieht man's gleich an seinen Federn an,
„Daß er nichts Kluges singen kann.“

Gellert.

2 Die Biene und die Taube.

Ein Bienchen fiel in einen Bach.
Dies sah von oben eine Taube
Und brach ein Blättchen von der Laube
Und warf's ihm zu. Das Bienchen schwamm darnach
Und half sich glücklich aus dem Bach.
Nach kurzer Zeit saß uns're Taube.
In Frieden wieder auf der Laube.
Ein Jäger hatte schon den Hahn auf sie gespannt.
Mein Bienchen kam. Pick! stachs ihn in die Hand,
Puff! ging der Schuß daneben.
Die Taube flog davon.—Wem dankte sie ihr Leben?
Erbarmt euch Andrer Noth!
Du gibst dem Armen heut dein Brod,
Der Arme kann dir's morgen geben.

* * * *

3. Der Habicht und die Störche.

Ein Habicht schoß auf eine Lerche
Im Angesichte zweier Störche,
Und würgte, rupfte, speis'te sie.
„Ach," sprach der eine Storch, „die arme Lerche! Sieh,
Vorhin sang sie so artig noch."
„Storch," sprach der Habicht, „spare doch
Die Seufzer nur; den du verzehrt,
Der arme Frosch, der ist beklagenswerth:
Vorhin quakt er so artig noch."

Gleim.

---

4. Die Spinne und die Biene.

Mit stolzem Ton und hoher Miene
Stritt um den Rang die Spinne mit der Biene.
„Hat diese summende, verweg'ne Schwärmerin
Vergessen, wer sie ist, vergessen, wer ich bin,"
Rief sie erbittert aus; „so muß ich's ihr wohl lehren.
Wohl brüstest du mit deinem Honig dich;
Allein wo nähmst du Eitle, sprich,
Wo nähmst du ihn, wenn keine Blumen wären?
Dagegen fragt, ich wette, Niemand mich,
Woher ich mein Gewebe nehme?
Weiß längst doch alle Welt, daß sich
Die Spinne stets des Plünderns schäme.
Die Blume schenkt dein Wachs und deinen Honig dir,
Doch meinen Faden, merk's! ihn zieh' ich selbst aus mir."
Die Biene spricht: Viel Glück zu deinem Ruhme!
Doch rühmlicher ist's wohl, Frau Muhme,
Gibt gleich dein Stolz die Wahrheit mir nicht zu,
Ich ziehe Honig aus der Blume,
Als aus dir selber Spinngewebe du."

Weiße.

---

5. Die Schlange.

In Africa war eine Schlange,
Die jedes Thier ohn' Ursach biß;
Und was sie biß, das trieb's nicht lange:
Die Wunde schwoll; es starb gewiß.

Dies ging ihr lange gut von statten,
Bis, da sie einst im Grase spielt',

Sie endlich ihren eig'nen Schatten
Für eine fremde Schlange hielt.

Da biß sie, weil sie es nicht wußte,
Mit einer solchen Wuth nach sich,
Daß sie darüber sterben mußte.
Daran, du Neidhart, spieg'le dich!

M. G. Fichtwer,

6. Bestrafte Schadenfreude.

Ein Adler war mit seinen scharfen Krallen
Einst über einen Hasen hergefallen;
Der Hase war dem Tode nah.
Ein kecker Sperling kam und sah
Des armen Hasen Unglück an
Und rief frohlockend: „Lieber Mann,
Wie hast du dich so klug gehabt,
Daß dich der Adler weggeschnappt?
Mann nennt dich sonst doch den Geschwinden,
War denn kein Ausweg aufzufinden?“ —
Des Sperling Spott war kaum zu Ende,
Als ihm von hinten ganz behende
Ein Habicht naht' und ihn ergriff
Und unsanft mir den Krallen kniff.

Erfreu' dich nicht an Andrer Leid,
Wer weiß, ob noch dein Unglück weit.

. . . ?

7. Der Aal und die Schlange.

„Betrachte mich einmal,“
Sprach eine Schlange zu dem Aal:
„Bin ich nicht wunderschön?
Ist wohl noch eine Haut so buntgefleckt zu sehn?
Zwar dein' ist glatt, doch mein' ist glatt und schön“
„Schön ist,“ antwortete der Aal,
„Die deinige; die meinige nur glatt.
Wie aber kommt's, das sag' einmal,
Das man mich lieber hat
Und lieber sieht, als dich? Ein Jeder, der dich sieht,
Hat Furcht und Schrecken im Gesicht,
Ruft Hülf' und flieht.“
Die wunderschöne Schlange spricht:
„Er flieht? Warum? Das weiß ich nicht.“
„Ich aber weiß es,“ spricht der Aal;
„Auch wissen es die Menschen alle,

Die dich im Grase liegen seh'n:
Von außen bist du schön,
Von ihnen Gift und Galle."

Gleim.

---

8. Das Pferd und der Esel.

Einst trug auf seinem schmalen Rücken
Ein Esel eine schwere Last,
Die fähig war, ihn todt zu drücken.
Ein ledig Pferd ging neben ihm. "Du hast
Auf deinem Rücken nichts," sprach das geplagte Thier;
"Hilf, liebes Pferdchen, hilf! Ich bitte dich, hilf mir."
"Was helfen!" rief der grobe Gaul,
Mann kennt euch Esel schon — ihr seid ein wenig faul.
Trag zu!"—"Ich sterbe, liebes Pferd!
Die Last erdrückt mich —rette mich!
Die Hälfte wär' ein Spiel für dich."
"Ich will nicht," sprach das Pferd.
Kurz, unter dem zu schweren Sack
Erlag der Esel. Sack und Pack
Lud man sogleich dem Rappen auf.
Des Esels Haut noch oben d'rauf.
Hätt' ich die Hälft' ihm abgenommen,
Wie gut wär' ich davon gekommen —
Denkt jetzt der Gaul, dem fast das Rückgrat bricht.
Einander beizusteh'n ist Bruderpflicht.

Gleim.

---

9. Die Fliege und die Biene.

Zur Biene sprach die Fliege:
"Geliebte Biene, sprich,
Wie kommt es, daß man dich
Auf keinem deiner Züge
Verfolgt und jagt wie mich?
Vor jeder Hand muß ich
Mein kleines Leben hüten.
Du schwingst dich frei empor,
Holst ungestraft aus Blüten
Den Honigseim hervor,
Mir, streck' ich meinen Rüssel
Nach eines Armen Brod,
Nach eines Reichen Schüssel,
Mir droht sogleich der Tod.
Ich glaube, könnt' ich stechen
Und mich so scharf, wie du,
An meinen Feinden rächen,

Man ließe mich in Ruh'."
"Du irrst," versetzt die Biene.
"Was noch weit sich'rer mich
In Schutz nimmt, ist, daß ich
Durch Fleiß den Menschen diene."

Tiedge.

10. Der Rabe und die Nachtigall.

1. Mit ihrem anmuthreichen Schall
Erfüllte eine Nachtigall
Den Wald, die Flur, die öde Haide,
Den müden Wanderern zur Freude.
Ein Rabe ging ihr neidisch nach,
Trat hin zu ihr, und krächz't und sprach:
"Mein holder Vogel, laß dir sagen,
Gar sehr behagt mir zwar dein Schlagen;
Doch muß ich offen auch gesteh'n;
Du singst zu viel, das ist nicht schön;
Bist ja bei Tage und bei Nacht
Auf nichts als Lieder nur bedacht!"
2. Die Nachtigall hält ein und spricht:
"Drei Gründe machen's mir zur Pflicht!
Gott hat die Stimme mir gegeben
Und nicht nur sie, sogar das Leben;
Drum muß ich singen Preis und Dank
Dem Herrn der Welt mein Leben lang.
Wenn zweitens meine Gattin brüten
Und Tagelang das Nest muß hüten,
Kürz' ich durch Lieder ihr die Zeit
Und tröste ihre Einsamkeit.
Zwei Gründe hast du schon vernommen,
Wir sind zum letzten nun gekommen:
Ich weiß, daß ich als Sängerin
Den Menschen sehr willkommen bin;
Warum sollt' ich sie nicht erfreuen
Und ihnen meine Lieder weihen?"
3. Husch! flog die holde Sängerin
Zum nahen Weizenacker hin,
Erquickte dort durch frische Klänge
Des Biedern Landsvolks fleiß'ge Menge.

L. G.

11. Der Knabe und der Stieglitz.

Ein bunter Stieglitz ward gefangen
Und einem Knaben, auf Verlangen,
Zu seinem Eigenthum geschenkt,
Der, ganz entzückt, auf nichts mehr denkt,
Als seines Lieblings recht zu pflegen.

Sein liebstes Futter, füllt sein Glas
Des Tages oft mit frischem Naß,
Vergoldet ihm sein kleines Haus
Und bringt ihm manchen Distelschmaus.
Der Stieglitz aber findet doch
Zuletzt ein unbemerktes Loch,
Aus welchem er gar bald entkam
Und fröhlich seinen Abschied nahm.
Der Knabe rief ihm freundlich zu:
„Wohin, du kleiner Vogel du?
Was hat dir denn bei mir gefehlt,
Daß sich dein Flug das Weite wählt?
Hab' ich nicht alles dir gegeben,
Wovon die Herrn Stieglitze leben?
War nicht dein Käfig ein Palast,
Mit gold'nen Drähten eingefaßt?
Und ward dir nicht aus meiner Hand
Manch Stückchen Zucker zugewandt?
Sei klug, und kehr' nur wieder ein!"
Der Stieglitz gab zur Antwort: „Nein!
Weg mit der gold'nen Sclaverei!
Hier hab' ich mehr, denn ich bin frei!"

Zachariä.

---

12. Der Hänfling.

Ein Hänfling, den der erste Flug
Aus seiner Eltern Neste trug,
Hub an, die Wälder zu beschauen,
Und kriegte Lust, sich anzubauen.
Ein edler Trieb! denn eigner Heerd
Ist, sagt das Sprüchwort, Goldes werth.

Die stolze Glut der jungen Brust,
Macht ihm zu einem Eichbaum Lust;
„Hier wohn' ich," sprach er, „wie ein König,
Dergleichen Nester gibt es wenig."
Kaum stand das Nest, so ward's verheert,
Und durch den Donnerstrahl verzehrt.

Es war ein Glück bei der Gefahr,
Daß unser Hänfling auswärts war;
Er kam, nachdem es ausgewittert.
Und fand die Eiche halb zersplittert.
Da sah er mit Bestürzung ein
Er könne hier nicht sicher sein.

Mit umgekehrtem Eigensinn
Begab er sich zur Erde hin
Und baut in niedriges Gesträuche,

So scheu macht ihn der Fall der Eiche.
Doch Staub und Würmer zwangen ihn
Zum andern Mal davon zu ziehn

Da baut er sich das dritte Haus
Und sucht ein dunkles Büschchen aus,
Wo er den Wolken nicht so nahe,
Doch nicht die Erde vor sich sahe;
Ein Ort, der in der Ruhe liegt,
Da lebt er noch und lebt vergnügt.

Vergnügte Tage findet man.
Woferne man sie finden kann,
Nicht auf dem Thron und nicht in Hütten,
Kannst du vom Himmel es erbitten
So sei dein eigner Herr und Knecht.
Dies bleibt des Mittelstandes Recht.

Lichtwer.

---

13. Der Kukuk.

Der Kukuk sprach mit einem Staar,
Der aus der Stadt entflohen war.
„Was spricht man," fing er an zu schreien,
„Was spricht man in der Stadt von unsern Melodeien?
Was spricht man von der Nachtigall?"
„Die ganze Stadt lobt ihre Lieder."
„Und von der Lerche," rief er wieder.
„Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme Schall."
„Und von der Amsel? fuhr er fort.
„Auch diese lobt man hier und dort."
„Ich muß dich doch noch etwas fragen;
Was," rief er, „spricht man denn von mir?"
„Das," sprach der Staar, „das weiß ich nicht zu sagen,
Denn keine Seele red't von dir."
„So will ich," fuhr er fort, „mich an dem Undank rächen,
Und ewig von mir selber sprechen."

Gellert.

---

14. Die Katze und die beiden Mäuse.

Die Katze
Du allerliebstes kleines Thier,
Komm doch ein wenig her zu mir!
Ich bin dir gar zu gut. Komm daß ich dich nur küsse!
Die alte Maus
Ich rathe dir's Kind, gehe nicht!
Die Katze
So komme doch! Sieh', diese Nüsse

Sind alle dein, wenn ich dich einmal küsse

Die junge Maus

O Mutter, höre doch, wie sie so freundlich spricht!
Ich geh' —

Die alte Maus

Kind, gehe nicht!

Die Katze

Auch dieses Zuckerbrod und and're schöne Sachen
Geb' ich dir, wenn du kommst.

Die junge Maus

Was soll ich machen?
O Mutter, laß mich geh'n!

Die alte Maus

Kind, sag' ich, gehe nicht!

Die junge Maus

Was wird sie mir denn thun? Welch ehrliches Gesicht!

Die Katze

Komm, kleines Närrchen, komm!

Die junge Maus

Ach Mutter, hilf! O weh!
Sie würgt mich. Ach die Garstige!

Die alte Maus

Nun ist's zu spät, da dich das Unglück schon betroffen.
Wer sich nicht rathen läßt, hat Hülfe nicht zu hoffen.

Willamow.

---

16. Der Löwe und die Mücke.

Ein junger Held vom muntern Heere,
Das nur der Sonnenschein belebt,
Und das mit saugendem Gewehre
Nach Ruhm gestoch'ner Beulen strebt,
Doch die man noch, zum großen Glücke,
Durch zwei Paar Strümpfe hindern kann,
Der junge Held war eine Mücke.
Hört meines Helden Thaten an!

Auf ihren Kreuz- und Ritterzügen
Fand sie, entfernt von ihrer Schaar,
Im Schlummer einen Löwen liegen
Der von der Jagd entkräftet war.
„Seht, Schwestern, dort den Löwen schlafen,“
Schrie sie die Schwestern gaukelnd an.
„Jetzt will ich hin und will ihn strafen,
Er soll mir bluten, der Tyrann.“

Sie eilt, und mit verwegnem Sprunge,
Setzt sie sich auf des Königs Schwanz.
Sie sticht und flieht mit schnellem Schwunge,
Stolz auf den sauren Lorbeerkranz.

Der Löwe will sich nicht bewegen?
Wie? ist er todt? Das heiß ich Muth!
Zu mördrisch war der Mücke Degen:
Doch sagt, ob er nicht Wunder thut?

„Ich bin es, die den Wald befreiet,
Wo seine Mordsucht sonst getobt.
Seht, Schwestern, den der Tiger scheuet,
Der stirbt! Mein Stachel sei gelobt!“
Die Schwestern jauchzen, voll Vergnügen,
Um ihre laute Siegerin:
„Wie? Löwen, Löwen zu besiegen!
Wie, Schwester, kam dir das in Sinn?“

—„Ja, Schwestern, wagen muß man! wagen!
Ich hätt' es selber nicht gedacht.
Auf! lasset uns mehr Feinde schlagen.
Der Anfang ist zu schön gemacht.“
Doch unter diesen Siegesliedern,
Da jede von Triumphen sprach,
Erwacht der matte Löwe wieder,
Und eilt erquickt dem Raube nach.

---

16. Der Grille und die Ameise.

Ein muntre Grille sang
Einen ganzen Sommer lang
Und war immer ohne Sorgen
Für den lieben andern Morgen.
Weil der Sommer Nahrung hat,
Wurde sie auch täglich satt;
Aber als der Winter kam
Und der Flur das Leben nahm,
Da treibt sie der Hunger hin
Zu der Ameise: „Nachbarin,
Ich bin hungrig, gib mir doch
Ein klein wenig, nur zu leben!
Deine Kammer hat ja noch
Großen Vorrath, und ich will
Alles ehrlich wieder geben,
Mit den Zinsen, im April.“
„Schwesterchen, wie brachtest du
Deine Zeit im Sommer zu?“
„Nachbarin du weißt es wohl,
Ich, die Freundin von Apoll,
Sang beständig; hast du mich
Nicht vernommen? Und konnt' ich,
Schwesterchen, was bess'res thun?“
Grillchen, nein, doch tanz' auch nun!

Gleim.

17. Der Hirsch und der Fuchs.

„Hirsch, wahrlich, das begreif' ich nicht,
Hört' ich den Fuchs zum Hirsche sagen,
Wie dir der Muth so sehr gebricht!
Der kleinste Windhund kann dich jagen.
Besieh dich doch, wie groß du bist!
Und soll es dir an Stärke fehlen?
Den größten Hund, so stark er ist,
Kann dein Geweih mit einem Stoß entseelen.
Uns Füchsen muß man wohl die Schwachheit übersehen;
Wir sind zu schwach zum Widerstehen.
Doch, daß ein Hirsch nicht weichen muß,
Ist sonnenklar. Hör' einen Schluß:
Ist Jemand stärker als sein Feind,
Der braucht sich nicht vor ihm zurück zu ziehen;
Du bist den Hunden nun weit überlegen, Freund;
Und folglich darfst du niemals fliehen.“
—„Gewiß, ich hab' es nie so reiflich überlegt.
Von nun an,“ sprach der Hirsch „sieht man mich unbewegt
Wenn Hund und Jäger auf mich fallen;
Nun widersteh' ich allen.“

Zum Unglück, das Dianens Schaar
So nah mit ihren Hunden war,
Sie bellen, und sobald der Wald
Von ihrem Bellen wiederschallt,
Flieh'n schnell der schwache Fuchs und starke Hirsch davon.
Natur thut allzeit mehr als Demonstration.

---

18. Der Fusch und der Esel.

„Ein Pferd ist doch ein schönes Thier,
Herr Esel, sprach der Fuchs;
Schon steh' ich eine Stunde hier,
Betrachtend diese da. O, welch' ein Wuchs!
Ich sehe mich nicht satt. Sie sprangen dir noch eben
So zierlich, leicht und schön
Im Klee herum. In meinem Leben
Hab' ich Nichts Artig'res geseh'n.“
„„Warum? Um ihre Sprüng' und Schönheit anzuseh'n?
Das wäre wohl der Mühe werth!
Ich springe dir so gut, als dort das beste Pferd.““
„Ei, welch ein Wunder wäre das!
Du—solche Sprünge machen!!—
Der Esel sprang.
Der Fuchs warf sich in's Gras
Und wollte sich zu Tode lachen.

19. Die Nachtigall und die Lerche.

Die Nachtigall sang einst mit vieler Kunst,
Ihr Lied erwarb der ganzen Gegend Gunst;
Die Blätter in den Wipfeln schwiegen
Und fühlten ein geheim Vergnügen;
Der Vögel Chor vergaß der Ru'h
Und hörte Philomelen zu;
Aurora selbst verzog am Horizonte,
Weil sie die Sängerin nicht genug bewund'ren konnte:
Denn auch die Götter rührt der Schall
Der angenehmen Nachtigall;
Und ihr, der Göttin, ihr zu Ehren,
Ließ Philomele sich noch zweimal schöner hören.
Sie schweigt darauf. Die Lerche naht sich ihr
Und spricht: „Du singst viel reizender als wir;
Dir wird mit Recht der Vorzug zugesprochen.
Doch Eins gefällt uns nicht an dir:
Du singst das ganze Jahr nicht mehr als wenig Wochen."
Doch Philomele lacht und spricht:
„Dein bittrer Vorwurf kränkt mich nicht.
Und wird mir wenig Ehre bringen.
Ich singe kurze Zeit. Warum? Um schön zu singen.
Ich folg' im Singen der Natur;
So lange sie gebeut, so lange sing' ich nur;
Sobald sie nicht gebeut, so hör ich auf, zu singen,
Denn die Natur läßt sich nicht zwingen."

Chr. Fürchtegott Gellert.

---

20. Die Henne und die Küchlein.

Einst führte eine Henne
Ihre Küchlein aus der Tenne
Auf das Feld, und sorgenleer
Lief das Häuflein um sie her
Und scharret in dem gelben Sand,
Voll Freude, wenn's ein Körnlein fand.
Urplötzlich rief die Henne:

„O, ihr Kindlein, kommt zur Tenne!
Hurtig, hurtig, denn ich seh'
Dort den Habicht in der Höh'."
Das Häuflein lief zum Scheunenthor
Und schaute in die Luft empor.

„O," rief darauf das eine
Zu dem andern, „o ist's das kleine
Pünctchen, das dort oben schwebt?
Und die Mutter d'rum erhebt
Solch' Geschrei! Was fällt ihr ein?
Ein Käfer scheint es nur zu sein."

Auf rauschendem Gefieder
Schwang der Habicht sich hernieder;
Auf die kleine, bange Schaar.
Nun erst sah'n sie die Gefahr.
Die Mutter gluchzte hier und dort;
Umsonst, er riß zwei Küchlein fort.

---

21. Das Füllen.

Ein Füllen, das die schwere Bürde
Des stolzen Reiters nie gefühlt,
Den blanken Zaum für eine Würde
Der zugeritt'nen Pferde hielt,
Dieß Füllen lief nach allen Pferden,
Worauf es einen Mann erblickt,
Und wünschte, bald ein Roß zu werden,
Das Sattel, Zaum und Reiter schmückt.

Wie selten kennt die Ehrbegierde
Das Glück, das sie zu wünschen pflegt!
Das Reitzeug, die gewünschte Zierde
Wird diesem Füllen aufgelegt.
Man führt es streichelnd hin und wieder,
Daß es den Zwang gewöhnen soll;
Stolz geht das Füllen auf und nieder,
Und stolz gefällt sich's selber wohl.

Es kam mit prächtigen Geberden
Zurück in den verlass'nen Stand,
Und machte wiehernd allen Pferden
Sein neu erhalt'nes Glück bekannt.
Ach! sprach es zu dem nächsten Gaule,
Mich lobten Alle, die mich sah'n;
Ein rother Zaum lief aus dem Maule,
Die schwarzen Mähnen stolz hinan.

Allein, wie ging's am andern Tage!
Das Füllen kam betrübt zurück,
Und schwitzend sprach es: Welche Plage
Ist nicht mein eingebildet' Glück!
Zwar dient der Zaum, mich auszuputzen!
Doch darum ward er nicht gemacht:
Es ist zu meines Reiters Nutzen
Und meiner Sclaverei erdacht.

Was wünscht man sich in jungen Tagen!
Ein Glück, das in die Augen fällt;
Das Glück ein prächtig Amt zu tragen,
Das Keiner doch zu spät erhält.
Man eilt vergnügt, es zu erreichen,
Und seiner Freiheit ungetreu,
Eilt man nach stolzen Ehrenzeichen
Und desto tief'rer Sclaverei.

◆ ◆ ◆ ◆

22. Die beiden Hunde.

Ein Junker hielt sich ein paar Hunde;
Es war ein Pudel und sein Sohn.
Der Junge, Namens Pantalon,
Vertrieb dem Herrchen manche Stunde.
Er konnte tanzen, Wache stehn,
Den Schubkarr'n zieh'n, in's Wasser geh'n,
Und alles dieses aus dem Grunde.
Der schlaue Fritz, des Jägers Kind,
War Lehrer unser's Hunds gewesen,
Und dieser lernte so geschwind,
Als mancher Knabe kaum das Lesen.
Einst fiel dem kleinen Junker ein,
Es müßte doch viel leichter sein,
Den alten Hund gelehrt zu machen.
Herr Schnurr war sonst ein gutes Vieh,
Doch seine Herrschaft zog ihn nie
Zu solchen hochgelehrten Sachen;
Er konnte bloß das Haus bewachen.
Der Knabe nimmt ihn an die Hand
Und stellt ihn aufrecht an die Wand;
Allein der Hund fällt immer wieder
Auf seinen Vorderpfoten nieder.
Man rufet den Proffessor Fritz,
Auch der erschöpfet seinen Witz.
Umsonst! es will ihm nicht gelingen,
Den alten Schüler zu bezwingen.
„Vielleicht," sprach Fritze, „hilft der Stock."
Er holt den Stock, man prügelt Schnurren,
Doch bleibt er steifer als ein Bock,
Und endlich fing er an zu murren:
„Was wollt ihr," sprach der alte Tropf,
„Ihr werdet meinen grauen Kopf,
Doch nimmermehr zum Doctor schlagen.
Geht, werdet durch mein Beispiel klug,
Ihr Kinder, lernet jetzt genug—
Ihr lernt nichts mehr in alten Tagen."

Pfeffel.

---

23. Die Schwalbe und der Sperling.

Was ist das für ein Klingen,
Ein lustiges Zwitschern und Singen
So früh in den Morgenstunden?
Es sind der Schwalben Lieder,
Sie haben die Nestchen wieder
Und alles beim Alten gefunden.
Doch dort ein Schwalbenmütterlein
Sitzt traurig auf dem Dache,

So mutterseelen ganz allein
Hat wohl bedenkliche Sache!
Ihr Nestchen ist da—
Doch sieh! ein Sperlingspapa
Sitzt groß und breit in dem Neste
Verlangt keine Gäste,
Will nicht heraus
Aus dem warmen Haus.
Die Schwalbe, lange stumm vor Schmerz,
Faßt sich ein Herz:
„O, edler Spatz, ich bitte dich,
Laß doch in meine Wohnung mich!
Sie ist ja mein, ich hab' sie gebaut,
Du selber hast es mit angeschaut;
Nun friert mich sehr, bin müde dazu,
O, gönn' mir im Haus die ersehnte Ruh'!
Hab' viele, viele hundert Meilen
Durch Sturm und Regen müssen eilen,
Meine Kleider sind naß, meine Kräfte schwinden
Du wirst schon ein anderes Häuschen finden;
Ach, lieber Spatz, hör, auf mein Wort,
Ich bitte dich herzlich — fliege fort!"
Der Spatz erwiedert mit Uebermuth:
„Ich bleibe hier, das Nest ist gut;
Ich weiche nimmer, es kann nicht sein,
Bemühe dich nicht mit Weinen und Schrei'n,"
Da denkt die Schwalbe: „Du böser Mann,
So fang' ich's mit dir anders an!
Willst du ein frecher Räuber sein,
So mauer' ich dich ins Nestchen ein."
Sie ruft. Da kommen ihre Brüder,
Und wären sie alle noch viel müder,
Sie helfen den bösen Räuber bestrafen:
Er soll im Neste nicht ruhig schlafen.
Und eh' der Sperling es noch bedacht,
Ist schon das Pförtchen zugemacht;
Er pickt, er flattert; umsonst! Das Nest
Ist zugeschlossen, dicht und fest.
Und als der nächste Morgen graut,
Wird rüstig am neuen Haus gebaut.

Hoffmann.

24. Ursprung der Rose.

Den Rosenzweig benagt ein Lämmchen auf der Weide,
Es thut's nur sich zur Lust, es thut's nicht ihm zu Leide.
Dafür hat Rosendorn dem Lämmchen abgezwackt
Ein Flöckchen Wolle nur; es ward davon nicht nackt.
Das Flöckchen hielt der Dorn in scharfen Fingern fest;

Da kam die Nachtigall und wollte bau'n ihr Nest.
Sie sprach: Thu auf die Hand und gib das Flöckchen mir,
Und ist mein Nest gebaut, sing' ich zum Danke dir.
Er gab, sie nahm und baut, und als sie nun gesungen,
Da ist am Rosendorn vor Lust die Ros' entsprungen!

Rückert.

25. Die Gutthat.

Wie rühmlich ist's von seinen Schätzen
Ein Pfleger der Bedrängten sein!
Und lieber minder sich ergetzen,
Als arme Brüder nicht erfreu'n!

Beate'n fiel heut ein Vermögen
Von Tonnen Gold's durch Erbschaft zu.
„Nun," sprach sie, „hab' ich einen Segen,
Von dem ich Armen Gutes thu'."

Sie sprach's. Gleich schlich zu seinem Glücke
Ein siecher Alter vor ihr Haus,
Und bat, gekrümmt auf seine Krücke,
Sich eine kleine Wohlthat aus.

Sie war durchdrungen von Erbarmen,
Und fühlte tief des Armen Noth;
Sie weinte, ging und gab dem Armen
Ein großes Stück—verschimmelt Brod.

Gellert.

26. Der Wucherer.

Ein Wuch'rer kam in kurzer Zeit
Zu einem gräflichen Vermögen,
Nicht durch Betrug und Ungerechtigkeit,
Nein, er beschwor es oft, allein durch Gottes Segen.
Und um sein dankbar Herz Gott an den Tag zu legen,
Und auch vielleicht aus heiligem Vertrau'n
Gott zur Vergeltung zu bewegen,
Ließ er ein Hospital für arme Fromme bau'n.

Indem er nun den Bau zu Stande brachte,
Und vor dem Hause stand und heimlich überdachte,
Wie sehr verdient er sich um Gott und Arme machte,
Ging ein verschmitzter Freund vorbei.
Der Geizhalz, der gern haben wollte,
Daß dieser Freund das Haus bewundern sollte,
Fragt' ihn mit freudigem Geschrei,
Ob's groß genug für Arme sei.

„Warum nicht, sprach der Freund; hier können viel Personen
Ja sehr bequem zusammen sein!
Doch sollen alle die hier wohnen,
Die ihr habt arm gemacht, so ist es viel zu klein.“

Gellert.

27. Die drei Herren.

Ein armer Bauer wollte sterben;
Drei Söhne standen um ihn her.
„Ach, meine Kinder,“ seufzte er,
„Ich hinterlaß' euch nichts zu erben,
Als meinen Esel, der mir treu,
Gedienet hat. Besitzt ihr alle drei!
Der brauch' ihn heut, der andere morgen,
Und wer ihn braucht, mag ihn versorgen.
Der Vater stirbt. Der Aelt'ste muß
Den Esel wohl am ersten haben.
Von früh bis in die Nacht läßt er das Grauthier traben
An Futter nichts, an Schlägen Ueberfluß.
„Mein Bruder,“ denkt er, „hat ihn morgen zu ernähren;
Der Esel kann der Kost auf heute wohl entbehren.“
Der Zweite kommt und holt den müden Gaul,
Da kaum noch ist die Nacht entwichen.
Haha! das Fressen macht ihn faul,
Der Bruder hat ihn voll gestrichen.
Geduld! ein Tag ist bald vorbei!
Und wieder Knittel ohne Heu.
Den dritten Tag die alte Leier;
Du ließest dir's zu wohl bei meinem Bruder sein;
Ich halte dir die Krippe rein
Und spare mir den halben Dreier;
Ein wenig Fasten ist gesund,
Ich merke schon, du wirst zu rund.
Der Esel fällt vor Schwäche nieder,
Schnappt noch zum letzen Mal und reget sich nicht wieder,
Nun theilt euch in die Haut, ihr Brüder!

Nicolay.

28. Der Greis und der Tod.

Ein Greis von achtundachtzig Jahren,
Ein armer, abgelebter Greis
Mit wenigen schneeweißen Haaren,
Kam aus dem Walde, trug
Auf seinem krummen Rücken
Ein Bündel Reis.
Ach Gott! der arme Greis!

Er mußte wohl sehr oft sich bücken,
Eh' er's zusammen las!
Er hatte keinen Sohn, sonst hätte der's gethan.
Und weil vor Mattigkeit er nun nicht weiter kann,
So setzt' er ab; und als er nun da saß
Bei seinem Bündel und bedachte,
Wie viel Beschwerde, Müh' und Noth
Das Bündel Reis ihm machte,
Wie viel sein Bischen täglich Brod:
Da seufzt er, lebenssatt, und weint und ruft den Tod.
„Befreie mich," spricht er, „von aller meiner Noth
Und bringe mich zur Ruh'!"
Der Tod kommt an, geht auf den Rufer zu;
„Was willst du," fragt er, „du,
Daß du mich hergerufen hast?
Du trägst auch eine schwere Last." —
„Ach lieber Tod," versetzte drauf
Der arme Greis, „hilf sie mir auf."

Gleim.

29. Die Stufenleiter.

Ein kleiner Sperling haschte sich
Ein blaues Mückchen! Weh mir Armen!
Rief es; ach Herr verschone mich,
Laß meiner Jugend dich erbarmen!
Nein, sprach der Mörder, du bist mein,
Denn ich bin groß und du bist klein,

Ein Sperber fand ihn bei dem Schmaus.
So leicht wird kleine Flieg' gefangen
Als Junker Spatz. Gib, rief er aus,
Mich frei. Was hab' ich denn begangen?
Nein, sprach der Mörder, du bist mein,
Denn ich bin groß und du bist klein.

Ein Adler sah den Schalk, und schoß
Auf ihn herab und riß den Rücken
Ihm auf. Herr König, laß mich los!
Nein, sprach der Mörder, du bist mein,
Denn ich bin groß und du bist klein.

Schnell kam ein Pfeil vom nahen Bühl
Dem Adler in die Brust geflogen.
Warum, rief er, indem er fiel,
Zum Jäger, tödtet mich dein Bogen?—
Ei, sprach der Mörder, du bist mein,
Denn ich bin groß und du bist klein.

Pfeffel.

30. Die Theilung.

Ein reicher Vater war gestorben.
Drei Söhne hatten, was sein Fleiß erworben,
Sich gleich getheilt. Nach kurzer Zeit
Kam Krieg in's Land. Da sah man weit
Brandstätten, Blutgefilde, Wüsteneien,
Und ach! zwei Brüder von den dreien
Verloren durch der Feinde Wuth
In wenig Jahren Hab' und Gut.
Der dritte hörte dies und sprach: Ich will den Segen,
Den ich, seit unser Vater starb,
Durch Glück gewann, durch Fleiß erwarb,
Zu dem geerbten Drittel legen.
Wie beide sollten elend sein?
Sie meine Brüder? Ich allein
Der Glückliche? — Verarmte Brüder,
Kommt, theilt von Neuem! — Und sie theilten wieder.

Götz.

---

31. Der Reisende.

Ein Wandrer bat den Gott der Götter,
Den Zeus, bei ungestümen Wetter
Um stille Luft und Sonnenschein.
Umsonst! Zeus läßt sich nicht bewegen.
Der Himmel stürmt mit Wind und Regen!
Denn stürmisch sollt' es heute sein.

Der Wandrer setzt, mit bittrer Klage,
Daß Zeus mit Fleiß den Menschen plage,
Die saure Reise mühsam fort.
So oft ein neuer Sturmwind wüthet
Und schnell ihm still zu stehn gebietet,
So oft ertönt ein Lästerwort.

Ein naher Wald soll ihn beschirmen;
Er eilt, dem Regen und den Stürmen
In dichtem Holze zu entgehn;
Doch eh' der Wald ihn aufgenommen,
So sieht er einen Räuber kommen
Und bleibt vor Furcht im Regen stehn.

Der Räuber greift nach seinem Bogen,
Den schon die Nässe schlaff gezogen;
Er zielt und faßt den Pilger wohl;
Doch Wind und Regen sind zuwider:
Der Pfeil fällt matt vor dem darnieder,
Dem er das Herz durchbohren soll.

„O Thor!“ läßt Zeus sich zornig hören,
„Wird dich der nahe Pfeil nun lehren,
Ob ich dem Sturm zu viel erlaubt?
Hätt' ich dir Sonnenschein gegeben,
So hätte dir der Pfeil das Leben,
Das dir der Sturm erhielt, geraubt.“

Gellert.

32. Der Lügner.

Ein böser Bub' stellt' oft sich lahm
Und rief, er hätt' ein Bein gebrochen!
Doch wenn ihm der zu Hülfe kam,
Den er um Beistand angesprochen,
So war der Dank alsdann: er wies
Die Zähne dem, der sich betrügen ließ.

Dies Spiel hatt' er schon oft getrieben,
Bis er sein Bein einst wirklich brach
Und jammernd auf der Straße lag.
Da weint er: Helft mir doch, ihr Lieben!
Ich schwör's bei jenem Sonnenlicht,
Ich scherze diesmal wahrlich nicht.
Wo ist eu'r Mitleid denn geblieben?
So helft mir doch, mir armen Mann,
Und laßt mich nicht so lange liegen!
Doch jeder Nachbar schreit, so laut er kann:
„Such' einen Andern zu betrügen!“

So kommt der Lügner meistens an.
Man glaubet ihm selbst dann auch nicht,
Wenn er einmal die Wahrheit spricht.

33. Der Wegweiser.

Ein Pilger, der den Weg verfehlte,
Gerieth in einen finstern Wald,
Von dem man Raub und Mord erzählte.
Mit bangem Fuß, vor Schrecken kalt,
Irrt er bis an den Abend fort
Und stößt zuletzt auf einen Ort,
Wo sich zwei schmale Pfade schneiden.
Voll neuen Kummers steht er hier
Und seufzet: „Ach, wer zeiget mir
Den rechten Weg von diesen beiden!“
Nachdem er lange Zeit sich hin und her
Nach Spuren umgesehn, sieht er, von ungefähr,
Zur Rechten eine schwarze Säule

Mit einem rothen Kopf und einer langen Hand,
Auf der mit großen Lettern stand:
„Ich führe dich nach einer kleinen Weile
In eine sich're Ruhestatt.“
Der arme Pilger küßt die Säule,
Die seine Furcht vertrieben hat,
Und geht; allein nach einer kleinen Weile
Dreht er sich um und ruft: „Ach, liebe Säule,
Wie leicht kann ich die Bahn versehn;
O möchtest du doch mit mir gehn!
Schnell öffnet hier der rothe Kopf den Mund und spricht:
„Ich rathe nur; selbst geh' ich nicht.“

G. Konr. Pfeffel.

II. Theil.

Lyrische Gedichte.

1. Beherzigung.

Ach, was soll der Mensch verlangen?
Ist es besser, ruhig bleiben?
Klammernd fest sich anzuhangen?
Ist es besser, sich zu treiben?

Soll er sich ein Häuschen bauen?
Soll er unter Zelten leben?
Soll er auf die Felsen trauen
Selbst die festen Felsen beben.

Eines schickt sich nicht für alle!
Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle!.

Goethe.

2. An den Mond.

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Breitest über mein Gefild'
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge, mild,
Ueber mein Geschick.

Jeden Herzklang fühlt mein Herz
Froh'r und trüber Zeit; —
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit

Fließe, fließe lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh:
So verrauschte Scherz und Kuß
Und die Treue so!

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Immer es vergißt!

Rausche, Fluß, das Thal entlang
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüstre meinem Gang
Melodieen zu.

Wann du in der Winternacht,
Wüthend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst!

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt.
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt.

Was, von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt's in der Nacht!

Goethe.

3. Nachtlied.

Die Erde ruht, der Himmel wacht;
Empor zu ihm, mein Sinn!
Die Engelwelt voll Glanz und Pracht,
Zieht hehr und herrlich durch die Nacht
Der Menschen hin!

Die Sehnsucht flüchtet himmelan
Von Last und Druck der Zeit;
Die Hoffnung spricht: „Des Lebens Bahn
Führt aufwärts in den Sternenplan
Zur Herrlichkeit!"

Der Engel, den der Staub noch hält,
Eilt seinen Brüdern zu.
O Heimatland, vom Glanz erhellt,
Du gibst, wenn alles welkt und fällt;
Uns Kraft und Ruh'.

S. Aug. Mahlmann.

4. Die Sternlein.

Und die Sonne, sie machte den weiten Ritt um die Welt,
Und die Sternlein sprachen: „Wir reisen mit um die Welt."
Und die Sonne, sie schalt sie: „Ihr bleibet zu Haus;
Denn ich brenn' euch die goldenen Aeugelein aus
Bei dem feurigen Ritt um die Welt."

Und die Sternlein gingen zum lieben Mond in der Nacht,
Und sie sprachen: „Du, der auf den Wolken thront in der Nacht,
Laß uns wandeln mit dir: denn dein milder Schein,
Er verbrennt uns nimmer die Aeugelein.“
Und er nahm sie, Gesellen der Nacht.

Nun willkommen, Sternlein und guter Mond, in der Nacht,
Ihr versteht, was still in dem Herzen wohnt, in der Nacht.
Kommt und zündet die himmlischen Lichter an,
Daß ich lustig mit schwärmen und spielen kann
In den freundlichen Spielen der Nacht!

Ernst Moriz Arndt.

---

5. Nacht.

Im Windsgeräusch, in stiller Nacht
Geht dort ein Wandersmann;
Er seufzt und weint und schleicht so sacht'
Und ruft die Sterne an:
Mein Busen pocht, mein Herz ist schwer:
In stiller Einsamkeit,
Mir unbekannt, wohin, woher,
Durchwandl' ich Freud' und Leid:
Ihr kleinen, gold'nen Sterne,
Ihr bleibt mir ewig ferne,
Ferne, ferne;
Und ach! ich vertraut euch so gerne!
Da klingt es plötzlich um ihn her,
Und heller wird die Nacht.
Schon fühlt er nicht sein Herz so schwer;
Er dünkt sich neu erwacht:
„O Mensch, du bist uns fern und nah';
Doch einsam bist du nicht.
Vertrau' uns nur! Dein Auge sah,
Oft unser stilles Licht.
Wir kleinen, gold'nen Sterne
Sind dir nicht ewig ferne;
Gerne, gerne,
Gedenken ja deiner die Sterne.“

Tieck.

---

6. Abendgenuß.

Sanft geröthet von dem Abendstrahle,
Der, wie flüssig Gold, die Flur umwallt,
Schimmt der Aehrenblüthe Hauch im Thale,
Wo der Schlag der Wachtel gellend schallt.

Horch! Es rauscht! Ein wilder Sprüheregen
Schüttet Blumen auf den Wiesenplan;
Iris kündet Fruchtbarkeit und Segen
Der erfrischten Pflanzenschöpfung an.

Von den Wiesen, die der Landmann mäh'te,
Steigt des Heues Balsamduft empor;
Durch den Purpurflor der Abendröthe
Funkelt Hespers Auge still hervor.

Komm, o Lieber, laß uns froh genießen,
Dieses Götterabends Herrlichkeit!
Freuden, die sich hier in uns ergießen
Haben keinen Edlen je gereut.

Wenn das Alter uns die Scheitel bleichet,
Mählig stockt das Rad der Lebensuhr;
Ist nicht schrecklich uns der Tod: er gleichet
Dem Entschlummern dieser Abendflur.

Neubeck.

---

7. Morgengang.

Wann die Lämmer wieder springen,
Lerchen jubeln, Rosen glüh'n;
Muß das kränkste Herze singen
Und im Welken noch erblüh'n.

Wer in bangen Lebensschmerzen,
Einsam fest die Straße geht,
Singet selbst aus düsterm Herzen,
Wie ein Lied aus Wolken weht.

Wer, verbannt, das Aug' in Thränen
Jetzt im fremden Lande zieht,
Durch bethaute Blumen tönen
Läßt er seiner Heimath Lied.

Flüsse, Saaten, tönend wallen,
Aus dem fernsten Himmelblau
Weht ein Singen, lieblich Schallen
Ueber Wald und helle Au.

Alter Gram, jetzt, zeuch'*) von hinnen;
Fülle nicht dies Herze bang;
Ströme ein von Himmelszinnen,
Morgenroth und Lustgesang.

Justinus Kerner.

---

*) Zieh'.

8 Der Regenbogen.

Schönes Kind der Sonne,
Bunter Regenbogen;
Ueber schwarzen Wolken
Mir ein Bild der Hoffnung!

Tausend munt're Farben
Bricht der Strahl der Sonne,
In verhüllten Thränen
Ueber grauer Dämm' rung.

Und des weiten Bogens
Feste Säulen stehen
Auf des Horizontes
Sicherm Felsenboden.

Weh! der Bogen schwindet;
Seine Farben blassen;
Von den festen Säulen
Glänzet noch ein Wölkchen.

Aber seht! der Himmel
Bläuet sich; die Sonne
Herrschet allgewaltig
Und die Auen duften.

Schwindet, holde Kinder
Schöner Jugendträume;
Schwindet! nur die Sonne
Steig' hinauf und wallte!

Hoffnungen sind Farben,
Sind gebroch'ner Strahlen
Und der Thränen Kinder;
Wahrheit ist die Sonne.

Herder

---

9. Hoffnung.

Und dräut der Winter noch so sehr,
Mit trotzigen Gebärden,
Und streut er Eis und Schnee umher,
Es muß doch Frühling werden.

Und drängen die Nebel noch so dicht
Sich vor den Blick der Sonne,
Sie wecket doch mit ihrem Licht
Einmal die Welt zur Wonne.

Blas't nur, ihr Stürme, blas't mit Macht,
Mir soll darob nicht bangen,
Auf leisen Sohlen über Nacht
Kommt doch der Lenz gegangen.

Da wacht die Erde grünend auf,
Weiß nicht, wie ihr geschehen,
Und lacht in den sonnigen Himmel hinauf
Und möchte vor Lust vergehen.

Sie flicht sich blühende Kränze in's Haar
Und schmückt sich mit Rosen und Aehren,
Und läßt die Brünnlein rieseln klar,
Als wären es Freundenzähren.

Drum still! und wie es frieren mag,
O Herz, gieb dich zufrieden:
Es ist ein großer Maientag
Der ganzen Welt beschieden.

Und wenn dir oft auch bangt und graut,
Als sei die Höll' auf Erden,
Nur unverzagt auf Gott vertraut!
Es muß doch Frühling werden!

Emanuel Geibel.

---

10. Die Sterne.

Ich seh' so oft in stiller Nacht,
Wann ich mein Werk gethan,
Und Niemand mehr im Hause wacht,
Die Stern' am Himmel an.

Sie geh'n da, hin und her zerstreut,
Als Lämmer auf der Flur,
In Häuflein bald, bald aufgereiht
Wie Perlen an der Schnur,

Und funkeln alle weit und breit,
Und funkeln rein und schön!
Ich seh' die große Herrlichkeit
Und kann nicht satt mich sehn.

Dann saget unter'm Himmelszelt
Mein Herz mir in der Brust:
„Es gibt was Beſſ'res in der Welt,
Als all' ihr Schmerz und Lust."

Ich werf' mich auf mein Lager hin,
Und liege lange wach,
Und suche es in meinem Sinn
Und sehne mich darnach.

Claudius.

---

11. Aufmunterung zur Freude.

Wer wollte sich mit Grillen plagen.
So lang' uns Lenz und Jugend blüh'n?
Wer wollt' in seinen Blütetagen
Die Stirn in düst're Falten zieh'n?

Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dies Pilgerleben gehn;
Sie bringt uns selbst den Kranz entgegen,
Wenn wir am Scheidewege stehn.

Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle,
Noch ist die Laube kühl und grün;
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adams Bäume schien.

Noch tönt der Busch voll Nachtigallen
Dem Jüngling hohe Wonne zu;
Noch strömt, wenn ihre Lieder schallen,
Selbst in zerriss'ne Seelen Ruh'!

O, wunderschön ist Gottes Erde
Und werth, darauf vergnügt zu sein!
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freu'n!

Hölty.

---

12. Frühling und Freundschaft.

Sind wir nicht im schönen Maien,
In des Jahres Wonnezeit,
Da die Wipfel Blüten streuen
Und was Odem hat sie freut?
Alle Welt ist nun geschmückt,
Und das Auge wird entzückt.

Laß, o Freund! am Arm dich führen
In das kühle Mühlenthal,
Wo wir sehn den Lenz verzieren
Seinen langen Wiesensaal;
Wo das Vöglein Lieder singt,
Blümlein aus der Erde springt!

Laß uns dort am Ufer schauen,
Wie der Fischer Reusen legt,
Wie der Feldmann baut die Auen,
Wie der Gärtner Bäume pflegt,
Oder wie des Angers Grün
Heerden, weiß wie Schnee, durchzieh'n.

Ueber, unter, um und neben,
Vor und nach uns waltet Lust;
Junges, volles, rasches Leben
Glüht und pocht in jeder Brust;
Wo wir wandeln, wo wir stehen,
Will die Freude mit uns gehen.

Was die Mühlenbäche rauschen,
Das hallt wieder durch die Kluft;
Aber was wir beide tauschen,
Das verschweigt die stille Luft.
Freundschaft führet hin und her,
Führet über Land und Meer!

Flemming.

13. Lied im Walde.

Wenn hier nur kahler Boden wär'
Wo jetzt die Bäume stehn,
Das wäre doch, bei meiner Ehr',
Ihr Herr'n nicht halb so schön,

Dann wäre um uns her kein Baum,
Und über uns kein Zweig!
Dann wäre hier ein kahler Raum
Und ich marschirte gleich!

So bin ich wie ein Fisch im Meer,
Und bleibe gerne hier.
Vivant die Bäume um uns her!
Der Zweig hier über mir!

Und zählen kann ein Mensch sie nicht,
Sind ihrer gar zu viel;
Und jeder macht es grün und dicht,
Und jeder macht es kühl.

Und jeder steht so stolz und kühn
Und streckt sich hoch hinan,
Dünkt sich, die Stelle sei für ihn,
Und thut sehr wohl daran.

Es pflegen wohl die reichen Leut'
Auch Wald zu machen gern;
Da pflanzen denn die Läng' und Breit'
Die klugen weisen Herr'n

In eine lange Reihe hin
Gar künstlich Baum und Strauch;
Und meinen dann in ihrem Sinn,
Sie hätten's wirklich auch.

Noch kommt ihr Gärtner Lobesan,
Den sie zu ha'n geruhn,
Und schneidet mit der Scheere dran,
Wie Schneidermeister thun.

Jedoch ihr Wald ist Schneiderscherz,
Trägt nur der Scheere Spur,
Und nicht das große volle Herz
Von Mutterlieb' Natur.

Hoch sitzt im Sopha der Baron,
Der Schweizer an der Thür,
Die Fürsten sitzen auf dem Thron,
Und wir, wir sitzen hier.

Auf bloßer Erde, feucht und kalt,
Und wir, wir sitzen hier,
Und freu'n uns über diesen Wald,
Und danken Gott dafür.

Claudius.

---

14. Das Lied vom Reifen

Seht meine lieben Bäume an,
Wie sie so herrlich stehn,
Auf allen Zweigen angethan
Mit Reifen wunderschön.

Von unten an bis oben aus,
Auf allen Zweigelein,
Hängt's weiß und zierlich, zart und kraus,
Und kann nicht schöner sein.

Und alle Bäume rund umher,
All' alle weit und breit,
Steh'n da, geschmückt mit gleicher Ehr,
In gleicher Herrlichkeit.

Und sie beäugeln und besehn
Kann jeder Bauersmann,
Kann hin und her darunter gehn
Und freuen sich daran.

Auch holt er Weib und Kinderlein
Vom kleinen Feuerheerd,
Und marsch, mit in den Wald hinein!
Und das ist wohl was werth.

Einfältiger Naturgenuß,
Ohn' Alfanz drum und dran,
Ist lieblich, wie ein Liebeskuß
Von einem frommen Mann.

Ihr Städter habt viel schönes Ding,
Viel schönes überall,
Credit und Geld und goldne Ring',
Und Bank- und Börsensaal.

Doch Erle, Eiche, Weid' und Ficht'
Im Reife nah und fern —
So gut wird's euch nun einmal nicht,
Ihr lieben reichen Herrn!

Das hat Natur, nach ihrer Art,
Gar eignen Gang zu geh'n,
Uns Bauersleuten aufgespart,
Die anders nichts versteh'n.

Viel schön, viel schön ist unser Wald!
Dort Nebel überall,
Hier eine Baumgestalt
Im vollen Sonnenstrahl

Lichthell, still, edel, rein und frei
Und über alles fein—
O, aller Menschen Seele sei
So lichthell und so rein!

Claudius.

---

15. Lied eines Verbannten.

Und wieder hat es mich getrieben
Dahin, wo ich gewandert aus;
Ich kehrte heim zu meinen Lieben
Froh trat ich ein in's Vaterhaus.

Es zogen alte Kläng' und Lieder
Beseligend durch meine Brust,
Ich war in meiner Heimat wieder,
Im Reiche meiner Jugendlust.

Da wollt' ich unter Blüthenbäumen
Die alten stillen Tag' erneu'n
Und meine Kindheit wieder träumen
Und mich, wie Kinder, wieder freu'n.

Da wollt' ich voller Sehnsucht warten,
Gelehnt auf meinen Wanderstab,
Bis in dem öden Friedhofsgarten
Grün würde meiner Mutter Grab.

Doch nein—ich soll den Frühling sehen
Nur fern vom väterlichen Haus;
Ich bin verbannt—so muß ich gehen
In eine fremde Welt hinaus.

Aug. Heinr. Hoffmann von Fallersleben.

---

16. Die Bäume.

Ich hab' die Bäume gar zu gerne
Und freu' mich ihrer wie ein Kind,
Weil ich aus ihrem Treiben lerne,
Daß sie des Menschen Freude sind.

Den Knaben schon erfüllt's mit Wonne,
Sein Herz und Auge lacht entzückt,
Weil in des jungen Lenzes Sonne,
Der Baum mit Blüthenschnee sich schmückt.

Und sieht der Jüngling oft betroffen
Auf seiner Bahn das Glück entflieh'n,
So zeigt der Baum auf neues Hoffen
Mit seinen grünen Armen hin.

Wenn in des Mittags heißer Schwüle
Des Mannes Kraft ermattet sinkt,
So ist's der Bäume Schattenkühle,
Die liebevoll zur Rast ihm winkt.

Und wenn der Greis für seinen Jammer
Im Winter Trost und Hülfe sucht,
So wärmen Bäume seine Kammer
Und nähren ihn mit ihrer Frucht.

Sinkt dann am Schluß der Erdenträume
Der Müde zur ersehnten Ruh',
So senden ihm die guten Bäume
Sechs Bretter für sein Bettchen zu.

Und liegt er endlich längst vergessen
Im Stübchen unter'm Rasendach,
Dann weinen Weiden und Cypressen
Ihm noch so manche Thräne nach.

a. H. . . .

17. Abendlied.

Kühl und labend sinkt der Thau
Auf die Fluren nieder;
Rings auf blumenreicher Au'
Tönen Hirtenlieder;
Flötenklang ergötzt das Ohr,
Abendglöckchen hallen,
Und im Haine schlägt ein Chor
Sanfter Nachtigallen.

Bald entzieht den letzten Strahl
Uns die schöne Sonne;
Aber noch belebt das Thal
Fröhlichkeit und Wonne.
Singend treibt der Hirt zur Nacht
Heimwärts seine Heerden,
Und vergessen, weggelacht
Sind des Tag's Beschwerden.

Süße Ruhe winket nun
Freundlich uns entgegen;
Nach der Arbeit ist gut ruh'n,
Schlummer ist dann Segen.
Unschuld in der weichen Brust,
Schläft man ohne Sorgen;
Und zu neuer Lebenslust
Weckt uns jeder Morgen.

Herder.

18. Der Harfenspieler.

An die Thüre will ich schleichen,
Still und sittsam will ich steh'n;
Fromme Hand wird Nahrung reichen,
Und ich werde weiter geh'n.

Jeder wird sich glücklich scheinen,
Wenn mein Bild vor ihm erscheint;
Eine Thräne wird er weinen,
Und ich weiß nicht, was er weint.—

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

J. W. v. Goethe.

---

19. Trost für mancherlei Thränen.

Warum sind der Thränen
Unter'm Mond so viel?
Und so manches Sehnen,
Das nicht laut sein will?

Nicht doch, liebe Brüder!
Ist das unser Muth?
Schlagt den Kummer nieder!
Es wird alles gut!

Aufgeschaut mit Freuden,
Himmelauf zum Herrn!
Seiner Kinder Leiden
Sieht er gar nicht gern.

Er will gern erfreuen,
Und erfreut so sehr;
Seine Hände streuen
Segen g'nug umher.

Nur dies schwach Gemüthe
Trägt nicht jedes Glück,
Stößt die reine Güte
Selbst von sich zurück.

Wie's nun ist auf Erden,
Also sollt's nicht sein.
Laßt uns besser werden;
Gleich wird's besser sein.

Der ist bis zum Grabe
Wohlberathen hie,
Welchem Gott die Gabe
Des Vertrau'ns verlieh.

Den macht das Getümmel
Dieser Welt nicht heiß,
Wer getrost zum Himmel
Aufzuschauen weiß.

Sind wir nicht vom Schlummer
Immer noch erwacht?
Leben und sein Kummer
Dau'rt nur eine Nacht!

Diese Nacht entfliehet —
Und der Tag bricht an,
Eh' man sich's versiehet —
Dann ist's wohl gethan.

Wer nur diesem Tage
Ruhig harren will,
Kommt mit seiner Plage
Ganz gewiß ans Ziel.

Endlich ist's errungen,
Endlich sind wir da!
Droben wird gesungen
Ein Victoria!

Joh. Mart. Miller.

---

20. Herbstlied.

Der Winter kommt, der Wind ist kalt,
Das Laub beginnt zu fallen,
Ach, wie's dir gehet, liebes Laub,
So muß es geh'n uns allen.

Wir sind geflochten, roll'n umher,
Umher im Rad der Zeiten,
Und wie sie rollen Jahr ins Jahr,
So geht's zu Ewigkeiten.

Ich stand einst jung, ich schwebt' umher
Im Hauch der Frühlingsweste,
Es sprühte frisch, es trieb der Saft,
So ward das Bäumlein feste.

Die Blüthen wehen die Blätter herab,
Sie spreiten weiß die Erde,
Das sanft im Regen und Sonnenschein
Zur Frucht das Knöspein werde.

Die Früchte lachen, es nagt der Wurm,
Wo die Frücht' am schönsten lachen,
Und, voller Baum, dich peitscht der Sturm
Zum nackten Streif zu machen.

Sie zeucht uns an, sie zeucht uns aus,
Legt nackt uns nieder zur Bahre,
O grause Mutter, Mutter Zeit!
Und färbt und falbt die Haare.

Wirf ab, die Blüthe dauert nicht,
Das reif die Knospe werde,
Wirf ab, die Blätter falben schon
Und wallen nieder zur Erde!

Da rauscht's von Leichen: Brich, o Mord,
Das dürre auch danieder!
Rauscht Blätter! — dürren Aeste flammt —
Es sind nicht meine Glieder.

Ha, neuer, neuer Frühlingswind,
Wann wirst, wann wirst du wehen!
Da Laub und Blüth' und Frucht ersteht —
Und nimmer wird vergehen!

Ha, neuer, neuer Frühlingswind,
Du wärmst mein Mark verborgen,
Noch in der Wurzel bebt mein Saft,
Und frisch ersteh' ich morgen.

Herder.

---

21. Der alte Landmann an seinen Sohn.

Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!

Dann wirst du wie auf grünen Au'n
Durch's Pilgerleben gehn;
Dann kannst du sonder Furcht und Grau'n
Dem Tod in's Auge sehn.

Dann wird die Sichel und der Pflug
In deiner Hand so leicht,
Dann singest du beim Wasserkrug,
Als wär' dir Wein gereicht.

Dem Bösewicht wird Alles schwer,
Er thue, was er thu';
Das Laster treibt ihn hin und her
Und läßt ihm keine Ruh'.

Der schöne Frühling lacht ihm nicht,
Ihm lacht kein Aehrenfeld;
Er ist auf Lug und Trug erpicht
Und wünscht sich nichts als Geld.

Der Wind im Hain, das Laub am Baum
Saus't ihm Entsetzen zu;
Er findet nach des Lebens Traum
Im Grabe keine Ruh!

D'rum übe Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!

Dann segnen Enkel deine Gruft
Und weinen Thränen d'rauf;
Und Sommerblumen, voll von Duft,
Blüh'n aus den Thränen auf.

Hölty.

III. Theil.

Erzählungen.

---

1. Die Wachtel und ihre Kinder.

Hoch wallte das goldene Weizenfeld
Und baute der Wachtel ein Wohngezelt.
Sie flog einst früh in Geschäften aus
Und kam erst am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schaar:
„Ach Mutter, wir schweben in großer Gefahr!
Der Herr dieses Feldes, der furchtbare Mann,
Ging heut mit dem Sohn hier vorbei und begann:
Der Weizen ist reif, die Mahd muß gescheh'n,
Geh', bitte die Nachbarn, ihn morgen zu mäh'n."

„O," sagte die Wachtel, „dann hat es noch Zeit!
Nicht flugs sind die Nachbarn zu Diensten bereit."
Drauf flog sie des folgenden Tages aus
Und kam erst am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schaar:
„Ach Mutter, wir schweben in neuer Gefahr!
Der Herr dieses Feldes, der furchtbare Mann,
Ging heut' mit dem Sohn hier vorbei und begann:
Uns ließen die treulosen Nachbarn im Stich!
Geh' rings nun zu unsern Verwandten und sprich:
Wollt' ihr meinen Vater recht wohlgemuth seh'n,
So helfet ihm morgen sein Weizenfeld mäh'n!"

„O," sagte die Wachtel," dann hat es noch Zeit!
Nicht flugs ist die Sippschaft zur Hülfe bereit."
Drau'f flog sie des folgenden Tages aus
Und kam erst am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schaar:
„Ach Mutter, wir schweben in höchster Gefahr!
Der Herr dieses Feldes, der furchtbare Mann,
Ging heut' mit dem Sohn hier vorbei und begann:
Uns ließen auch uns're Verwandten im Stich';

Ich rechne nur einzig auf dich und auf mich.
Wir wollen, wenn morgen die Hähne kräh'n,
Selbander uns rüsten, den Weizen zu mäh'n."

"Ja," sagte die Wachtel, "nun ist's an der Zeit!
Macht schnell euch, ihr Kinder, zum Abzug bereit;
Wer Nachbarn und Vettern die Arbeit vertraut,
Dem wird nur ein Schloß in der Luft gebaut;
Doch unter dem Streben der eigenen Hand
Erblüht ihm des Werkes vollendeter Stand."—
Die Wachtel entfloh mit den Kleinen geschwind,
Und über die Stoppeln ging Tag's d'rauf der Wind.

A. F. E. Langbein.

---

2. Der treue Löwe.

Ein gewaltiger Löwe ruhte im Wald,
Da stürzte aus nächtlichem Hinterhalt
Auf ihn eine riesige Schlange.
Mit grimmiger Eile umschlinget sie ihn,
Sie windet sich um ihn, stürzt ihn dahin,
Es wehret der Löwe sich lange.

Es funkeln die glühenden Augen ihm hell,
Er dreht und windet sich mächtig und schnell,
Sich der Siegerin noch zu entreißen;
Laut brüllt er in zornigem Todesmuth,
Doch enger und enger in gieriger Wuth
Ihn die Ringe der Schlange umkreisen.

Da sprenget ein tapferer Ritter heran;
Dem Kampf will sein bäumendes Roß sich nicht nah'n,
Ab springt er mit blinkendem Schwerte.
Er schwinget es kräftig und spaltet sogleich
Den Leib der Schlange mit sicherem Streich;
Todt sinkt sie vom Löwen zur Erde.

Der schüttelt und streckt sich mit frohem Gebrüll,
Da nahet er seinem Erretter sich still
Und lecket ihm schmeichelnd die Hände.
Und dankbar folget dem Ritter er nach,
Verläßt ihn nun nicht mehr bei Nacht und bei Tag,
Keinen treuern Gefährten man fände.

Und Jahre vergehen. Der Ritter will zieh'n
In die Heimat zurück über's Meer dahin;
Sein Löwe soll ihn begleiten.
Doch die Schiffer fürchten das edle Thier,
Nicht trau'n sie solch' mächtigem Passagier,
Und der Ritter—muß von ihm scheiden!

Das Schiff fuhr dahin. Der Löwe stand
Mit ängstlichem Klagegebrüll an dem Strand,
Als wenn seinen Retter er riefe.
Mit muthigem Sprung stürzt er plötzlich ins Meer,
Will schwimmen ans Schiff—erreicht es nicht mehr,
Schaut den Ritter und sinkt in die Tiefe.

3. Der Perser und seine drei Söhne.

Von Jahren alt, an Gütern reich,
Theilt' einst ein Perser sein Vermögen
Drei Söhnen aus nebst seinem Segen,
Und theilt' es unter alle gleich
„Noch einen Demant“ — sprach der Alte —
„Seht hier, den ich für den behalte,
Der mittels einer edlen That
Darauf den größten Anspruch hat.“

Um diesen Anspruch zu erlangen,
Ließ er die Söhne sich zerstreu'n. —
Die Prüfungszeit war kaum vergangen,
So stellten sie sich wieder ein.
„Hört“,—sprach der älteste der Brüder —
„In Balk vertraut' ein fremder Mann
Sein Gut ohn' allen Schein mir an.
Ich gab es ihm getreulich wieder.—
War diese That nicht lobenswerth?“
„Du hast gethan, was sich gehört,“
Ließ sich der Vater hier vernehmen.—
„Wer anders thut, der muß sich schämen,
Denn Ehrlichkeit ist uns're Pflicht.
Gut ist die That, doch edel nicht.“

Der zweite sprach; „ Auf meiner Reise
Sah ich, daß unachtsamer Weise
Ein armes Kind in einen See
Vom Ufer fiel. Ich ritt daneben
Schnell sprang ich nach, zog's in die Höh',
Und rettete des Kindes Leben.
Ein ganzes Dorf kann Zeugniß geben.“
„Du thatest“,—sprach der Greis —„mein Kind,
Was wir als Menschen schuldig sind.“

Der jüngste sprach: „Bei seinen Schafen
Fand ich an eines Abgrunds Rand
Einst meinen Feind—fest eingeschlafen.
Sein Leben war in meiner Hand.
Ich weckt ihn auf, zog ihn zurücke . . .“

„O!“—rief der Greis mit holdem Blicke—
„Dein ist der Ring: ein edler Muth
Thut Gutes dem, der Böses thut.“

C. W. Ramler.

---

4. Der Bauer und sein Sohn.

Ein guter dummer Bauernknabe,
Den Junker Hans einst mit auf Reisen nahm,
Und der, trotz seinem Herrn, mit einer guten Gabe,
Recht dreist zu lügen, wieder kam:
Ging, kurz nach der vollbrachten Reise,
Mit seinem Vater über Land.
Fritz, der im Geh'n recht Zeit zum Lügen fand,
Log auf die unverschämste Weise.
Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.
Ja, Vater, rief der unverschämte Knabe,
Ihr mögt mir's glauben oder nicht:
So sag' ich euch's und jedem in's Gesicht,
Daß ich einst einen Hund bei — — Haag gesehen habe,
Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt,
Der — — ja, ich bin nicht ehrenwerth,
Wenn er nicht größer war, als euer größtes Pferd!
Das, sprach der Vater, nimmt mich Wunder;
Wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge sehn.
Wir, zum Exempel, gehn jetzunder,
Und werden keine Stunde gehn:
So wirst du eine Brücke sehn,
(Wir müssen selbst darüber gehn)
Die hat dir Manchen schon betrogen;
Denn überhaupt soll's dort nicht gar so richtig sein.
Auf dieser Brücke liegt ein Stein,
An den stößt man, wenn man denselben Tag gelogen,
Und fällt, und bricht sogleich das Bein.
Der Bub' erschrak, sobald er dies vernommen.
Ach, sprach er, lauft doch nicht so sehr!
Doch wieder auf den Hund zu kommen,
Wie groß sagt' ich, daß er gewesen wär?
Wie euer größtes Pferd? Dazu will viel gehören.
Der Hund, jetzt fällt mir's ein, war erst ein halbes Jahr;
Allein das wollt' ich wohl beschwören,
Daß er so groß als mancher Ochse war.
Sie gingen noch ein gutes Stücke;
Doch Fritzen schlug das Herz. Wie konnt' es anders sein?
Denn Niemand bricht doch gern ein Bein.
Er sah nunmehr die richterische Brücke,
Und fühlte schon den Beinbruch halb.
Ja, Vater, fing er an, der Hund, von dem ich red'te,
War groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte,
So war er doch viel größer als ein Kalb.

Die Brücke kömmt. Fritz! Fritz! wie wird dir's gehen!
Der Vater geht voran; doch Fritz hält ihn geschwind.
Ach, Vater! spricht er, seid kein Kind,
Und, glaubt, daß ich dergleichen Hund gesehen!
Denn kurz und gut, eh' wir darüber gehen:
der Hund war nur so groß, wie alle Hunde sind.

Du mußt es nicht gleich übel nehmen,
Wenn hie und da ein Geck zu lügen sich erkühnt.
Lüg' auch, und mehr als er, und such' ihn zu beschämen:
So machst du dich um ihn und um die Welt verdient.

Ch. F. Gellert.

---

5. Das schlimmste Glied.

Das schlimmste Glied, das Menschen tragen,
Ist die Zunge, hör' ich sagen.
Die Zunge stiftet manchen Streit
Und argen, langwährenden Neid.
Was wir Uebels je vernommen,
Das ist zumeist von ihr gekommen.
Die Zunge reizet manchen Zorn
Das Leib und Seele wird verloren.
Die Zunge stiftet manche Noth,
Die Niemand wendet als der Tod.
Die Zunge manchen schändet,
Verstümmelt und verblendet.
Die Zunge hat kein Bein,
Und bricht doch Bein und Stein.
Die Zunge störet manches Land,
Und reizet auf zu Raub und Brand.
Wer eine böse Zunge hat,
Der übet manche Missethat.
Sie ist's, die Treue scheidet,
Der Lieb' die Lieb' verleidet.
Die Zunge Viel' entehret,
Ginge es nach dem Willen mein,
Manche Zunge müßte kürzer sein.

---

6. Der alte Schiffer

Ein alter Schiffer lebt' am Ostseestrand,
Den schon der Morgen stets am Meere fand:
In stiller Sehnsucht blickt' er da hinaus
Als wär' sein Herz nur auf der See zu Haus.
Sein Herz war dort, wo auch sein Schatz, ein Sohn,
Seit Jahren schlief im grünen Meere schon;
Vor seinen Augen hob ins feuchte Grab
Die Flut ihn einst aus leichtem Kahn hinab.

Schon flochten unten sein gebleicht Gebein,
Meerlilien mit grünen Blättern ein.
Doch in des Vaters gramgebeugter Brust
Umwob noch keine Hülle den Verlust.
Mit einer Trommel eilt er hin zur See
Und löst den Kahn und steuert auf die Höh'
Und schlägt, daß weithin tönt die Morgenluft,
In stillem Wahnsinn auf das Fell und ruft:
„Mein Sohn, mein Sohn! Und hörst du mich denn nicht?
O komm' herauf, bevor das Herz mir bricht!
Ich setz' in meinen Kahn dich neben mich;
O komm' herauf, nach Hause führ' ich dich!
Und bist du todt, so grab' ich dir ein Grab
Auf unserem Kirchhof, lege dich hinab
Und pflanze Blumen im Gebüsch umher.
Liegst dort wohl besser, als im kalten Meer!"
Er ruft—und ruft, bis längst die Sonn erblich!
Dann kehrt er um und murmelt still für sich:
Er hat's noch nicht gehört in seinem Haus;—
Nun morgen fahr ich weiter noch hinaus!
Und eines Morgens fuhr er auf die See
Und fuhr hinaus viel weiter wohl, als je;
Gewiß hat endlich ihn sein Sohn gehört,
Weil er am Abend nicht zurückgekehrt.

J. G. Sudl.

7. Der Pilgrim.

Noch in meines Lebens Lenze
War ich und ich wandert' aus;
Und der Jugend frohe Tänze
Ließ ich in des Vaters Haus.

All mein Erbtheil, meine Habe
Warf ich fröhlich glaubend hin;
Und am leichten Pilgerstabe
Zog ich fort mit Kindersinn.
Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
Und ein dunkles Glaubenswort:
„Wandle," rief's, „der Weg ist offen,
Immer nach dem Aufgang fort!

Bis zu einer gold'nen Pforten
Du gelangst, da gehst du ein;
Denn das Irdische wird dorten
Himmlisch, unvergänglich sein."

Abend ward's und wurde Morgen,
Nimmer, nimmer stand ich still;
Aber immer blieb's verborgen,
Was ich suche, was ich will.

Berge lagen mir im Wege;
Ströme hemmten meinen Fuß;
Ueber Schlünde baut' ich Stege,
Brücken durch den wilden Fluß.

Und zu eines Strom's Gestaden
Kam ich, der nach Morgen floß;
Froh vertrauend seinen Pfaden,
Warf ich mich in seinen Schooß.

Hin zu einem großen Meere
Trieb mich seiner Wellen Spiel:
Vor mir liegt's in weiter Leere;
Näher bin ich nicht dem Ziel.

Ach, kein Steg will dahin führen!
Ach, der Himmel über mir
Will die Erde nicht berühren;
Und das Dort ist niemals hier!

Fr. v. Schiller.

8. Der Schatzgräber.

Ein Winzer, der am Tode lag,
Rief seine Kinder her und sprach:
„In unserm Weinberg liegt ein Schatz;
Grabt nur darnach!“ „An welchem Platz?“
Schrie'n Alle laut den Vater an.
„Grabt nur!“ O weh! Da starb der Mann.
Kaum war er d'rauf zur Gruft gebracht,
So ward gegraben Tag und Nacht.
Mit Hacken, Karst und Spaten ward
Der Weinberg um und um gescharrt.
Da war kein Klotz der ruhig blieb;
Man warf die Erde gar durch's Sieb,
Und zog die Harken kreuz und quer
Nach jedem Steinchen hin und her,
Allein da ward kein Schatz gespürt,
Und Jeder hielt sich angeführt.
Doch kaum erschien das nächste Jahr.
So nahm man mit Erstaunen wahr,
Daß Jeder Weinstock dreifach trug,
Da wurden erst die Söhne klug,
Und gruben nun, Jahr ein Jahr aus,
Des Schatzes immer mehr heraus.

Gottfried August Bürger.

9. Der Vater Martin.

Der alte Vater Martin war
Mit Ehren sechsundachtzig Jahr.
Er schlich so matt, er schlich so schwer

An seinem Stab im Dorf' umher.
Sein Haupt, mit weißem Haar geschmückt,
War längst dem Grabe zugebückt.

Im Dorfe liebt ihn Groß und Klein;
Man lud zu jedem Fest ihn ein;
Man gab ihm stets den schönsten Kranz
Bei Hochzeitreih'n und Aerntetanz,
Denn Martin war so sanft, so gut,
Und scheuchte nicht den frohen Muth.

Das Lenzfest kam— die erste Nacht
Ward mit Gesang und Tanz vollbracht.
Da sammelte sich Groß und Klein
Und sang und sprang im Mondenschein.
Der alte Martin aber schlich
Zu seiner Freunde Gräbern sich.

Die Nacht war schön: ein Lüftchen nur
Durchzog des Kirchhofs stille Flur
Und lispelte mit sanftem Hauch
Im thaubeglänzten Rosenstrauch,
Der, frisch gepflanzt von lieber Hand,
Am Grabe eines Jünglings stand.

Der alte Martin seufzte schwer;
Er sah empor zum Sternenheer,
Und fiel auf's Grab, wo Anna schlief,
Voll heißer Andacht hin und rief;
„Ach, lieber Gott! ach, führe du
Den alten Martin auch zur Ruh'!

„All' meine Freund' und Nachbarn hier
Sind längst, du lieber Gott! bei dir;
Ich bin so einsam und allein,
Und möcht' auch gern dort oben sein!
Du lieber Gott, was soll ich doch
So spät auf deiner Erde noch!

„Ich bin so alt und lebenssatt;
Mein Geist ist schwach—mein Herz ist matt;
Mein zitternd Haupt ist silberweiß—
Was nützt hier, Herr, der matte Greis?
Ach, nimm ihn auf, und decke du
Sein müdes Herz mit Erde zu!“

Und Martins Bitte stieg zum Ohr
Des großen Herrn der Welt empor.
Er winkt' Erhörung seinem Fleh'n,
Und hieß den Todesengel geh'n,
Daß er bereitete sein Grab,
Und nähm ihm ab den Pilgerstab.

Der Engel wehte Trost und Ruh'
Dem armen Vater Martin zu;
Er trat zu ihm im Lichtgewand
Und reicht' ihm seine kalte Hand.
Er sprach zu Martin: „Küsse mich!"
Da küßt' ihn Martin und erblich.

Siegfried August Mahlmann.

---

10. Die seltsamen Menschen.

Ein Mann, der in der Welt sich trefflich umgeseh'n,
Kam endlich heim von seiner Reise.
Die Freunde liefen schaarenweise
Und grüßten ihren Freund; so pflegt es zu geschehen;
Da hieß es allemal: „Uns freut von ganzer Seele
Dich hier zu seh'n; und nun, — erzähle!"
Was ward da nicht erzählt! — „Hört," sprach er einst, „ihr wißt,
Wie weit von uns'rer Stadt zu den Huronen ist.
Elfhundert Meilen hinter ihnen
Sind Menschen, die mir seltsam schienen.
Sie sitzen oft bis in die Nacht
Beisammen fest auf einer Stelle
Und denken nicht an Gott und Hölle.
Da wird kein Tisch gedeckt, kein Mund wird naß gemacht:
Es könnten um sie her die Donnerkeile blitzen.
Zwei Heer' im Kampfe steh'n; sollt auch der Himmel schon
Mit Krachen seinen Einsturz drohn,
Sie blieben ungestöret sitzen;
Denn sie sind taub und stumm. Doch läßt sich dann und wann
Ein halb gebroch'ner Laut aus ihrem Munde hören,
Der nicht zusammenhängt und wenig sagen kann,
Ob sie die Augen schon darüber oft verkehren.
Man sah mich oft erstaunt zu ihrer Seite stehen;
Denn wenn dergleichen Ding geschieht,
So pflegt man öfters hinzugehen,
Daß man die Leute sitzen sieht.
Glaubt, Brüder, daß mir nie die gräßlichen Gebärden
Aus dem Gemüthe kommen werden,
Die ich an ihnen sah; Verzweiflung, Raserei,
Boshafte Freud' und Angst dabei,
Die wechselten in den Gesichtern,
Sie schienen mir, das schwör ich euch,
An Wuth den Furien, an Ernst den Höllenrichtern,
An Angst den Missethätern gleich!"—
„Allein was ist ihr Zweck?" so fragten hier die Freunde.
„Vielleicht besorgen sie die Wohlfahrt der Gemeinde?"
„Ach, nein!"—„So suchen sie der Weisen Stein?" — „Ihr irrt."—
„So wollen sie des Zirkels Viereck finden?—

„Nein!“—„So bereu'n sie alte Sünden?“—
„Das alles nicht.“—„So sind sie gar verwirrt!
Wenn sie nicht hören, reden, fühlen,
Noch seh'n, was thun sie denn?“—„Sie spielen!“

Lichtwer.

---

11. Die Türkenpfeife.

„Gott grüß' Euch, Alter! schmeckt das Pfeifchen?
Weis't her! ein Blumentopf
Von rothem Thon mit goldnen Reifchen!
Was wollt Ihr für den Kopf?“

„O Herr, den Kopf kann ich nicht lassen,
Er kommt vom bravsten Mann,
Der ihn, Gott weiß es, einem Bassen
Bei Belgrad abgewann.

„Da Herr, da gab es reiche Beute,
Es lebe Prinz Eugen!
Wie Grummet sah man uns're Leute
Der Türken Glieder mäh'n!“

„Ein ander Mal von Euren Thaten!
Hier, Alter! Seid kein Tropf!
Nehmt diesen doppelten Dukaten
Für Euren Pfeifenkopf.“

„Ich bin ein armer Kerl und lebe
Von meinem Gnadensold;
Doch, Herr, den Pfeifenkopf, den gebe
Ich nicht um alles Gold.

„Hört nur! Einst jagten wir Husaren
Den Feind nach Herzenslust;
Da schoß ein Hund von Janitscharen
Den Hauptmann in die Brust.

„Ich hob ihn flugs auf meinen Schimmel,
Er hätt' es auch gethan!
Und trug ihn sanft aus dem Getümmel
Zu einem Edelmann.

„Ich pflegte sein. Vor seinem Ende
Reicht er mir all sein Geld
Und diesen Kopf, drückt mir die Hände
Und blieb im Tod noch Held.

„Das Geld mußt du dem Wirthe schenken,
Der drei Mal Plündrung litt;
So dacht ich, und zum Angedenken
Nahm ich die Pfeife mit.

„Ich trug auf allen meinen Zügen
Sie wie ein Heiligthum,
Wir mochten weichen oder siegen,
Im Stiefel mit herum.

„Vor Prag verlor ich auf der Streife
Das Bein durch einen Schuß;
Da griff ich erst nach meiner Pfeife
Und dann nach meinem Fuß.“

„Ihr rührt mich, Alter, bis zu Zähren;
O, sagt , wie hieß der Mann?
Damit auch mein Herz ihn verehren
Und ihn beneiden kann.“

„Man hieß ihn nur den tapfern Walter;
Dort lag sein Gut am Rhein.“
„Das war mein Ahne, lieber Alter,
Und jenes Gut ist mein!

„Kommt, Freund, Ihr sollt bei mir nun leben,
Vergesset Eure Noth;
Kommt, trinkt mit mir von Walter's Reben
Und eßt von Walter's Brod.“

„Nun topp! Ihr seid sein wackrer Erbe,
Ich ziehe morgen ein;
Und Euer Dank soll, wenn ich sterbe,
Die Türkenpfeife sein.

Pfeffel.

---

12. Die Spartanische Mutter.

Der Fremde.

Wer ist das Weib am Grabmal dort?
Sie sitzet ohne Regung da
Und blickt auf einen Schild.

Der Spartaner.

Das ist des Lykomedes Weib.
Sie sitzt am Grabmal ihres Sohns,
Wie ein gehau'nes Marmorbild,
Und starrt auf seinen Schild.

Der Fremde.

Warum starrt sie so leblos hin
Auf ihres Sohnes Schild?

Der Spartaner.

Man trug den Sohn auf diesem Schild
Der Mutter in das Haus.

Der Fremde.

Wohl ihm, daß er so rühmlich fiel!
Schön ist der Tod für's Vaterland!
Das tröstet Sparta's Frau'n.

Der Spartaner.

Doch diese trauert tief gebeugt,
Die Morgensonne sieht ihr Leid,
Die Abendsonne auch.

Der Fremde.

Dann ist sie Sparta's Tochter nicht,
Ist ein gemeines Weib.

Der Spartaner.

O, Fremder, nimm dein Wort zurück!
Sie ist ein großes Weib.

Der Fremde.

Zeig' erst die That! Selbst folgt der Ruhm!

Der Spartaner.

Ihr Gatte fiel auf diesem Schild;
Auf diesem Schild ward er gebracht
Der Gattin in das Haus.
Sie weinte nicht!
Sie zog den Sohn zum Helden auf;
Und als der Knabe Jüngling ward,
Und als der Feind erschien,
Da gab sie ihm mit trocknem Blick
Des Vaters Schild und sprach:
„Komm nur mit ihm zurück,
Wo nicht, auf ihm.“

Der Fremde.

Tritt näher, Freund! ich will sie sehn,
Die dieses hohe Wort einst sprach!

Der Spartaner.

Sie sprach's zu einem Heldensohn.
Auf ihm, so dacht' er sich,
Flog wüthend in die heiße Schlacht,
Und flehte, fallend auf den Schild:
„Eh' ich noch sterbe, traget mich
In meiner Mutter Haus!“
Und auf dem Schilde trugen sie
Zur Mutter still den Sohn.
Und als der Sohn die Mutter sah:
„Auf ihm!“ so rief er— starb.

Der Fremde.

Ach, armes Weib, dir brach das Herz.

Der Spartaner.

Still sah sie seinen Tod
Und still die Leichenfeier an —
Sie weinte nicht!
Doch täglich, wenn der Morgen graut,
Flieht sie das kinderleere Haus.
Und fragt ein Bürger sie: wohin?
So sagt sie hoch und ernst und kalt:
„Dem Sohne bring' ich seinen Schild,
Er fiel auf ihm für's Vaterland.“

v. Collin.

---

13. Die Geschichte von dem Hute.

Der Erste, der mit kluger Hand
Der Männer Schmuck, den Hut, erfand,
Trug seinen Hut unaufgeschlagen;
Die Krempen hingen flach herab;
Und dennoch wußt' er ihn zu tragen,
Daß ihm der Hut ein Anseh'n gab.
Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den runden Hut dem nächsten Erben.

Der Erbe weiß den runden Hut
Nicht recht gemächlich anzugreifen:
Er sinnt und wagt es kurz und gut,
Er wagt's, zwei Krempen anzusteifen.
Drauf läßt er sich dem Volke seh'n;
Das Volk bleibt vor Bewund'rung stehn,
Und schreit: „Nun läßt der Hut erst schön!
Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den aufgesteiften Hut dem Erben.

Der Erbe nimmt den Hut und schmählt:
„Ich,“ spricht er, „sehe wohl, was fehlt.“
Er setzt darauf mit weiserm Muthe
Die dritte Krempe zu dem Hute.
„O“, rief das Volk, „der hat Verstand!
Seht was ein Sterblicher erfand!
Er, er, erhöht sein Vaterland!“
Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den dreifach spitzen Hut dem Erben.

Der Hut war freilich nicht mehr rein;
Doch sagt', wie konnt' es anders sein?
Er ging schon durch die vierten Hände.
Der Erbe färbt ihn schwarz, damit er was erfände.
„Beglückter Einfall!“ rief die Stadt,
So weit sah Keiner noch, als der gesehen hat.
Ein weißer Hut ließ lächerlich;
Schwarz, Brüder, schwarz! So schickt es sich!“

Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den schwarzen Hut dem nächsten Erben.

Der Erbe trägt ihn in sein Haus,
Und sieht, er ist sehr abgetragen;
Er sinnt und sinnt das Kunststück aus,
Ihn über einen Stock zu schlagen.
Durch heiße Bürsten wird er rein;
Er faßt ihn gar mit Schnüren ein.
Nun geht er aus, und Alle schrei'n:
„Was seh'n wir? Sind es Zauberei'n?
Ein neuer Hut! O glücklich Land,
Wo Wahn und Finsterniß verschwinden
Mehr kann kein Sterblicher erfinden,
Als dieser große Geist erfand!"

Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den umgewandten Hut dem Erben.

Erfindung macht den Künstler groß
Und bei der Nachwelt unvergessen;
Der Erbe reißt die Schnüre los,
Umzieht den Hut mit gold'nen Tressen,
Verherrlicht ihn durch einen Knopf
Und drückt ihn seitwärts auf den Kopf.
Ihn sieht das Volk und taumelt vor Vergnügen:
„Nun ist die Kunst erst hoch gestiegen!
Ihm", schrie es, „ihm allein ist Witz und Geist verlieh'n,
Nichts sind die Andern gegen ihn!"

Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den eingefaßten Hut den Erben.
Und jedes Mal ward die erfund'ne Tracht
Im ganzen Lande nachgemacht.

* *
*

Was mit dem Hute sich noch ferner zugetragen,
Will ich im zweiten Buche sagen.
Der Erbe ließ ihm nie die vorige Gestalt.
Das Außenwerk war neu; er selbst, der Hut, blieb alt.
Und, daß ich's kurz zusammenzieh',
Es ging dem Hute fast, wie der Philosophie.
Chr. F. Gellert.

---

14. Der Tod und seine Kandidaten.

Der Erde mächtigster Despot,—
Nicht Hindostans, nicht Stambuls Kaiser
Der Fürst der Mitternacht, der Tod,
Versammelte die beiden Häuser
Vor seinem schwarzen Parlament.

Nach einem kurzen Kompliment
Sprach er: Zum Wachsthum unsrer Staaten
Fehlt ein Vezier, der in dem Reich
Die Volkszahl mehre. Meldet Euch
Wer Ihr auch seid, Ihr Kandidaten
Aus unsrer Dienerschaft!" Er schwieg.
Die Gicht, das Fieber und der Krieg
Verrannten sich den Weg, und traten
Mit des Verdienstes edlem Stolz
Vor seinen Thron von Ebenholz.
Ich bin, „sprach jeder," unter allen
Der Treuste deiner Kronvasallen
Der Erdball und das Schattenland
Bezeugen es." Der Sultan blickte
Sie huldreich an. Der Reichstag fand
Die Auswahl schwer. Nach ihnen rückte
Die bleiche Pest aus ihrem Sitz:
„Monarch," rief sie mit bitterm Witz,
„Ich will mir selbst nicht Weihrauch streuen
Mein Lob steht in den Litaneien."
Der König klatschte, daß sein Thron
Zu wackeln schien, und wollte schon
Das Ehrenamt der Pest verleihen
Als sich ein neuer Postulant,
Ein Doktor in der Heilkunst, nahte.
„Sir," sprach er, „Dir und deinem Rathe
Ist mein Verdienst schon längst bekannt;
Von meinem glücklichen Talente
Enthält mein Kirchhof und dein Staat
Ein manches hundert Monumente."
Indem der Fürst mit dem Senat
Den Antrag reiflich überdachte,
Erschien ein neuer Kandidat
Der allem Zwist' ein Ende machte.
Er sah bisher nur aus der Thür
Den seltnen Rangstreit an, und lachte,
Nun trat er vor und sagte: „Sir"
Bist du gerecht, so wirst du mir,
Nur mir, das Erzamt zuerkennen,
Denn alle diese Prahler hier
Sind Pfuscher gegen mich zu nennen
Dir lodert stets mein Brandaltar;
Dir weih' ich jeden Tag zum Feste;
Du bist es, dem ich jedes Jahr
Ein dutzend Hekatomben mäste."
„Ei!" rief der Schach, „so sage doch,
Wer bist du, Fremdling?"—„Sir, ein Koch."

Pfeffel.

---

15. Kaiser Albrechts Hund.

Voll Unmuth und ergriffen von finsterm Menschenhaß,
Zu Wien in seiner Hofburg der Kaiser Albrecht saß.
Ihm durfte Niemand nahen, er wollte Niemand sehn;
Er ließ die Weltgeschäfte, so wie sie wollten, gehn.
Die nahmen für ihn freilich wohl ärgerlichen Lauf:
Unruhig war der Deutsche; der Schweizer stand schon auf;
Der Schabe wollte Hansen; doch Hansens Uebermuth,
Der machte ja vor allem dem Kaiser böses Blut.
Oft rief er seinem Hunde, der Hund war ihm getreu.
„Steh du mir, treuer Packan, vor falschen Menschen bei!“
Da kroch der Bullenbeißer so gleich an seinen Ort,
Hielt an der Thüre Wache und jagte jeden fort.
Die Schranzen nahten leise, da hob er nur den Kopf
Und knurrte, hei! sie flohen, als hielt' er sie am Zopf.
Der Marschall einstolziert, den springt er grimmig an,
Und schnell hinaus zur Pforte treibt er den stolzen Mann
Nun Herzog Leupold nahet mit leichtem Jünglingsschritt.
Es kennt der Hund von weitem des Kaisersohnes Tritt;
Er eilet ihm entgegen und wedelt mit dem Schwanz,
Umhüpft ihn auf zwei Beinen in freudelichem Tanz.
Die Tatzen auf den Schultern, gibt er ihm manchen Kuß.
Der Herzog sanft erwidert durch Streicheln seinen Gruß;
Jetzt schiebt er ihn zur Seite, rasch wandelnd hin zur Schwell':
Da springt der Hund inzwischen mit Winseln und Gebell
Und faßt mit Kraft den Mantel und zerrt den Herrn zurück,
Und schmeichelt ihm nun wieder mit flehendlichem Blick:
Schon ward der Herr unwillig und gab ihm einen Stoß
Und ging in Doppelschritten rasch auf die Thüre los.
Der Hund kennt seine Pflichten und setzet nach in Hast;
Am Halse schnell den Kragen er fest den Herzog faßt.
Da ballt die Faust Herr Leupold und gibt ihm einen Schlag,
Der Hund hällt nie mehr Wache: wohl war's sein letzter Tag.
Wie klug nun auch der Herzog die Flucht in Eile nahm,
Nur allzubald die Mähre vor Albrechts Ohren kam:
„Man habe vor der Thüre den Hund gefunden todt,
Erschlagen ohne Zweifel: der Boden sei noch roth.“
Der Herr, unmaßen grimmig, berief den ganzen Hof:
Die Ritter und die Frauen, den Knappen und die Zof',
Die Söhne mit Herrn Hansen; dem ward er nimmer gut.
Ihm zieh er schon im stillen des treuen Packans Blut
Der Hof war nun versammelt, der Herr im Thronstuhl sitzt:
Sein vorgetret'nes Auge, ganz blutdurchströmet, blitzt;
Es bebet ihm die Lippe, ha! furchtbar anzuschau'n;
Darum wohl fühlet Leupold im Herzen heimlich Graun.
Nun donnert Kaiser Albrecht: „Der Hund war meine Lust,
Das war von Euch wohl jedem seit Jahren her bewußt.
Recht mich in's Herz zu kräncken traf ihn der Todesschlag;

Doch zittern mag der Mörder! Die That' muß an den Tag!
Wer mir den Thäter kündet, und sei's ein schlechter Knecht,
Belohn' ich reich mit Gütern aus vollem Kaiserrecht.
Doch weh' dem falschen Mörder: Er soll von meinem Thron
Entfliehen, wie ein Bettler, und wär's mein eigner Sohn!"
Da sieht Leupold beben der schöne Friederich;
Schnell zu des Vaters Füßen hin wirft er flehend sich
Und ruft: »Verzeihung Vater! ich schlug den Packan todt:
Er fiel mich an so wüthend; es that mir, wahrlich, noth."
Und Albrecht, sich vergessend, die Hand empor nun schwieg;
Doch schneller aus den Schaaren, vorfliegend, Leupold dringt
Und fängt die Hand des Kaisers und rufet: "Vater, halt!
Mich trifft ja nur nach Rechten nun deines Zorns Gewalt.
Mein Friederich nicht lüge! Wie bist du gar so gut!
Für mich zu sterben, wahrlich, das hättest du wohl Muth;
Doch solchen Hund zu tödten, hast du wohl nicht die Kraft;
Hab ich doch selbst zum Schlage mich ganz emporgerafft!
Schnell Friederich entgegnet: Nicht traue seinem Wort:
Er will mich retten, Vater, will in die Welt nun fort.
Stets strebt zum heil'gen Lande sein ehrbegier'ger Sinn,
Doch hätt' wohl Oestereich nimmer von diesem Zug Gewinn:"
Durch Gott!" aufbrauset Leupold. — Wohl zeugt es meine Hand:
Noch ist vom Schlag sie blutig und auch des Wamses Rand.
Jetzt magst du, Herr, mich bannen aus deinem Angesicht.
Es sei; nur, Herr, entziehe mir deinen Segen nicht!"
Dem guten Friederiche das Aug in Thränen schwebt:
Schnell um den Hals des Bruders er nun laut schluchzend fällt
Der Kaiser beide Augen sich mit den Händen drückt,
Dann schnell zu seinen Söhnen sich liebvoll niederbückt
Und leget ihre Häupter wohl sanft an seine Brust,
Sie küssend und sie herzend mit wahrer Vaterlust.
Es sieht der Hof mit Staunen, der strenge Kaiser weint.
Das hätten sie von Albrecht wohl nimmer mehr gemeint.
Und darauf spricht der Kaiser zum edlen Brüderpaar:
"Zwei Dinge werden plötzlich nun meinem Geiste klar:
Der Mensch ist doch nicht böse, kommt gut aus Gottes Hand;
Gelobet sei der Höchste, daß ich Euch gut befand!
Und Habsburg kann nicht sinken, wenn seine Söhne sich
So brüderlich stets lieben, so fest, so inniglich.
Und wie die Feinde drängen, und wie der Meut'ner bellt
Ihr Brüder stellt Euch siegend entgegen einer Welt!"

---

16. Johann der Seifensieder.

Johann, der muntre Seifensieder,
Erlernte viele schöne Lieder
Und sang mit unbesorgtem Sinn
Vom Morgen bis zum Abend hin.

Sein Tagwerk konnt' ihm Nahrung bringen,
Und wenner aß, so mußt er singen,
Und wenn er sang, so war's mit Lust,
Aus vollem Hals und freier Brust.
Beim Morgenbrod, beim Abendessen
Blieb Ton und Triller unvergessen;
Der schallte recht, und seine Kraft
Durchdrang die halbe Nachbarschaft.
Man horcht, man fragt: Wer singt schon wieder?
Wer ist's — Der muntre Seifensieder·
Nun wohnte diesem in der Nähe
Der Sprößling einer reichen Ehe,
Der, stolz und steif und bürgerlich,
Im Schmausen keinem Fürsten wich,
Der stets zu halben Nächten saß
Und ausgesuchte Speisen aß.
Und wenn dann mit den Morgenstunden
Sein erster Schlaf sich eingefunden,
So ließ ihm den Genuß der Ruh'
Der nahe Sänger nimmer zu.
O Jammer mit dem Seifensieder!
Kaum schließ ich meine Augenlieder,
So lärmt und schreit mir der schon wieder,
Und keine Ruh' wird mir zu Theil;
Ach, wär' der Schlaf wie Austern feil!
Da hat er's endlich ausgesonnen!
Er läßt den Sänger zu sich kommen
Und spricht: Mein lust'ger Johann,
Wie geht es Euch? Wie fangt Ihr's an?
Es rühmt ein Jeder Eure Waare;
Sagt, wie viel bringt sie Euch im Jahre?—
Im Jahre, Herr? Mir fällt nicht bei,
Wie groß im Jahr mein Ausfall sei.
So rechn' ich nicht! Ein Tag bescheeret,
Was der, der auf ihn kommt, verzehret;
Dies folgt im Jahr, ich weiß die Zahl,
Dreihundert fünfundsechszig Mal. —
Ganz recht! doch könnt Ihr mir's nicht sagen,
Was pflegt ein Tag wohl einzutragen?
Mein Herr, Ihr forschet allzu sehr;
Dur eine wenig, mancher mehr,
So wie es fällt; jedoch zur Klage
Bringt mich nicht mancher meiner Tage,
Dies schien den Reichen zu erfreu'n.
Hans, spricht er, du sollst glücklich sein.
Jetzt bist du nur ein schlichter Prahler;
Da hast du baare fünfzig Thaler,
Nur unterlaß mir den Gesang!
Das Geld hat einen bessern Klang.

Er dankt und schleicht mit scheuem Blicke,
Mit mehr als dieb'scher Furcht zurücke.
Er herzt den Beutel, den er hält,
Und zählt und wägt und schwenkt das Geld,
Das Geld, den Ursprung neuer Freude
Und seiner Augen süße Weide.
Es wird mit stummer Lust beschaut,
Und einem Kasten anvertraut,
Den Band und starke Schlösser hüten,
Beim Einbruch Dieben Trotz zu bieten,
Und den er selbst im Traum der Nacht
Mit sorgenvoller Angst bewacht.
Sobald sich nur der Haushund reget,
Sobald der Kater sich beweget,
Durchsucht er alles, bis er glaubt,
Daß ihn kein frecher Dieb beraubt.
Er lernt zuletzt, je mehr er spart,
Wie sich mit Reichthum Sorge paart,
Und wie des Geldes dunkle Freuden
Den Menschen von der Freiheit scheiden,
Die nur in reine Seelen strahlt,
Und deren Glück kein Gold bezahlt.
Dem Nachbar, den er stets gewecket,
Bis er das Geld ihm zugestecket,
Dem stellt er bald aus Lust zur Ruh'
Den vollen Beutel wieder zu
Und spricht: „Herr, lehrt mich beſſ're Sachen,
Als statt des Singens Geld bewachen!
Nehmt immer Euren Beutel hin
Und laßt mir meinen frohen Sinn!
Fahrt fort mich heimlich zu beneiden,
Ich tausche nicht mit euren Freuden.
Der Himmel hat mich recht geliebt,
Der mir die Stimme wieder gibt.
Was ich gewesen, werd' ich wieder:
Johann, der munt're Seifensieder."

Hagedorn.

---

17. Des Bauernknaben Beschreibung der Stadt.

Vater, laßt mich zu Athem kommen!
Das war was Prächtiges in der That!
Mein Pathe, Ihr wißt, hat mich mitgenommen
In die große, herrliche Stadt.
Es ist ja da drinnen grad wie im Himmel,
Im Kopfe geht's mir immer noch rund um und um;
Man wird in dem schrecklichen Lärm und Getümmel,
Ihr könnt mir es glauben, ordentlich dumm.
Das ist ein Thurm, potz Donner und Hagel!

Der reicht Euch fast in die Wolken hinein!
Der unsrige ist gegen den nur ein Nagel,
Und inwendig soll er noch höher sein.
Die Häuser sehen alle aus wie die Schlösser,
Sie sind, so wahr ich kein Lügner bin,
So groß als unser Schloß, wo nicht größer;
Da wohnen gewiß nur Verwalter drin.
Doch hat's mich gewundert, das muß ich Euch sagen,
Die Thüren von manchem Haus sind so klein,
Da kann ja kein heubeladener Wagen,
Nicht einmal ein rechtschaffener Ochse hinein!
Auch hab' ich keine Gärten gesehen,
Nicht Wiesen, noch Aecker bei einem Haus;
So eingesperrt, Vater, könnt' ich nicht bestehen!
Sie sehen auch alle so bleichwangig aus.
Die Wagen sind prächtig, mit Gold auch beschlagen;
Doch eines ist närrisch, das klärt mir mal auf!
Die Schlechtgekleideten sitzen im Wagen,
Und die goldnen und Silbernen stehn hinten drauf.
Und entweder müssen's den Hafer sparen,
Oder so ein Herr muß gewichtig sein;
Denn will er nur durch ein Paar Gassen fahren,
So spannen's ihm oft gar vier Pferde ein.
Und Leute gibt's, Vater, in allen Straßen,
Sie stoßen einen bald her und bald hin,
Das hab' ich mir einmal nicht nehmen lassen,
Es ist ein ewiger Kirchtag da drin.
Ich bin mit dem Pathen im Wirthshaus gewesen,
Da hat man Speisen und Braten vollauf;
Kein Mensch kann den ganzen Zettel durchlesen,
Und das Beste, die Knödel, stehn doch nicht drauf.
Kurzum! die Stadt hat mir gut gefallen,
Doch bin ich wie närrisch, zum Wagen gerannt;
Als ich hörte des Peters Peitsche knallen,
Und als er rief: „Es ist angespannt!“
Und wie hinter mir war der Häuserhaufen,
Da schrie und jauchzte ich laut vor Lust.
Jetzt, Vater, laßt auf die Wiese mich laufen,
Denn immer noch ist es mir eng um die Brust.

Castelli.

---

18. Der Glockenguß zu Breslau.

War einst ein Glockengießer
Zu Breslau in der Stadt,
Ein ehrenwerther Meister,
Gewandt in Rath und That.

Er hatte schon gegossen
Viel Glocken, gelb und weiß,
Für Kirchen und Kapellen
Zu Gottes Lob und Preis.

Und seine Glocken klangen
So voll, so hell, so rein;
Er goß auch Lieb' und Glauben
Mit in die Form hinein.

Doch aller Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Das ist die Sünderglocke
Zu Breslau in der Stadt.

Im Magdalenenthurme
Da hängt das Meisterstück,
Rief schon manch starres Herze
Zu seinem Gott zurück.

Wie hat der gute Meister
So treu das Werk bedacht!
Wie hat er seine Hände
Gerührt bei Tag und Nacht!

Und als die Stunde kommen
Daß alles fertig war,
Die Form ist eingemauert,
Die Speise gut und gar.

Da ruft er seinen Buben
Zur Feuerwacht herein:
„Ich laß auf kurze Weile
Beim Kessel dich allein.

„Will mich mit einem Trunke
Noch stärken zu dem Guß;
Das gibt der zähen Speise
Erst einen vollen Fluß.

„Doch hüte dich und rühre
Den Hahn mir nimmer an;
Sonst wär' es um dein Leben,
Fürwitziger, gethan!“

Der Bube steht am Kessel,
Schaut in die Gluth hinein;
Das wogt und wallt und wirbelt,
Und will entfesselt sein.

Und zischt ihm in die Ohren,
Und zuckt ihm durch den Sinn,
Und zieht an allen Fingern
Ihn nach dem Hahne hin.

Er fühlt ihn in den Händen
Er hat ihn umgedreht; —
Da wird ihm angst und bange,
Er weiß nicht, was er thät.

Und läuft hinaus zum Meister,
Die Schuld ihm zu gestehn;
Will seine Knie umfassen
Und ihn um Gnade flehn.

Doch wie der nur vernommen
Des Knaben erstes Wort,
Da reißt die kluge Rechte
Der jähe Zorn ihm fort.

Er stößt sein scharfes Messer
Dem Buben in die Brust,
Dann stürzt er nach dem Kessel,
Sein selber nicht bewußt;

Vielleicht, daß er noch retten,
Den Strom noch hemmen kann;
Doch sieh, der Guß ist fertig,
Es fehlt kein Tropfen dran.

Da eilt er abzuräumen,
Und sieht, und will's nicht sehn,
Ganz ohne Fleck und Makel
Die Glocke vor sich stehn.

Der Knabe liegt am Boden,
Er schaut sein Werk nicht mehr.
Ach Meister, wilder Meister,
Du stießest gar zu sehr!

Er stellt sich dem Gerichte,
Er klagt sich selber an!
Es thut den Richtern wehe
Wohl um den wackern Mann.

Doch kann ihn keiner retten
Und Blut will wieder Blut;
Er hört sein Todesurtel
Mit ungebeugtem Muth.

Und als der Tag gekommen,
Daß man ihn führt hinaus,
Da wird ihm angeboten
Der letzte Gnadenschmaus.

„Ich dank Euch,“ sprach der Meister
„Ihr Herren lieb und werth,
Doch ein andre Gnade
Mein Herz von Euch begehrt:

"Laßt mich doch einmal hören
Der neuen Glocke Klang!
Ich hab' sie ja bereitet,
Möcht' wissen, ob's gelang."

Die Bitte ward gewähret,
Sie schien den Herrn gering,
Die Glocke ward geläutet,
Als er zum Tode ging.

Der Meister hört sie klingen,
So voll, so hell, so rein;
Die Augen gehn ihm über,
Es muß vor Freude sein.

Und seine Blicke leuchten,
Als wären sie verklärt;
Er hatt' in ihrem Klange
Wohl mehr als Klang gehört.

Hat auch geneigt den Nacken
Zum Streich voll Zuversicht;
Und was der Tod versprochen,
Das bricht das Leben nicht.

Das ist der Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Die Magdalenenglocke
Zu Breslau in der Stadt.

Die ward zur Sünderglocke
Seit jenem Tag geweiht;
Weiß nicht, ob's anders worden
In dieser neuen Zeit.

Müller.

---

19. Die Sonne bringt es nicht an den Tag.

Gemächlich in der Werkstatt saß
Zum Frühtrunk Meister Nicolas,
Die junge Hausfrau schenkt ihm ein,
Es war im heitern Sonnenschein—
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Die Sonne blinkt von der Schale Rand,
Malt zitternde Kringeln an die Wand.
Und wie er den Schein in's Auge faßt,
Spricht er für sich, indem er erblaßt:
Du bringst es doch nicht an den Tag.

Wer nicht! Was nicht? Die Frau fraget gleich—
Was stierst du so an? Was wirst du so bleich?
Und er darauf: sei still, nur still;
Ich's doch nicht sagen kann noch will—
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Die Frau nun dringender forscht und fragt,
Mit Schmeicheln ihn und Hadern plagt,
Mit süßem und mit bitterm Wort
Sie fragt und plagt ihn fort und fort:
Was bringt die Sonne nicht an den Tag.

Nein, nimmermehr!—Du sagst es mir noch.—
Ich sag' es nicht.—Du sagst es mir doch.—
Da ward zuletzt er müd' und schwach,
Und gab der Ungestümen nach.—
Die Sonne bringt es an den Tag.

Auf der Wanderschaft,'s sind zwanzig Jahr,
Da traf es mich einst gar sonderbar,
Ich hatt' nicht Geld, noch Ranzen, noch Schuh',
War hungrig und durstig und zornig dazu—
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Da kam mir just ein Jud' in die Quer',
Ringsher war's still und menschenleer.
Du hilfst mir, Hund, aus meiner Noth!
Den Beutel her, sonst schlag' ich dich todt!
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Und er: Vergieße nicht mein Blut!
Acht Pfennige sind mein ganzes Gut!
Ich glaubt ihm nicht und fiel ihn an;
Es war ein alter, schwacher Mann.
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

So rücklings lag er blutend da;
Sein brechendes Aug' in die Sonne sah;
Noch hob er zuckend die Hand empor,
Noch schrie er röchelnd mir in's Ohr:
Die Sonne bringt es an den Tag.

Ich macht' ihn schnell noch vollends stumm,
Und kehrt' ihm die Taschen um und um;
Acht Pfennige, das war das ganze Geld.
Ich scharrt' ihn ein auf selbigem Feld.
Die Sonne bringt's, nicht an den Tag.

Dann zog ich weiter und weiter hinaus,
Kam hier in's Land, bin jetzt zu Haus.
Du weißt nun meine Heimlichkeit,
So halte den Mund und sei gescheidt!
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Wenn aber sie so flimmernd scheint,
Ich merk' es wohl was sie da meint,
Wie sie sich müht und sich erbos't.
Du, schau' nicht hin und sei getrost.
Sie bringt es doch nicht an den Tag,

So hatte die Sonne eine Zunge nun,
Die Frauenzungen ja nimmer ruh'n.
Gevatterin, um Jesus Christ!
Laßt Euch nicht merken, was Ihr nun wißt.
  Nun bringt es die Sonne an den Tag.

Die Raben ziehen krächzend zumal
Nach dem Hochgericht zu halten ihr Mahl.
Wen flechten sie auf's Rad zur Stund'?
Was hat er gethan? Wie ward es kund?
  Die Sonne bracht' es an den Tag.

Ad. Chamisso.

IV. Theil.

Balladen und Legenden.

1. Schwert und Pflug.

Einst war ein Graf, so geht die Mähr,
Der fühlte, daß er sterbe,
Die beiden Söhnen rief er her.
Zu theilen Hab' und Erbe.

Nach einem Pflug, nach einem Schwert
Rief da der alte Degen,
Das brachten ihm die Söhne werth
Da gab er seinen Segen.

„Mein erster Sohn, mein stärkster Sproß.
Du sollst das Schwert behalten,
Die Berge mit dem stolzen Schloß
Und aller Ehre walten.

„Doch dir, nicht minder liebes Kind,
Dir sei der Pflug gegeben,
Im Thal, wo stille Hütten sind,
Dort magst du friedlich leben."

So starb der lebensmüde Greis,
Als er sein Gut vergeben;
Die Söhne hielten sein Geheiß
Treu durch ihr ganzes Leben.

Doch sprecht, was ward denn aus dem Stahl,
Dem Schlosse und dem Krieger?
Was ward denn aus dem stillen Thal,
Was aus dem schwachen Pflüger?

O fragt nicht nach der Sage Ziel,
Euch künden's rings die Gauen:
Der Berg ist wüst, das Schloß zerfiel,
Das Schwert ist längst zerhauen.

Doch liegt das Thal voll Herrlichkeit
Im lichten Sonnenschimmer,
Da wächst und reift es weit und breit,
Man ehrt den Pflug noch immer.

Wolfg. Müller.

2. Der reichste Fürst.

Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Werth und Zahl,
Saßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.

„Herrlich, sprach der Fürst von Sachsen,
„Ist mein Land und seine Macht:
Silber hegen seine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht.“

„Seht mein Land in üpp'ger Fülle,“
Sprach der Pfalzgraf von dem Rhein,
„Goldne Saaten in den Thälern,
Auf den Bergen edler Wein.“

„Große Städte, reiche Klöster,“
Ludwig, Herr zu Baiern, sprach,
„Schaffen, daß mein Land dem euren
Wohl nicht steht an Schätzen nach.“

Eberhard, der mit dem Barte,
Würtembergs geliebter Herr,
Sprach: „Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer;

Doch ein Kleinod hält's verborgen,
Daß in Wäldern, noch so groß,
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schooß.“

Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Baiern, der vom Rhein:
„Graf im Bart, ihr seid der Reichste,
Euer Land trägt Edelstein.“

Just. Kerner.

3. Der Schatzgräber.

Arm am Beutel, krank am Herzen,
Schlepp' ich meine langen Tage.
Armuth ist die größte Plage,
Reichthum ist das höchste Gut!

Und zu enden meine Schmerzen,
Ging ich, einen Schatz zu graben.
Meine Seele sollst du haben!
Schrieb ich hin mit eignem Blut.

Und so zog ich Kreis' um Kreise,
Stellte wunderbara Flammen,
Kraut und Knochenwerk zusammen;
Die Beschwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weise
Grub ich nach dem alten Schatze
Auf dem angezeigten Platze;
Schwarz und stürmisch war die Nacht.

Und ich sah ein Licht von weitem,
Und es kam gleich einem Sterne
Hinten aus der fernsten Ferne,
Eben als es zwölfe schlug.
Und da galt kein Vorbereiten,
Heller war's mit einem Male
Von dem Glanz der vollen Schale,
Die ein schöner Knabe trug.

Holde Augen sah ich blinken
Unter dichtem Blümenkranze:
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis herein.
Und er hieß mich freundlich trinken;
Und ich dacht': es kann der Knabe
Mit der schönen lichten Gabe
Wahrlich nicht der Böse sein.

Trinke Muth des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
Kommst, mit ängstlicher Beschwörung,
Nicht zürück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens.
Tages Arbeit! Abends Gäste;
Saure Wochen! Frohe Feste!
Sei dein künftig Zauberwort.

J. W. Goethe.

---

4. Der Sänger.

Was hör' ich draußen vor dem Thor
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
Laßt mir herein den Alten.

Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch; ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergetzen.

Der Sänger drückt' die Augen ein
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten muthig drein,
Und in den Schooß die Schönen.
Der König dem das Lied gefiel.
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
Eine goldne Kette reichen.

Die goldne Kette gib mir nicht
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die andre Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen.

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
O Trank voll süßer Labe!
O wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke.

J. W. Goethe.

---

5. Erlkönig.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm.
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?—
Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und mit Schweif?—
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif.—

„Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
„Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
„Manch bunte Blumen sind an dem Strand!
„Meine Mutter hat manch' gülden Gewand!“

Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht?
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind:
In dürren Blättern säuselt der Wind.—

„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
„Meine Töchter sollen dich warten schön;
„Meine Töchter führen den nächtlichen Reih'n
„Und wiegen und tanzen und singen dich ein.“

Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort?—
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau:
Er scheinen die alten Weiden so grau.—

„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
„Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt.“—
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan!

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Müh' und Noth;
In seinen Armen das Kind war todt.

J. W. Goethe.

---

6. Hans Euler.

„Horch, Marthe, draußen pocht es! Geh, laß den Mann herein!
Es wird ein armer Pilger, der sich verirrte sein.—
Grüß' Gott, du schmucker Krieger! Nimm Platz an unserm Tisch!
Das Brod ist weiß und locker, der Trank ist hell und frisch.“

„ „Es ist nicht Trank, nicht Speise, wonach es Noth mir thut;
Doch so Ihr seid Hans Euler so will ich Euer Blut!
Wißt Ihr, vor Monden hab' ich Euch noch als Feind bedroht,
Dort hatt' ich einen Bruder, den Bruder schlugt Ihr todt.

„ „Und als er rang am Boden, da schwur ich es ihm gleich,
Das ich ihn wollte rächen, früh oder spät an Euch!“ “
„Und hab' ich ihn erschlagen, so war's im rechten Streit,
Und kommt Ihr ihn zu rächen, wohlan ich bin bereit!

„Doch nicht im Hause kämpf' ich, nicht zwischen Thür und Wand:
Im Angesichte dessen, wofür ich stritt und stand!
Den Säbel, Marthe, weißt du, womit ich ihn erschlug;
Und soll ich nimmer kommen:—Tyrol ist groß genug!“

Sie gehen miteinander den nahen Fels hinan,—
Sein gülden Thor hat eben der Morgen aufgethan;
Der Hans voran, der Fremde recht rüstig hinterdrein;
Und höher stets mit Beiden der liebe Sonnenschein.

Nun steh'n sie an der Spitze,— da liegt die Alpenwelt,
Die wunderbare, große, vor ihnen aufgehellt:
Gesunk'ne Nebel zeigen der Thäler reiche Lust,
Mit Hütten in den Armen, mit Heerden an der Brust.

Dazwischen Riesenbäche, darunter Kluft an Kluft,
Daneben Wälderkronen, darunter freie Luft
Und sichtbar nicht, doch fühlbar von Gottes Ruh' umkreis't,
In Hütten nnd in Herzen der alten Treue Geist.

Das seh'n die Beiden oben,—dem Fremden sinkt die Hand;
Hans aber zeigt hinunter auf's liebe Vaterland:
„Für das hab' ich gefochten, dein Bruder hat's bedroht;
Für das hab' ich gestritten, für das schlug ich ihn todt!“

Der Fremde sieht hinunter, sieht Hansen ’s Gesicht;
Er will den Arm erheben, den Arm erhebt er nicht.
„„Und hast du ihn erschlagen, so war's im rechten Streit;
Und willst du mir verzeihen, komm Hans, ich bin bereit!““

Joh. Gabriel Seidl.

7. Der Wunsch.

Ein Neidhart und ein Geiziger gesellten
Lustwandelnd einst zum heiligen Martin sich.
Und fingen an, um selbst für brav zu gelten,
Die ganze Welt zu mäkeln und zu schelten.
Der Bischof schwieg bei ihrer Zungen Stich.
Sie sprechen dann zu ihrem Eigenlobe,
Und Jeder rief: „Ich bin ein Biedermann!“
Der Heil'ge kannte sie und sann
Auf eine scharfe Herzensprobe.
Er sprach; „Ihr Ehrenmänner habt
Als gute Ehrenmänner euch erklärt.
Und dadurch wohl verdient, daß ihr nicht unbegabt
Von mir zurück in eure Hütten kehret.
Wohlan, euch sei ein Wunsch gewähret!—
Doch einem nur ist freigestellt,
Was ihn gelüstet, zu verlangen.
Wer dieses Wunsches sich enthält,
Bleibt dennoch auch nicht übergangen.
Er soll das Glück, worauf die Wahl des Andern fällt,
Sogar im Doppelmaß empfangen.“—
Jetzt hoben rüstig Geiz und Neid
Ihr Schlangenhaupt zu einem langen Streit.

Der Neidhart wollte nicht zum Wunsch die Lippen regen,
Denn der Gedanke war für ihn schon Höllenpein,
Durch einen reichern Wundersegen
Den Sohn des Geizes zu erfreu'n;
Und dieser ließ so wenig als ein Stein
Zu einem Ausspruch sich bewegen,
Um nicht des Doppelglücks dadurch beraubt zu sein.
So tief verstrickt in den Gewinden
Des Labyrinths der Selbstsucht schien
Des Neidischen Verstand zuletzt vor Wuth zu schwinden,
Und Wahnsinn bei ihm einzuzieh'n:
„Er schrie: „Du Knauser sollst durch mich nicht Schätze finden!
Denn horch, es ist mein Wunsch: Im Nu
Auf einem Auge zu erblinden.“—
Urplötzlich fiel sein rechtes Auge zu,
Und lächelnd sah er mit dem linken
In voller Blindheit Nacht den Geizigen versinken.

Ar. Fr. E. Langbein.

---

8. Der Mönch zu Heisterbach.

Ein junger Mönch im Kloster Heisterbach
Lustwandelt an des Gartens fernstem Ort;
Der Ewigkeit sinnt tief und still er nach
Und forscht dabei in Gottes heil'gem Wort.

Er lies't was Petrus der Apostel sprach:
„Dem Herren ist ein Tag wie tausend Jahr',
Und tausend Jahr sind ihm wie einen Tag“—
Doch wie er sinnt, es wird ihm nimmer klar.

Und er verliert sich zweifelnd in den Wald;
Was um ihn vorgeht, hört und sieht er nicht
Erst wie die fromme Vesperglocke schallt,
Gemahnt es ihn der ernsten Klosterpflicht.

Im Lauf erreichet er den Garten schnell;
Ein Unbekannter öffnet ihm das Thor.
Er stutzt: doch sieh! die Kirche ist schon hell,
Und d'raus ertönt der Brüder heil'ger Chor.

Nach seinem Stuhle eilend tritt er ein,
Doch wunderbar, ein And'rer sitzet dort;
Er überblickt der Mönche lange Reih'n,
Nur unbekannte findet er am Ort.

Der Staunende wird angestaunt ringsum,
Man fragt nach Namen, fragt nach dem Begehr';
Er sagt's, da murmelt man durch's Heiligt um:
„Dreihundert Jahre hieß so Niemand mehr.“

Der letzte dieses Namens, tönt es dann,
Er war ein Zweifler und verschwand im Wald;
Man gab den Namen Keinem mehr fortan.
Er hört das Wort, es überläuft ihn kalt.

Er nennet nun den Abt und nennt das Jahr.
Man nimmt das alte Klosterbuch zur Hand,
Da wird ein großes Gotteswunder klar:
„Er ist's, der drei Jahrhunderte verschwand.“

Ha! welche Lösung! plötzlich graut sein Haar,
Er sinkt dahin, ihn tödtet dieses Leid,
Und sterbend mahnt er seiner Brüder Schaar:
„Gott ist erhaben über Ort und Zeit!“

„Was er verhüllt, macht nur ein Wunder klar;
Drum grübelt nicht, denkt meinem Schicksal nach;
Ich weiß, Ihm ist ein Tag wie tausend Jahr,
Und tausend Jahre sind Ihm, wie ein Tag.“

Wolfgang Müller.

---

9. Ritter Harras.

Noch harrte im heimlichen Dämmerlicht
Die Welt dem Morgen entgegen;
Noch erwachte die Erde vom Schlummer nicht,
Da begann sich's im Thale zu regen.
Und es klingt herauf wie Stimmengewirr,
Wie flüchtiger Hufschlag und Waffengeklirr;
Und tief aus dem Wald zum Gefechte
Sprengt ein Fähnlein gewappneter Knechte.

Und vorbei mit wildem Ruf fliegt der Troß,
Wie Brausen des Sturms und Gewitter:
Und voran, auf feurig schnaubendem Roß,
Der Harras, der muthige Ritter.
Sie jagen, als gält' es den Kampf um die Welt,
Auf heimlichen Wegen durch Flur und Feld,
Den Gegner noch heut zu erreichen
Und die feindliche Burg zu besteigen.

So stürmen sie fort in des Waldes Nacht
Durch den fröhlich aufglühenden Morgen;
Doch mit ihm ist auch das Verderben erwacht,
Es lauert nicht länger verborgen!
Denn plötzlich bricht aus dem Hinterhalt
Der Feind mit doppelt stärk'rer Gewalt;
Das Hüfthorn ruft furchtbar zum Streite,
Und die Schwerter entfliehen der Scheide.

Wie der Wald dumpfdonnernd wiederklingt
Von ihren gewaltigen Streichen!
Die Schwerter klingen, der Helmbusch winkt,
Und die schnaubenden Rosse steigen.
Aus tausend Wunden strömt schon das Blut;
Sie achten's nicht in des Kampfes Glut,
Und Keiner will sich ergeben:
Denn Freiheit gilt's oder Leben

Doch dem Häuflein des Ritters wankt endlich die Kraft;
Der Uebermacht muß es erliegen:
Das Schwert hat die meisten hinweggerafft,
Die Feinde, die mächtigen, siegen.
Unbezwingbar nur, eine Felsenburg,
Kämpft Harras noch und schlägt sich durch;
Und sein Roß trägt den muthigen Streiter
Durch die Schwerter der feindlichen Reiter.

Und er jagt zurück in des Waldes Nacht,
Jagt irrend durch Flur und Gehege;
Denn, flüchtig, hat er des Weges nicht Acht,
Er verfehlt die kundigen Stege.
Da hört er die Feinde hinter sich drein,
Schnell lenkt er tief in den Forst hinein:
Und zwischen den Zweigen wird's helle,
Und er sprengt zu der lichteren Stelle.

Da hält er auf steiler Felsenwand,
Hört unten die Wogen brausen;
Er steht an des Zschopauthals schwindeldem Rand
Und blickt hinunter mit Grausen.
Aber drüben auf waldigen Bergeshöhen
Sieht er seine schimmernde Feste stehn;
Sie blickt ihm freundlich entgegen,
Und sein Herz pocht in lauteren Schlagen.

Ihm ist, als ob's ihn hinüberrief
Doch es fehlen ihm Schwingen und Flügel:
Und der Abgrund, wohl fünfzig Klafter tief,
Schreckt das Roß: es schäumt in den Zügel.
Und mit Schaudern denkt er's und blickt hinab;
Und vor sich und hinter sich sieht er sein Grab;
Er hört, wie von allen Seiten
Ihn die feindlichen Schaaren umreiten.

Noch sinnt er, ob Tod aus Feindes Hand,
Ob Tod in den Wogen er wähle;
Dann sprengt er vor an die Felsenwand
Und befiehlt dem Herrn seine Seele.
Und näher schon hört er der Feinde Troß,
Aber, scheu vor dem Abgrunde, bäumt sich das Roß;
Doch er spornt's, daß die Fersen bluten,
Und er setzt hinab in die Fluthen.

Und der kühne, gräßliche Sprung gelingt:
Ihn beschützen höh're Gewalten;
Wenn auch das Roß zerschmettert versinkt,
Der Ritter ist wohl erhalten.
Und ertheilt die Wogen mit kräftiger Hand.
Und die Seinen stehn an des Ufers Rand
Und begrüßen freudig den Schwimmer.—
Gott verläßt den Muthigen nimmer.

Theodor Körner.

---

10. Das Lied vom braven Mann.

Hoch klinkt das Lied vom braven Mann
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer hohes Muths sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob, daß ich singen und preisen kann,
Zu singen und preisen den braven Mann!

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer
Und schnob durch Wälschland, trüb und feucht.
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wenn der Wolf die Heerde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst,
Auf See'n und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee,
Der Sturz von tausend Wassern scholl;
Das Wiesenthal begrub ein See,
Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll;
Hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis
Und rollten gewaltige Felsen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
Aus Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her;
Und mitten stand ein Häuschen drauf;
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind.
„O Zöllner, o Zöllner, entfleuch geschwind!“

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran,
Laut heulten Sturm und Wog' ums Haus.
Der Zöllner sprang zum Dach hinan
Und blickt in den Tumult hinaus. —
„Barmherziger Himmel! Erbarme dich!
Verloren! Verloren! Wer rettet mich?“

Die Schollen rollten Schuß auf Schuß,
Von beiden Ufern, hier und dort,
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler sammt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter als Sturm und Wind.

Die Schollen rollten Stoß auf Stoß;
An beiden Enden, hier und dort,
Zerborsten und zertrümmert schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich —
„Barmherziger Himmel! Erbarme dich!“

Hoch auf dem fernen Ufer stand
Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein,
Und jeder schrie und rang die Hand;
Doch mochte Niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind.

Wann klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan, so nenn' ihn, nenn ihn dann!
Wann nennst du ihn, mein schönster Sang?
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich!
O braver Mann, braver Mann, zeige dich!

Rasch galoppirt' ein Graf hervor
Auf hohem Roß, ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff;
„Zwei hundert Pistolen sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt!“

Wer ist der Brave? Ist's der Graf?
Sag an, mein braver Sang, sag an!
Der Graf, beim höchsten Gott! war brav;
Doch weiß ich einen bravern Mann.
O braver Mann, braver Mann, zeige dich!
Schon naht das Verderben sich fürchterlich!

Und immer, höher schwoll die Flut,
Und immer lauter schnob der Wind,
Und immer tiefer sank der Muth.
O Retter, Retter, komm geschwind!
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach;
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

„Halloh! Halloh! Frisch auf, gewagt!“
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein jeder hört's, doch jeder zagt,
Aus Tausenden tritt Keiner vor.
Vergebens durchheulte mit Weib und Kind
Der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind.

Sieh, schlecht und recht, ein Bauersmann
Am Wanderstabe schritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,

An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort
Und schaute das nahe Verderben dort.

Und kühn in Gottes Namen sprang
Er in den nächsten Fischerkahn:
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang
Kam der Erretter glücklich an;
Doch, wehe! der Nachen war allzu klein,
Der Retter von allen zugleich zu sein.

Und drei Mal zwang er seinen Kahn,
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang;
Und drei Mal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die letzten in sichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort.

Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag an, sag an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt sein Leben dran,
Doch that er's wohl um Goldesklang?
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut.

„Hier,“ rief der Graf, mein wackrer Freund,
Hier ist dein Preis, komm her! nimm hin!“—
Sag an, war das nicht brav gemeint?
Bei Gott, der Graf trug hohen Sinn;
Doch höher und himmlischer, wahrlich! schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

„Mein Leben ist für Gold nicht feil;
Arm bin ich zwar, doch ess' ich satt.
Dem Zöllner werd' Eu'r Gold zu Theil,
Der Hab' und Gut verloren hat:“
So rief er, mit herzlichem Biederton,
Und wandte den Rücken nnd ging davon.

Hoch klingst du Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muths sich rühmen kann,
Den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob, daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann!

Bürger.

---

11. Das Glasgemälde.

Ein armer Pilger fromm und gut,
Mit weißem Stab und Muschelhut,
In schwarzem, wollenem Gewand,
Zog weit umher von Land zu Land.

Er sah die Unschuld oft gedrückt
Die Schuld mit Stern und Band geschmückt;
Der Welt verworrenes Gewühl
Schien ihm fast nur des Zufalls Spiel.
So wallt er einst mit trübem Sinn
Durch eine rauhe Wildniß hin.
Der Himmel ist von Wolken schwer,
Es regnet, schneit und stürmet sehr.
Da zeigt sich, moosbedeckt und alt,
Ein einsam Kirchlein in dem Wald.
Voll Andacht gehet er hinein.
Und schau'rlich Dunkel schließt ihn ein.
Das Spitzgewölb', die Wänd' umher
Sind ohne Zierath, kahl und leer;
Der kleine steinerne Altar
Vielfältig grün von Schimmel war;
Des Kirchleins einzig's Fensterlein
Nimmt des Altarblatts Stelle ein,
Und schwärzlich roth und ungestalt
Sind alle Scheiben übermalt.
Pfui, spricht der Mann, welch garstig Stück
Beleidigt hier den frommen Blick!
Das malte wohl in Fieberwuth
Ein blinder Mann mit Ruß' und Blut;
Man sieht ja nichts, als Fleck an Fleck,
Nichts hat Bedeutung, Sinn und Zweck;
Ja, dieses dunkle Chaos stellt
Mir dar ein treues Bild der Welt.
Indem der Pilger dieses spricht.
Die Sonne aus den Wolken bricht
Entzündet, wie mit einem Strahl,
Des Glasgemäldes Farben all;
Ein Bild von wundersamem Glanz
Erscheint in buntem Feuer ganz,
Und der Kapelle düstre Nacht
Erhöht noch mehr der Farben Pracht.
Den feur'gen Dornbusch man erkennt,
In dem der Name Gottes brennt;
Beleuchtet von dem Wunderlicht,
Liegt Moses auf dem Angesicht;
Sein Purpurkleid, des Mantels blau,
Der braune Fels, die grüne Au,
Der weißen Schäflein zarte Schaar,
Erscheinen lieblich, hell und klar.
Ha! rief der Pilgrim, welch ein Bild!
Wie feuerreich, und doch wie mild!
Was dunkel und verworren war,
Wie ist es nun so licht und klar!
Was vorhin ohne Zweck mir schien,

Setzt' wohlbedacht der Meister hin;
Kein Strichlein durfte anders sein,
Sollt' ich mich dieser Schönheit freu'n!
Auch seine düstre Seel' wird licht,
Im Herzen tief die Stimme spricht:
Dem Bilde gleicht dein Lebenslauf,
Geht einst die Wahrheitssonne auf,
Dann wird, was dir jetzt dunkel scheint,
Zu einem Lichtgemäld' vereint.
Drum glaube jetzt und bete an:
Was Gott thut, das ist wohlgethan.

Schmidt.

---

12. Die Bürgschaft.

Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Möros, den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
„Was wolltest du mit dem Dolche? sprich!“
Entgegnet ihm finster der Wütherich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!“
„Das sollst du am Kreuze bereuen.“

„Ich bin,“ spricht jener, „zu sterben bereit
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit:
Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen.“

Da lächelt' der König mit arger List
Und sprach nach kurzem Bedenken;
„Drei Tage will ich dir schenken;
Doch wisse, wenn sie verstrichen, die Frist,
Eh' du zurück mir gegeben bist,
So muß er statt deiner erblassen,
Doch dir ist die Strafe erlassen.“

Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben:
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
So bleib du dem König zum Pfande,
Bis ich komme zu lösen die Bande.“

Und schweigend umarmt ihn der treue Freund
Und liefert sich aus dem Tyrannen;
Der andere ziehet von dannen.

Und ehe das dritte Morgenroth scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen.
Und er kommt ans Ufer mit wanderndem Stab:
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
De sGewölbes krachende Bogen.

Und trostlos irrt er an Ufers Rand;
Wie weit er auch spähet und blicket
Und die Stimme, die rufende, schicket,
Da stößet kein Nachen vom sichern Strand
Der ihn setze an das gewünschte Land;
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Da sinkt er ans Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht,
Die Sonne, und wenn sie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen!“

Doch wachsend erneut sich des Stromes Wuth,
Und Welle auf Welle zerrinnet;
Und Stunde auf Stunde entrinnet.
Da treibt ihn die Angst, da faßt er sich Muth
Und wirft sich hinein in die brausende Flut,
Und theilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

Und gewinnt das Ufer und eilet fort
Und danket dem rettenden Gotte;
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord,
Und hemmet des Wandrers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

Was wollt Ihr? ruft er vor Schrecken bleich,
Ich habe nichts, als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!
Und entreißt die Keule dem nächsten gleich:
Um des Freundes Willen erbarmet euch!
Und drei mit gewaltigen Streichen
Erlegt er, die andern entweichen.

Und die Sonne versendet glühenden Brand:
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet sinken die Kniee.
O, hast du mich gnädig aus Räuberhand,

Aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben?

Und horch! da sprudelt es silberhell
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er, zu lauschen.
Und sieh, aus dem Felsen geschwätzig schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell;
Und freudig bückt er sich nieder
Und erfrischet die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;
Und zwei Wandrer sieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufes vorüber fliehn,
Da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen!“

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorgen Qualen;
Da schimmern in Abendroths Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennet entsetzt den Gebieter:

„Zurück! du rettest den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stund gewartet' er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr;
Ihm konnte den muthigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben.“

Und ist es zu spät und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.
Deß rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht!
Er schlachte der Opfer zweie,
Und glaube an Liebe und Treue!

Und die Sonne geht unter, da steht er am Thor
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet.
An dem Seile schon zieht man den Freund empor;
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker, ruft er erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget!“

Und Erstaunen ergreift das Volk umher,
In den Armen liegen sich beide
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge thränenleer,

Und zum Könige bringt man die Wundermähr.
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen.
Und blicket sie lange verwundert an,
Drauf spricht er: „Es ist Euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen!
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn!
So nehmt auch mich zum Genossen an;
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In Eurem Bunde der dritte!“

Schiller.

---

13. Der Graf von Habsburg.

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im alterthümlichen Saale,
Saß König Rudolph's heil'ge Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die Sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge,
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge;
Denn geendigt nach langem verderblichem Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klange mir bewege die Brust,
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren.

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger in langem Talare.
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.

Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold;
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das höchste, das beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
Doch sage, was ist des Kaisers werth
An seinem herrlichsten Feste?

Nicht, gebieten werd' ich dem Sänger spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde;
Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saus't,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braus't,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen:
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunklen Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen,

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt,
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
Aufs Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen;
Ihm folgte der Knapp' mit dem Jägergeschoß.
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern,
Ein Priester war's mit dem Leibe des Herrn,
Voran kam der Meßner geschritten.

Und der Graf sich zur Erde neiget hin,
Das Haupt, mit Demuth entblößet
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durch's Fels,
Von den Gießbachs reißenden Fluten geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte.
Und beiseit legt jener das Sacrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.

Was schaffst du redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet.
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen,
Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil
Durchwaten mit nackenden Füßen.

Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,

Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und ihn selber auf seines Knappen Thier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
Der andre die Reise vollführet
Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick,
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück
Bescheiden am Zügel geführet.

Nicht wolle das Gott, rief mit Demuthsinn
Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich besteige fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinnst,
So bleib' es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab' es Dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut,
Und Seele und Athem und Leben.—

So mög' auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren Euch bringen hier und dort,
So wie Ihr ihn jetzt geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland,
Euch blühen sechs liebliche Töchter:
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen Euch bringen in Euer Haus,
Und glänzen die spätsten Geschlechter!

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennet er schnell,
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an,
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

Schiller.

---

14. Die Kuh.

Frau Magdalis weint' auf ihr letztes Stück Brod,
Sie konnt' es vor Kummer nicht essen.
Ach, Wittwen bekümmert oft größere Noth,
Als glückliche Menschen ermessen!

„Wie tief ich auf immer geschlagen nun bin!
Was hab' ich, bist du erst verzehret!“
Denn, Jammer! ihr Eins und ihr Alles war hin,
Die Kuh, die bisher sie ernähret.

Heim kamen mit lieblichem Schellengetön
Die andern gesättigt in Fülle.
Vor Magdalis Pforte blieb keine mehr stehn
Und rief ihr mit sanftem Gebrülle.

Wie Kindlein, welche der nährenden Brust
Der Mutter sich sollen entwöhnen,
So klagte sie Abend und Nacht den Verlust,
Und löschte ihr Lämpchen mit Thränen.

Sie sank auf ihr ärmliches Lager dahin
In hoffnungslosem Verzagen,
Verwirrt und zerrüttet an jeglichem Sinn,
An jeglichem Gliede zerschlagen.

Doch stärkte kein Schlaf sie von Abend bis früh,
Schwer abgemüdet, im Schwalle
Von ängstlichen Träumen, erschütterten sie
Die Schläge der Glockenuhr alle.

Früh that ihr des Hirtenhornes Getön
Ihr Elend von neuem zu wissen.
„O wehe! Nun hab' ich nichts aufzustehn!“
So schluchzte sie nieder ins Kissen.

Sonst weckte des Hornes Geschmetter ihr Herz,
Den Vater der Güte zu preisen.
Jetzt zürnet und hadert entgegen ihr Schmerz
Dem Pfleger der Wittwen und Waisen.

Und hoch, auf Ohr und auf Herz wie ein Stein
Fiel's ihr mit dröhnendem Schalle.
Ihr rieselt' ein Schauer durch Mark und Gebein,
Es dünkt ihr wie Brüllen im Stalle.

„O Himmel, verzeihe mir jegliche Schuld,
Und ahnde nicht meine Verbrechen!“
Sie wähnt', es erhübe sich Geistertumult,
Ihr sträfliches Zagen zu rächen.

Kaum aber hatte vom schrecklichen Ton
Sich mählich der Nachhall verloren,
So drang ihr noch lauter und deutlicher schon
Das Brüllen vom Stalle zu Ohren.

„Barmherziger Himmel, erbarme dich mein
Und halte den Bösen in Banden!“
Tief barg sie das Haupt in die Kissen hinein,
Daß Hören und Sehen ihr schwanden.

Hier schlug ihr, indem sie im Schweiße zerquoll,
Das bebende Herz wie ein Hammer;
Und drittes, noch lauteres Brüllen erscholl,
Als wär's vor dem Bett in der Kammer.

Nun sprang sie mit wildem Entsetzen heraus;
Stieß auf die Laden der Zelle,
Schon strahlte der Morgen; der Dämmerung Graus
Wich seiner erfreulichen Helle.

Und als sie mit heiligem Kreuz sich versehn:
„Gott helfe mir gnädiglich, Amen!“
Da wagte sie's zitternd zum Stalle zu geh'n,
In Gottes allmächtigem Namen.

O Wunder! hier kehrte die herrlichste Kuh,
So glatt und so blank wie ein Spiegel,
Die Stirne mit silbernen Sternchen ihr zu.
Vor Staunen entsank ihr der Riegel.

Dort füllte die Krippe frisch duftender Klee,
Und Heu den Stall, sie zu nähren;
Hier leuchtet' ein Eimerchen, weiß wie der Schnee,
Die strotzenden Euter zu leeren.

Sie trug ein zierlich beschriebenes Blatt
Um Stirn und Hörner gewunden:
„Zum Troste der guten Frau Magdalis hat
N. N. hieher mich gebunden.“

Gott hatt' es ihm gnädig verliehen, die Noth
Des Armen so wohl zu ermessen;
Gott hatt' ihm verliehen ein Stücklein Brot,
Das konnt' er allein nicht essen. —

Mir dächt, ich wäre von Gott ersehn,
Was gut und was schön ist zu preisen
Daher besing' ich, was gut ist und schön,
In schlicht einfältigen Weisen.

„So schwur mir ein Nachbar, so ist es geschehn!
Allein er verbot mir den Namen.
Gott laß' es dem Edeln doch wohl ergehn!
Das bet' ich herzinniglich, Amen.

G. A. Bürger.

---

15. Die Kinder, sie hören es gerne.

Herein, o du Guter! du Alter, herein!
Hier unten im Saale, da sind wir allein,
Wir wollen die Pforte verschließen.
Die Mutter sie betet, der Vater im Hain
Ist gangen, die Wölfe zu schießen.
O sing uns ein Mährchen, o sing es uns oft,
Daß ich und der Bruder es lerne;
Wir haben schon längst einen Sänger gehofft.
Die Kinder, sie hören es gerne.

„Im nächtlichen Schrecken, im feindlichen Graus
Verläßt er das hohe, das herrliche Haus,
Die Schätze die hat er vergraben.
Der Graf nun so eilig zum Pförtchen hinaus,
Was mag er im Arme denn haben?
Was birget er unter dem Mantel geschwind
Was trägt er so rasch in die Ferne?
Ein Töchterlein ist es, da schläft nun das Kind.“—
Die Kinder, sie hören es gerne.

„Nun hellt sich der Morgen, die Welt ist so weit,
In Thälern und Wäldern die Wohnung bereit,
In Dörfern erquickt man den Sänger.
So schreitet und heischt er undenkliche Zeit,
Der Bart wächst ihm länger und länger;
Doch wächst in dem Arme das liebliche Kind,
Wie unter dem glücklichsten Sterne,
Geschützt in dem Mantel vor Regen und Wind.“—
Die Kinder sie hören es gerne.

„Und immer sind weiter die Jahre gerückt;
Der Mantel entfärbt sich, der Mantel zerstückt,
Er könnte sie länger nicht fassen:
Der Vater, er schaut sie, wie ist er beglückt
Er kann sich vor Freude nicht lassen;
So schön und so edel erscheint sie zugleich,
Entsprossen aus tüchtigem Kerne;
Wie macht sie den Vater, den theuren, so reich!“—
Die Kinder, sie hören es gerne.

„Da reitet ein fürstlicher Ritter heran,
Sie recket die Hand aus, der Gabe zu nah'n:
Almosen, die will er nicht geben.
Er fasset das Händchen, so kräftiglich an:
Die will ich, so ruft er, auf's Leben!
Erkennst du, erwidert der Alte, den Schatz,
Erhebst du zur Fürstin sie gerne:
Sie sei dir verlobet auf grünendem Platz.“—
Die Kinder sie hören es gerne.

„Sie segnet der Priester am heiligen Ort,
Mit Lust und mit Unlust nun ziehet sie fort,
Sie möchte vom Vater nicht scheiden.
Der Alte er wandelt nun hier und bald dort,
Er träget in Freuden sein Leiden.
So hab' ich mir Jahre die Tochter gedacht,
Die Enkelein wohl in der Ferne;
Sie seg'n ich bei Tage, sie seg'n ich bei Nacht—“
Die Kinder, sie hören es gerne.

Er segnet die Kinder, da poltert's am Thor,
Der Vater da ist er! Sie springen hervor,
Sie können den Alten nicht bergen.—

„„Was lockst du die Kinder! Du Bettler! Du Thor!
Ergreift ihn, ihr eisernen Schergen!
Zum tiefsten Verließ den Verwegenen fort!““
Die Mutter vernimmt's in der Ferne,
Sie eilet, sie bittet mit schmeichelndem Wort—
Die Kinder, sie hören es gerne.

Die Schergen sie lassen den Würdigen stehn,
Und Mutter und Kinder, sie bitten so schön;
Der fürstliche Stolz verbeißet
Die grimmige Wuth, ihn entrüstet das Flehn,
Bis endlich sein Schweigen zerreißet.
„„Du niedrige Brut! du vom Bettlergeschlecht!
Verfinsterung fürstlicher Sterne!
Ihr bringt mir Verderben! geschieht mir doch Recht!““
Die Kinder, sie hören's nicht gerne.

Noch stehet der Alte mit herrlichem Blick,
Die eisernen Schergen sie treten zurück,
Es wächst nur das Toben und Wüthen.
„„Schon lange verflucht' ich mein ehliches Glück,
Das sind nun die Früchte der Blüthen!
Man läugnete stets, und man läugnet mit Recht,
Daß je sich der Adel erlerne!
Die Bettlerin zeugte nur Bettlergeschlecht—““
Die Kinder, sie hören's nicht gerne.

„Und wenn euch der Gatte, der Vater verstößt,
Die heiligsten Bande verwegentlich löst,
So kommt zu dem Vater, dem Ahnen!
Der Bettler vermag, so ergraut und entblößt,
Euch herrliche Wege zu bahnen.
Die Burg ist die meine! Du hast sie geraubt,
Mich trieb dein Geschlecht in die Ferne;
Wohl bin ich mit köstlichen Siegeln beglaubt!—“
Die Kinder, sie hören es gerne.

„Rechtmäßiger König er kehret zurück,
Den Treuen verleiht er entwendetes Glück;
Ich löse die Siegel der Schätze!“
So rufet der alte mit freundlichem Blick:
„Euch künd' ich die milden Gesetze,
Erhole dich, Sohn! es entwickelt sich gut,
Heut einen sich selige Sterne,
Die Fürstin sie zeugte dir fürstliches Blut.“—
Die Kinder, sie hören es gerne.

J. W. Goethe.

16. Die wiedergefundenen Söhne.

Was die Schickung schickt, ertrage!
Wer aus harret, wird gekrönt.
Reichlich weiß sie zu vergelten,
Herrlich lohnt sie stillen Sinn.
Tapfer ist der Löwensieger,
Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapf'rer, wer sich selbst bezwang.

Placidus, ein edler Feldherr,
Reich an Tugend und Verdienst,
Beistand war er jedem Armen,
Unterdrückten half er auf.
Wie er einst den Feind bezwungen,
Wie er einst das Reich gerettet,
Rettet' er, wer zu ihm floh.

Aber ihn verfolgt das Schicksal,
Armuth und der Bösen Neid.
„Laß dem Neid uns und der Armuth
Still entgehn!“ sprach Placidus.
„Auf! laß uns dem Fleiße dienen!“ —
Sprach sein Weib — „und gute Knaben,
Tapfre Knaben, folget uns!“

Also gingen sie; im Walde
Traf sie eine Räuberschaar,
Trennen Vater, Mutter, Kinder —
Lange sucht der Held sie auf.
„Placidus — rief eine Stimme
Ihm im hochbeherzten Busen, —
Dulde dich, du findest sie!“

Und er kam vor eine Hütte,
„Kehre, Wandrer, bei mir ein!“ —
Sprach der Landmann — „du bist traurig:
Auf und fasse neuen Muth!
Wen das Schicksal drückt, den liebt es;
Wem's entzieht, dem will's vergelten;
Wer die Zeit erharret, siegt!“ —

Und er ward des Mannes Gärtner,
Dient ihm unerkannt und treu,
Pflegend tief in seinem Herzen
Eine bittre Frucht, Geduld.
„Placidus,“ — rief eine Stimme
Ihm im tiefbedrängten Busen, —
„Dulde dich, du findest sie! — —

So verstrichen Jahr' auf Jahre,
Bis ein wilder Krieg entsprang.
„Wo ist Placidus, mein Feldherr ?“
Sprach der Kaiser — „suchet ihn!“—
Und man sucht ihn nicht vergebens,
Denn die Prüfzeit war vorüber.
Und des Schicksals Stunde schlug.

Zweene seiner alten Diener
Kamen vor der Hütte Thür,
Sah'n den Gärtner und erkannten
An der Narb' ihn im Gesicht,
An der Narbe die dem Feldherrn
Statt der Schätze, statt der Lorbern
Einzig blieb als Ehrenmahl.

Also bald wird er gerufen :
Es erjauchzt das ganze Heer.
Vor ihm ging der Feinde Schrecken,
Ihm zur Seite Sieg und Ruhm.
Stillen Sinns nahm er den Palmzweig,
Gab die Lorbern seinen Treuen,
Seinen Tapfersten im Heer.—

Als nach ausgefochtnem Kriege
Jetzt der Siegestanz begann,
Drängt mit Zween seiner Helden
Eine Mutter sich hervor :
„Vater, nimm hier deine Kinder!
Feldherr, sieh hier deine Söhne,
Mich, dein Weib, Eugenia!

„Wie die Löwin ihre Jungen
Jagt' ich sie den Räubern ab.
Nachbarlich in dieser Hütte,
Komm' und schau'! erzog ich sie;
Glaubte dich uns längst verloren,
Deine Söhne mir statt deiner;
Deiner werth erzog ich sie!“

„Als die Post erscholl vom Kriege
Rufend deinen Namen aus,
Auferweckt vom Todtentraume
Rüstet ich die Jünglinge.
„„Zieht, verdienet euren Vater,
„„Streitet unerkannt und werdet,
„„Werdet eures Vaters werth!““—

„Und ich seh', sie tragen Kränze,
Ehrenkränze, dir zum Ruhm,
Die du unerkannt den Söhnen,
Nicht als Söhnen zuerkannt.

Vater, nimm jetzt deine Kinder,
Feldherr, sieh hier deine Söhne,
Und dein Weib Eugenia!„— —

Was die Schickung schickt, ertrage!
Wer ausharret, wird gekrönt,
Placidus der stillgesinnte,
Lebet noch in Hymnen jetzt:
Christlich wandt' er seinen Namen,
Seinen Namen nennt die Kirche
Preisend Sanct Eustachius.

J. G. Herder.